

# Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.  
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:  
Rua Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ausland 20 Mark  
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 43

São Paulo, 21. April 1911

VI. Jahrg.

## Eine schwimmende Insel—das grösste Schiff der Welt.

Auf der Werft des Stettiner Vulkan in Hamburg regen sich zurzeit tausend Hände, und viele Köpfe sind beschäftigt, um ein Werk vorzubereiten, das, in die Erscheinung getreten, die Welt in Erstaunen setzen wird. Die bewegliche, von Ort zu Ort schwebende Insel Gullivers, ein ambulanter Königspalast, wird zur Wahrheit. Die alten Meergötter, die einst dem Odysseusschifflein guten Wind sandten, bis der erzürnte Poseidon es schlug, werden erschreckt in die dunkelsten Tiefen entfliehen, wenn der neue Gigant des Meeres die Fluten durchsteuert und dem Okeanos Kunde davon bringt, daß des Menschen Kampf mit der Materie und den Naturgewalten einen neuen Sieg davongetragen hat. Ueber jeder Vorstellung gewaltig wird das Riesenwerk des im Bau befindlichen neuen Dampfers der Hamburg-Amerika-Linie sich ausnehmen. Obgleich seine Maße, die im Vergleich mit anderen Lebenserscheinungen fast an das Komische streifen, nur einen Teil des Wunderwerkes bilden, zu dessen Schöpfung Technik, Wissenschaft und Kunst einander die Hände reichen, bilden sie doch eine seiner eindruckvollsten Eigenschaften. Nackte Zahlen genügen hier nicht. Wenn man sagt, daß der neue Ozeandampfer 50.000 Tons groß ist, so können sich dabei höchstens die Fachleute irgend eine Vorstellung machen. Auch ist es schwer, sich im Geist die bloße Länge von 268 Meter, ohne irgend eine gegenständliche Vergleichung zu versinnbildlichen. Man denke sich aber einmal den Jungfernsteg in Hamburg mit seinen sämtlichen Gebäuden, einschließlich des Hamburger Hofes auf der einen und der Reesendammsbrücke auf der anderen Seite. Nun, dieser ganze gewaltige Block fände bequem in dem Riesendampfer Platz, sein Verdeck aber würde noch weit über die höchsten Gebäude hinausragen. Wie muß dem Kapitän zumute sein, der gleichsam von der Spitze eines Turmes aus auf den Wasserspiegel hinabschaut; sein Machtgefühl als Beherrscher des Meeres muß sich, wenn er auf der Kommandobrücke steht, bis ins Uebermenschliche steigern.

Die Amerikaner nennen ihre in die Luft hinausgebauten Geschäftstürme, die in Wahrheit perpendikular gebaute Straßen sind, „Sky-scrapers“, ein Wort, das wir Deutschen mit „Wolkenkratzer“ übersetzt haben. Etwas Aehnliches bereitet sich hier für das Meer vor. In dem schwimmenden Palast türmen sich elf Stockwerke übereinander, und darüber hinaus ragen noch drei übergewaltige Schornsteine. Die berühmte „Deutschland“ maß

vom Kiel bis zum Flaggenknopf 55,4 Meter, der neue Dampfer reicht so hoch schon mit dem Rand seiner Schornsteine. Würde man eines dieser Riesenrohre auf die Alster legen können, so möchten die Alsterdampfer glatt seine tunnelartige Höhlung zu durchfahren und hätten noch eine gewaltige dunkle Wölbung über sich. Geradezu grotesk wirkt das Längenmaß des Leviathan bei einer Gegenüberstellung mit dem Kölner Dom, dem höchsten Bauwerk in Deutschland. Könnte man den Dampfer neben dem Dom aufrichten, so würden die Knäufe der beiden Türme noch lange nicht bis zu dem dritten Schornstein emporreichen, es fehlt nicht viel daran, und man müßte einen zweiten Kölner Dom auf den ersten setzen, um bis zur Höhe des Vorderstevens hinauszureichen. Bis zur Höhe von 268 Meter erhebt sich, aufgestellt, der Schiffsrumpf, tief unter ihm liegen mit ihrer Höhe von 156 Meter die herrlichen Türme des alten Doms zu Köln am Rhein. Sollte irgend jemand, der nicht Architekt ist, es sich an der Hand dieser Vergleiche vorstellen können, wie viele moderne Großstadthäuser von vier Stockwerken man aufeinander türmen müßte, um die Höhe des aufgestellten Dampfers zu erreichen?! Wohl schwerlich. Denn man müßte in Wahrheit nicht weniger als zwölf große Häuser aufeinander stellen, jedes 22 bis 26 Meter hoch, um die entsprechende Länge herzustellen. Noch eine kleine Bemerkung zum Gewicht. Ohne Maschinen, Kessel und Ladung wiegt der Riese fast 34 Millionen Kilogramm und übertrifft damit um etwa 9 Millionen Kilogramm ein völlig ausgerüstetes, gepanzertes und armiertes modernes Linienschiff.

Einst wird man die Zeit, in der wir leben, das technische Zeitalter nennen. Auf allen Gebieten, welche diese Wissenschaft beherrscht, auf dem festen Lande, auf dem Meere und in der Luft, löst eine Errungenschaft stets die andere mit Windeseile ab, und über dem Wunderbaren von heute vergessen wir allzu schnell das, was noch gestern unsere Bewunderung und unser Staunen erregte. Noch nicht drei Jahrzehnte sind vergangen, seitdem der Dampfer „Hammonia“, das dritte Schiff dieses Namens der Hamburg-Amerika-Linie, in den Hamburger Hafen einlief und allgemeines Staunen erregte. Dieses Schiff, das im Vergleich mit dem Neubau nur ein Kind war und dessen Einrichtungen auch nicht einmal ahnen ließen, zu welcher Kühnheit sich der Schiffbau um nur dreißig Jahre später aufschwingen würde, war auf einer Werft von Glasgow entstanden. Das Wunderwerk von heute wird ein Erzeugnis deutschen Geistes und deutschen Gewerbefleißes sein. Die „Hammonia“ war noch nicht einmal halb so lang als der neue Riese, sie maß nur 375 Fuß, besaß vier Decks. Dieses damals größte Schiff der Linie war 5000 Tons groß, gegen 50.000 Tons des Neubaus. Diese Verhältnisse würden sich

bei einem Vergleich überall wiederholen. Vermochte die „Hammonia“ etwa tausend Menschen zu befördern, so bietet die schwimmende Stadt, die im nächsten Jahre von Küste zu Küste steuern wird, Raum für 5000 Menschen! Was aber seine inneren Einrichtungen anbetrifft, so wäre ein Vergleich gar nicht einmal am Platz, denn die „Hammonia“ war für ihre Zeit in Hamburg der höchste Typ, und an ein Schiff zu denken mit Personen-Aufzügen, Wintergärten, Schwimmbädern, Turnsälen und was der Wunder mehr sind, wäre damals utopistische Träumerei gewesen. Man braucht aber gar nicht einmal so weit zurückzugehen, um das Staunen herauszufordern, denn auch den neuesten und modernsten Schiffen gegenüber stellt das Fahrzeug, das sich vorbereitet, einen völlig fortgeschrittenen Typ dar. Daß es größer ist und länger und höher und infolgedessen mehr Raum gewährt als die größten Schiffe derselben Linie, „Kaiserin Augusta Viktoria“, „Amerika“, „Deutschland“, oder als die gewaltigen Ozeanriesen anderer Linien, wie der „George Washington“ des Norddeutschen Lloyd, die „Mauretania“ der Cunard Line oder die „Olympic“ der White Star Line, alles das ist doch gewissermaßen nur Aeußerlichkeit, obwohl es den ersten Einfluß auf den Raum ausübt, der wiederum die Möglichkeit der Durchführung einer selbst für die verwöhntesten Menschenkinder märchenhaften Einrichtung bietet.

Und hier eigentlich beginnt erst das Wunder. Wohl wird es schön und seltsam sein, auf Verdecken zu wandeln, die so hoch über den schwankenden Wogen liegen, daß man das Gefühl, auf dem Meere zu weilen, völlig vergessen kann; wohl wird es imposant anmuten, rund um den Schiffskoloß herum auf Planken sich zu ergehen, die in ihrer Endlosigkeit wie Strandwege sind; wohl ein merkwürdiges Gefühl wird die beschleichen, die zum ersten Male an Bord der märchenhaften schwimmenden Insel weilen, über sich die gewaltig ragenden Türme der Schornsteine und die zitternden Masten, die an die Wolken zu stoßen scheinen, unter sich eine wimmelnde Stadt von 5000 Menschen aus allen Zonen; wohl ein Bild, wenn die Nacht sich auf das Meer hinabsenkt und sich auf beiden Seiten der durch das Wasser eilenden Stadt die tausend beleuchteten Fenster in den glitzernden Fluten spiegeln. Ein in früheren Zeiten wohl kaum gekanntes Lustgefühl ob der reichen Möglichkeiten des Daseins muß hier erwachen. Und es muß sich steigern, wenn der Fuß sich wendet, um in das Innere des elfstöckigen Palastes hinabzutauchen. „Was doch soll ich zuerst, was zuletzt dir erzählen?“ singt Homer. Spricht man von einem Palast, so ist dies keine bloße Redefigur, denn wenige Schlösser werden Räumlichkeiten von solcher Pracht und Spannweite aufweisen können. Auf einem oberen Deck werden die Gesellschaftsräume der ersten Kajüte in einer einzigen Flucht von hundert Meter Länge beieinander liegen; sie sollen einen Damensalon, einen Rauchsalon, ein Ritz-Carlton-Restaurant, einen Wintergarten und eine Halle enthalten, die durch ihre Höhe einen Gesellschaftsraum von noch nie dagewesener Größe vorstellen wird. Wenn es draussen stürmt und haushohe Wogen den Ozean aufwühlen, wird man gemächlich im Wintergarten unter ragenden Palmen oder im Restaurant sitzen, komfortabel zurückgelehnt in breite Sessel, und wird die Augen an dem Blumenschmuck der Wände weiden und der Musik der großen Fontäne lauschen, die im Mittelpunkt des Raumes ihre Wasser sprudeln läßt. An schönen Tagen sitzt man vielleicht auf dem Hauptpromenadendeck, denn hier gibt es Kaffeelauben in englischem Bauernstil mit eichenen Möbeln und verschließbarer Vorderwand; aus der Höhe fällt der Blick auf das Meer, dessen Umkreis sich durch die Höhe erweitert hat. Obgleich durch die drahtlose Telegraphie die absolute Ruhe und die Meeres Einsamkeit für den Weltenbummler zu existieren aufgehört haben — denn auch hier erreichen ihn die neuesten Telegramme —, gibt es dennoch nirgends ein so vollendetes Dolce far niente wie auf der See, wo das tägliche Leben aus Essen, Spielen und Schlafen besteht. Die Umgebungen für alle drei dieser wichtigen Beschäftigungen zeigen sich

in höchstem Glanze. Der große Speisesaal der ersten Kajüte, der immer den größten Raum eines modernen Ozeandampfers darstellt, geht auf dem neuen Schiff durch zwei Stockwerke und wird ein Prunkstück des zeitgenössischen Kunstgewerbes darstellen. Die Architektur, weiß und gold in löchter Tönung, ist im Stile Louis XVI. gehalten. Das Tageslicht tritt durch Ausfenster ein, die in Gruppen zusammengefaßt sind. Magisch verstreut sich die künstliche Beleuchtung aus vielen kleinen Lichtquellen, von der Decke, aus der Wand, von den Tischen und indirekt durch Rückstrahlung über die in matten Rot glänzenden Mahagonimöbel und über den tiefen grünen Teppich. Nicht weniger als siebenhundert Kajütpassagiere werden hier an kleinen runden Tischen zu gleicher Zeit speisen können. Der ungeheure Raum, der durch die Größenverhältnisse des Dampfers geschaffen ist, wird natürlich allen Teilen des Schiffes zugute kommen und insbesondere den Passagieräumen. Nicht nur die dem allgemeinen Verkehr dienenden Räume aller Klassen, sondern auch die Kabinen werden größer als auf den größten bisherigen deutschen Dampfern.

Eigentlich ist es schade, daß mit der fortschreitenden Technik auch die Fahrzeiten immer kürzer werden, denn die mit der Technik zugleich wachsende Sicherheit und Bequemlichkeit schaffen wiederum den Wunsch, die mit nichts zu vergleichende Annehmlichkeit des Lebens an Bord eines großen modernen Dampfers so lange als möglich zu genießen. Man schläft in einem Salon, der mit dem Zimmer eines ersten Hotels wetteifert — elektrisches Licht, kaltes und warmes Wasser, hochelegante Ausstattung, frische Luft, wie sie kein Hotel der Welt bieten kann, herrliche Betten, Diwan und eine Bedienung, jedes Winks gewärtig. Man ergeht sich vor dem Frühstück in Meeresluft, findet im Frühstückssalon eine Speisekarte mit den üppigsten fertigen Gerichten und hinter sich einen weißhandschuhten Steward, der dem Gast die Wünsche von den Augen liest. Zwischen Frühstück und Mittag Konzert, Spiel, Imbiß und was das Herz begehrt. Dann große Galatabelle, die mit ihrem Konzert, ihren endlosen Gängen, ihrer Heiterkeit jeden Tag ein Fest vortäuscht. Die Abende im Sommer wie Märchenausschnitte mit Meeresleuchten ringsumher und im Innern der schwimmenden Stadt Frohsinn, Gesang und Tanz, aber auch manches Schicksal, das sich spinnt.

Die Vollkommenheit der Uebertragung aller Lebensgewohnheiten vorgeschrittener Kultur auf das Meer hat mit der Schöpfung dieses neuesten Dampfertyps wieder einen Schritt vorwärts getan. Es finden sich neben den bereits gewohnten hygienischen, Sicherheits- und Luxuseinrichtungen nicht nur hygienische Bäder an Bord, sondern sogar — man lese und staune — ein Schwimmbad im pompejanischen Stil und mit sich stetig erneuerndem Wasser. Man denke — ein Schiff im Meere und in diesem Schiff wiederum ein kleines Meer für Schwimmübungen. Das Bad enthält Seewasser, das je nach der Jahreszeit warm oder kalt ist. In das gekachelte Bassin führen Freitreppen und über den Rand hinaus ragen Sprungbretter. Ein Teil des Bades ist Nichtschwimmern vorbehalten. Die Kabinen der Badegäste liegen an einer Galerie rings um das Bassin. Massageräume und eine weite Turnhalle mit Geräten aller Art schließen sich an. Der Reisende ist nicht mehr auf dem Wasser, weilt nicht mehr in der Einsamkeit des Meeres oder auch nur in der Fremde; er vermag zu leben wie in einer großen kosmopolitischen Stadt, die ihm alle Möglichkeiten des Wohllebens, der Kur, des Vergnügens bietet — mehr noch, die für alle seine Bedürfnisse selbständig sorgt, ein Gemeinwesen, das so recht eigentlich das höchste Ideal des gesellschaftlichen Zusammenlebens versinnbildlicht.

Nun aber eine andere Frage. Diese Stadt ist nicht auf einem ebenen Plan erbaut, durch sie führen keine Eisenbahnen und Straßenbahnen, sie türmt sich in elf Stockwerken übereinander auf und weitverzweigt sind ihre unzähligen Dependenzen. Sie führen hinab in den Raum mit seiner unendlichen Fracht, in die ge-

waltigen Maschinenglasse, wo die technischen Ungeheuer, das zuekende Herz des Kolosses, sehnauen und stöhnen, und sie führen wiederum empor zu den abgesehenen eleganten Passagierräumen und höher bis zur Kommandobrücke, wo das Gehirn des schwimmenden Wunderwesens waecht. Beinahe möchte man sagen „selbstverständlich“ ist auch für einen raschen Verkehr gesorgt. Drei große palastraumartige Treppenhäuser gehen durch sämtliche Passagierdecks, um diese gewaltigen Liehtungen herum liegen ausgedehnte Vorplätze. Durch das Haupttreppenhaus aber gehen zwei Personenfahrstühle, die den Verkehr vermitteln. Das ist das non plus ultra von heute.

Schon jetzt ist das neue Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, das noch keinen Namen hat, die Sensation des Schiffbaues. Wenn es zum ersten Mal stolz ins Meer hinauszieht, einem sieggekrönten Riesen gleich, werden ihm die Augen der ganzen Welt folgen.  
Philipp Berges.

## Unser Kulturdokument.

Wir haben ein wenig lange auf das Februar-Heft des zweiten Jahrganges der „Revista Americana“\*) warten müssen. Das ist nicht die Schuld der Redaktion dieser schönsten und wertvollsten Zeitschrift Südamerikas, sondern der Druckerei. Es hat gewiß seine Vorzüge, in der Nationaldruckerei drucken zu lassen, denn diese Staatsanstalt verfügt über ein schönes und sauberes Typenmaterial und liefert auch bei der fleißigen Revisionsarbeit der Redaktion einen ziemlich fehlerfreien Satz. Aber dafür läßt sie sich auch entsetzlich viel Zeit, beinahe soviel, wie die Druckerei des Landwirtschaftsministeriums, die seit April vorigen Jahres das Manuskript für Heft 1 der neuen landwirtschaftlichen Zeitschrift dieses Ministeriums in Händen hatte, am 17. Februar dieses Jahres „schon“ die Korrekturabzüge fertigstellte und am 4. April von den in Auftrag gegebenen 5000 Exemplaren ganze 4 (vier!) Stück ablieferte. Man muß zwar zugeben, daß inzwischen weitere 29 Exemplare gefolgt sind, aber immerhin ist das nicht überwältigend viel. Wenn es so weiter geht, dann wird die zweite Nummer des neuen „Boletim“ im April nächsten Jahres erscheinen — se Deus quizer! Dabei verfügt die Privatdruckerei des Landwirtschaftsministeriums über Satz- und Rotationsmaschinen in Ueberfluß. Sie erfreut sich eines „Intendente“, der Rechtsbaealaureus ist, eines „Chefe da Typographia“, eines „Chefe da Impressão“ und eines Heeres von Angestellten, das genügen würde, das „Jornal do Commercio“ herzustellen. Auch kostet sie dem Bunde jährlich 300 Contos. Die Nationaldruckerei kostet ihm allerdings noch ein Stückchen mehr, aber dafür ist sie wenigstens nicht ganz so saumselig, wie die glücklich erschienene Februarnummer der „Revista Americana“ beweist.

In S. Paulo steht es in diesen Dingen entschieden besser. Das ist zwar nicht Verdienst der Staatsdruckerei, die sich durch die Herstellung des „Diario Official“ auszeichnet, denn dieser Druckerei gelingt bekanntlich im günstigsten Falle erst bei der dritten Veröffentlichung die wortgetreue Wiedergabe eines Gesetzes oder einer Verordnung. Es ist vielmehr Verdienst des in S. Paulo befolgten Systemes. Bei uns kennt man seine Pappenheimer und läßt alle amtlichen Druckarbeiten, die sauber und pünktlich ausgeführt werden sollen, in Privatbetrieben herstellen. So kommt es, daß z. B. unser Paulistaner „Boletim de Agricultura“ selten mit mehr als drei Monaten Verspätung erscheint. Auch das ist nicht wenig, aber immerhin noch kein Jahr, liegt auch nicht an der Druckerei, der die Herstellung übertragen wurde. Was unsere Paulistaner Staatsregierung anbelangt, so ist das

\*) Abonnements auf die „Revista Americana“ können in unserer Geschäftsstelle bestellt werden, wo die Zeitschrift auch zur Einsicht aufliegt.

„Diario Official“ übrigens nicht der einzige Beweis ihrer „Vorzüglichkeit“. Sie hat vielmehr noch ein anderes Prunkstück, und das ist die „Revista do Museu Paulista“, die unser verehrter Landsmann, Herr Dr. von Jhering, herausgibt. Obwohl der Staat allen Anlaß hätte, diese seine wertvollste Publikation, die in alle Teile der wissenschaftlichen Welt geht, in besonders würdigem Gewande erscheinen zu lassen, scheint er noch immer der Cabolo-Ansicht zu huldigen, daß für die Wissenschaft das Schlechteste noch viel zu gut sei.

\* \* \*

Das sind nun freilich auch „Kulturdokumente“, Dokumente einer Kultur eigener Art, doch von ihnen sollte hier eigentlich nicht die Rede sein. Denn die Ueberschrift des Aufsatzes war nicht ironisch gemeint, sondern bezog sich auf die „Revista Americana“, die wirklich ein Kulturdokument ist und sich von Heft zu Heft erfreulicher entwickelt. Auf die Bedeutung dieser Zeitschrift bin ich an dieser Stelle aus Anlaß der Vollendung des ersten Jahrganges ausführlich eingegangen. In der vorliegenden Nummer druckt die Redaktion der „Revista“ diese Würdigung im Wortlaute ab, und zwar im Originaltext, denn in ihrem Leserkreise ist die Kenntnis unserer Muttersprache so verbreitet, daß eine Uebersetzung nicht nötig erschien. Auch unter ihren Mitarbeitern sind viele, die das Deutsche vollkommen beherrschen, ist sogar zum mindesten einer, der in deutscher Sprache formvollendet dichtet. Das ist der junge Professor an der Medizinischen Fakultät in Bahia, Dr. Egas Moniz Barreto, der sich des Pseudonymus Pèthion de Villar bedient und der in der vorliegenden Nummer ein französisches Gedicht „La tunique des baisers“, nach einem Volksliede von den Balearen, veröffentlicht. Vielleicht werden wir demnächst Gelegenheit haben, eine seiner deutschen Dichtungen zu bringen.

Mit einer Persönlichkeit, die zu einem der bekanntesten und erfolgreichsten Trauerspiele der deutschen Bühne, zu Karl Gutzkows „Uriel Acosta“, Namen und Schicksal hergegeben hat, mit dem portugiesischen Saduzzäer Uriel da Costa, beschäftigt sich Mendes dos Remedios, der in der Lage war, aus den Archiven der Universität Coimbra und aus dem Protokollbuch der Judengemeinde zu Amsterdam einige neue Beiträge zu unserer spärlichen Kenntnis vom Leben dieser problematischen Natur beizubringen. Vor allem ist es ihm gelungen, die phantastische Hypothese Theophilo Bragas, als sei Uriel, der als Christ früher Gabriel hieß, mit dem berühmten Theologen Gabriel da Costa von der Universität Coimbra identisch, endgültig zu widerlegen.

Mello Carvalho kommt nochmals auf seine Thesen über die Schreibung des Wortes „Brasil“ (s oder z) zurück, und José Oticia besetzt sich mit dem Stil Alexandre Herculanos. Der Uruguayaner Alberto Njn Frias setzt seine hochinteressante Erzählung „Sordello Andrea“ fort, und der Argentinier Enrique Garcia Velloso seine Geschichte der argentinischen Literatur, und zwar behandelt er in diesem Kapitel die „Epopöe der Unabhängigkeitskämpfe“ in seiner auch kulturgeschichtlich interessanten Art. Von unserem Gesandten in Argentinien, Domieio da Gama, finden wir die Einleitung zu seinem Reisebuche und von José Santos Choeano ein Vorwort zur spanischen Uebersetzung der „Opale“ Fontoura Xaviers, die der Persönlichkeit dieses unseres Dichters gerecht wird. Sehr lesenswert ist auch die Rede zum Gedächtnis Joaquim Nabucos, die Carlos Magalhães de Azeredo in der Universität Rom auf Einladung des Grafen Angelo de Gubernatis gehalten hat. Sie schildert nicht nur den Charakter des verstorbenen Botschafters in trefflicher Weise, sondern sie erfreut auch durch weite Ausblicke auf die Geschehnisse und die politische Lage seiner Zeit.

Dichtungen haben außer dem bereits erwähnten Pèthion de Villar auch Theophilo de Albuquerque und Julio Dantas beige-steuert. Dieser, der durch sein ausgezeichnetes dramatisches Gemälde „Das Gastmahl der Kardinäle“ weit über Portugal hinaus bekannt geworden ist, erfreut sich in der portugiesischen Welt großen Ansehens sowohl wegen der Klarheit und des Wohlklanges

seiner Sprache als auch wegen des Gehaltes seiner Dichtungen. Ich habe versucht, einige der im vorliegenden Hefte zuerst veröffentlichten Verse ins Deutsche zu übertragen, um unsere Leser mit einem Dichter bekannt zu machen, der die Beachtung der deutschen Literaturfreunde vollauf verdient. Uebersetzung bleibt freilich immer Uebersetzung!

Zweifel.

Von Julio Dantas.

Ich weiß gar wohl: du kannst es kaum erfassen,  
Daß ich noch immer Zweifel an dir hege —  
Doch nimmer kann am Weib den Zweifel lassen,  
Wem stets die Liebe ward zum Dornenwege.

Zuweilen seh ich Stund' dich an um Stunde  
Und frag in meiner Todesangst, der stillen:  
Soll ich den Tränen mehr trauen als dem Munde?  
— Und weiß: du weinst doch nur um meines Zweifels willen!

Wenn ich mich neige, deinen Mund zu küssen,  
Und deine Lippen suche, traumverloren,  
Dann werd' ich jählings aus dem Traum gerissen  
Und denke dran, wieviel der Mund geboren

Der Lügen, ohne es zu wissen.  
Und im Entstehen muß verdorren  
Jedweder Wunsch, zu küssen.

O Kind, was sind wir doch unselig beide!  
Dir wird mein Zweifelsinn zum Leide,  
Und ich, ich leide an dem Ungewissen. . . .

Die andern.

Von Julio Dantas.

Sie werden's hinterbracht dir haben:  
Seit jener Nacht, die nur wir beide kennen,  
Wie redlich sie sich Mühe gaben,  
Um mich von dir zu trennen.

Was mich erschreckt, ist, daß jene denken,  
Sie hätten überzeugt mich und gewonnen,  
Indem sie mich mit deiner Torheit kränken  
Aus einer Zeit, die längst verronnen.

Birgt die Vergangenheit auch arge Dinge,  
Die nie das Ohr vergißt, das davon hörte:  
Mag sein! Doch nie verloren edle Ringo,  
Trug sie unwerte Hand, an Werte.

Wie klein die Geister, magst du sehen,  
Und wie die Welt es faßt!  
Wie könnte meine Lieb' vergehen,  
Weil du gelitten hast? . . . . .

Dr. B.

# Handelsbericht aus Rio de Janeiro

vom 16. bis 31. März 1911.

Der Wechselkurs blieb die ganze Zeit hindurch unverändert. Die ausländischen Banken notierten 15 fünfzehn Sech-

zehntel, Banco do Brasil 16 d. gegen 15 ein Zweiunddreißigstel bis 15 drei Zweiunddreißigstel im Vorjahre. Man notierte:

16.—31. März 1911	
London	15 <sup>12</sup> / <sub>16</sub> —16 d.
Hamburg	736—740 reis
Paris	596—598
Italien	601—605

Der offizielle Wert des Milreis war 592 bis 595 Reis Gold, der des Pfund Sterlings 15 bis 15\$059.

Der Kaffeemarkt war anfangs belebt. Es wurden Geschäfte zu 10\$800 bis 10\$900 abgeschlossen. Infolge starken Angebots jedoch ging der Preis auf 10\$500 bis 10\$600 zurück, um dann abermals bis 10\$800 zu steigen. Ende März notierte man bei flauem Geschäftsgang 10\$600 bis 10\$700. Im Auslande notierte man:

16.—31. März 1911		1.—15. März 1911	
Newyork	10,40—10,55 cents pro Pfd.	10,09—10,43 cts. pr. Pfd.	
Hamburg	54,00—54,75 Mk. > 50 kg.	52,25—54,75 Mk. pr. 50 kg.	
Havre	65,25—66,00 Fr. > 50	64,25—66,00 Fr. > 50	
London	49,0—49 sh 6d p. cent.	48,0—49 sh 3d p. cent.	

Verkauft wurden vom 16. bis 31. März 1911 in:	
Newyork	345.000 Sack
Hamburg	188.000 Sack
Havre	332.000 Sack
London	76.000 Sack

Total 941.000 Sack

Vom 1. bis 31. März:	
Newyork	1.010.000 Sack
Hamburg	591.000 Sack
Havre	774.000 Sack
London	165.500 Sack

Total 2.540.500 Sack

Hier wurden in der zweiten Hälfte März 56.000 Sack verkauft, im ganzen Monat 106.000 Sack. Es trafen 51.391 Sack ein, 95.109 Sack im ganzen Monat. Verschifft wurden 40.087 Sack, 99.820 Sack im ganzen Monat. Der Stock betrug Ende März 332.305 Sack.

Der Import war in der letzten Hälfte März nicht besonders stark.

Bohnen wurden wiederum nicht importiert. Hingegen wurden vom Inlande 25.332 Sack geliefert, welche größtenteils vom Süden kamen. Die Preise sind abermals gestiegen. Bohnen von Porto Alegre kosteten 20 bis 21\$000 pro Sack, Feijão Mantega 23\$500 bis 24\$000, weiße Bohnen 16\$500 bis 17\$500.

Der Import von Reis belief sich auf 4375 Sack, die Zufuhr vom Inlande auf 10.100 Sack. Für prima Nationalreis wurden 26\$500 bis 30\$000 bezahlt, für 2. Qualität 18\$500 bis 20\$500. Englischer Reis kostete 24\$500, Arroz agulha 1. Qualität 34 bis 34\$500, 2. Qualität 29\$500 bis 30\$000 pro Sack.

Kartoffeln wurden 980 Kisten importiert. Inländische Ware wurden 16.559 Volumen geliefert. Letztere wurde mit 160 bis 200 Reis pro Kilo bezahlt, französische Kartoffeln mit 14 bis 15\$000 pro Kiste zu 60 Kilo.

Die Zufuhr von Mais betrug 39.560 Sack. Der Preis ist abermals zurückgegangen. 1. Ware kostete 5\$700 bis 5\$900, 2. Qualität 5 bis 5\$200 pro Sack.

Der Import von Weizenmehl betrug 1000 Sack und 1000 Faß, der von Weizen 105.223 Sack. Die Preise der Mühlen sind unverändert geblieben. Moinho Inglez notierte 21\$500 bis 23\$500, Moinho Fluminense 21\$500 bis 22\$500, S. Cruz 21 bis 23\$000 für 2 Sack.

Der Zuckermarkt war sehr lebhaft, wozu die Trustbestrebungen der Hauptproduzenten viel beigetragen haben. Da eine Preissteigerung ziemlich sicher ist und die Preise in Pernambuco bereits gestiegen waren, wurden große Posten auf Spekulation gekauft, was eine schnelle und bedeutende Preissteigerung zur Folge hatte. Die Preise waren zuletzt folgende: weis-



ser Kristallzucker 280 bis 300 Reis, gelber Kristallzucker 215 bis 220 Reis, Mascavo und Mascavinho 165 bis 240 Reis pro Kilo. Die Zufuhr belief sich auf 85.008 Sack, meist von Pernambuco und Sergipe. Verladen wurden 66.017 Sack. Der Stock betrug 320.847 Sack.

Die Zufuhr von Branntwein war gering, 179 Pipas. Infolgedessen stiegen die Preise und scheinen noch weiter steigen zu wollen. Für Branntwein von Parahy wurden 110 bis 115\$000, für von Campos 95\$000 bis 100\$000, von Bahia 85 bis 90\$000, von Rio Grande do Sul 85 bis 95\$000 pro Pipa bezahlt.

Auch die Spirituspreise sind gestiegen. Es trafen 346 Volumen ein. Bezahlt wurden 160 bis 170\$000 für 40 gradigen, 145 bis 150\$000 für 38 gradigen, 135 bis 140\$000 für 36 gradigen Spiritus (480 Liter ohne Faß).

Es wurden 100 Faß amerikanisches Schmalz importiert, wofür 1\$760 bis 1\$800 pro Kilo notiert wurde. Aus den Staaten trafen 4470 Volumen ein, meistens vom Süden. Die Preise waren 960 Reis bis 1\$150 pro Kilo, je nach Qualität.

Der Butter-Import betrug 1690 Kisten, die Zufuhr aus den Staaten 1497 Volumen. Minas-Butter kostete 2\$400 bis 2\$800, Butter vom Süden 1\$700 bis 2\$000 pro Kilo. Französische Butter notierte 2\$200 bis 2\$420 pro Kilo.

Carne secca trafen nur 4981 Ballen vom La Plata ein, und 1025 Ballen vom Süden. Letztere kostete 700 bis 800 Reis pro Kilo, erstere 740 bis 920 Reis, je nach Qualität.

Der Alfalfa-Import betrug 11.317 Ballen, die Zufuhr vom Inlande 2616 Ballen. Inländische Ware kostete 210 bis 220 Reis pro Kilo, ausländische 190 bis 200 Reis pro Kilo.

Der Import von Zement belief sich auf 17.479 Tonnen, wovon 3470 Tonnen von Deutschland. Die Preise blieben unverändert, 10 bis 13\$000 pro Tonne.

Der Baumwollmarkt war ruhig. Es trafen 12.082 Ballen ein, während 11.611 Ballen verladen wurden. Der Stock betrug am 31. März 17.549 Ballen. Die Preise waren folgende: Pernambuco 12 bis 12\$800, Rio Grande do Norte 11\$600 bis 12\$400, Parahyba 11\$500 bis 11\$800, Sergipe 10\$800 bis 11\$300.

Der Import von Petroleum betrug 10.200 Kisten. Der Preis war 6\$800 bis 7\$000 pro Kiste.

Der Tabak-Markt war ruhig. Es trafen 10.681 Volumen ein. Die Preise blieben im großen ganzen unverändert, 700 Reis bis 2\$200, je nach Qualität. Es trafen 90 Volumen mit Zigarren (charutos) ein.

Die Schifffahrtsbewegung war folgende. Es trafen in Rio de Janeiro ein vom 16. bis 31. März 1911:

Brasilianer 39 Dampfer mit 23.900 Tonnen, Deutsche 11 D. mit 37.834 T., Engländer 30 D. mit 102.696 T., Franzosen 7 D. mit 22.331 T., Italiener 5 D. mit 17.256 T., Oesterreicher 2 D. mit 6168 T., Holländer 2 D. mit 7365 T., verschiedene Nationen 8 D. mit 14.721 T.; total 104 Dampfer mit 232.271 Tonnen.

Es fuhren aus:

Brasilianer 37 Dampfer mit 23.771 Tonnen, Deutsche 10 D. mit 42.530 T., Engländer 27 D. mit 85.161 T., Franzosen 6 D. mit 18.872 T., Italiener 4 D. mit 12.361 T., Oesterreicher 2 D. mit 6168 T., Holländer 2 D. mit 6994 T., verschiedene Nationen 5 D. mit 10.567 T.; total 93 Dampfer mit 206.424 Tonnen.

Im ganzen Monat liefen ein:

Brasilianer 82 Dampfer mit 51.138 Tonnen, Deutsche 23 D. mit 91.107 T., Engländer 69 D. mit 220.935 T., Franzosen 15 D. mit 48.982 T., Italiener 16 D. mit 50.097 T., Oesterreicher 6 D. mit 16.745 T., Holländer 5 D. mit 20.555 T., verschiedene Nationen 14 D. mit 26.508 T.; total 230 Dampfer mit 526.067 Tonnen.

Es fuhren aus:

Brasilianer 71 Dampfer mit 41.493 Tonnen, Deutsche 18 D. mit 73.857 T., Engländer 58 D. mit 176.196 T., Franzosen 15

D. mit 52.352 T., Italiener 12 D. mit 40.328 T., Oesterreicher 6 D. mit 16.745 T., Holländer 4 D. mit 16.556 T., verschiedene Nationen 8 D. mit 17.290 T.; total 192 Dampfer mit 434.817 Tonnen.



## Der Bazillus der Langlebigkeit.

Die Ernährungsprinzipien von Prof. E. Metchnikoff.

In der „Revue“ veröffentlicht Eli Metchnikoff, Direktor und Professor am Institut Pasteur in Paris, einen neuen Aufsatz über die segensreiche Wirkung der Milchsäure-Bakterien, die er nun zwölf Jahre an sich erprobt hat. Das Interessanteste an der Publikation ist wohl, was Metchnikoff über sich selbst sagt. Es war ihm nicht vergönnt, am Patienten Experimente über die Heilwirkung der sauren Milchpräparate zu machen, wohl aber hat er sich selbst als Versuchsperson benutzt. Metchnikoff stammt, wie er erzählt, aus einer Familie, deren Angehörige alles andere als langlebig sind; trotzdem hat er es auf 65 Jahre gebracht, und erfreut sich noch einer völlig ungeschwächten Arbeitskraft, die er hauptsächlich auf die Lebensweise zurückführt, die er vor zwölf Jahren angenommen und seitdem beibehalten hat. Als 53jähriger war Metchnikoff durch Rückfallfieber außerordentlich geschwächt und verschiedene Chemikalien, mit denen er seiner Herzfähigkeit zu Hilfe kommen wollte, hatten seinen Zustand noch verschlimmert; er versuchte verschiedene Heilmethoden, aber nur die, die hauptsächlich auf der Anwendung der Milchsäure-Bakterien beruht, die man deswegen beinahe als „Bazillen der Langlebigkeit“ bezeichnen kann, hatte Erfolg. Metchnikoff strich zunächst die alkoholischen Getränke und rohe Nahrungsmittel von seiner Speisekarte, setzte seine Ration Fleisch auf 100 bis 150 Gramm täglich zurück und ernährte sich zum größten Teile von saurer Milch, die mit dem bulgarischen Milchsäurebazillus behandelt war. Außerdem fügte er seiner Nahrung Datteln (wegen ihres Zuckergehaltes) zu. Hierdurch, so behauptet er nun, hat er die verschiedensten Alterserscheinungen, hauptsächlich die Arterienverkalkung vermieden, und der letzte Grund hierfür sei die Veränderung seiner Eingeweidebakterien durch die Hinzufügung der Milchsäurebakterien. Unter den Darmbakterien sind einige besonders bedenklich, nicht nur als Fäulniserreger, sondern weil sie die unangenehme Eigenschaft haben, Gifte zu erzeugen, die den Körper schädigen, z. B. Indol und Phenole, die zwar nur in kleinen Mengen entstehen, aber ganz langsam schädigend wirken, hauptsächlich auf die Arterien, die Leber, die Nieren und das Gehirn. Bei der gewöhnlichen Ernährung werden nun die schädlichen Eingeweidebakterien miternährt. Durch Nahrungsmittel, die Milchsäurebakterien enthalten, kann ihr Wachstum aber bedeutend eingeschränkt werden. Es sind viele Präparate im Handel, die dem Körper diese nützlichen Milchsäurebakterien zuführen sollen, häufig aber bleiben sie trotz regelmäßiger Anwendung wirkungslos. Ein Grund hierfür ist, daß die Milchsäurebakterien im Darm absterben, wenn sie nicht die nötigen Nahrungsmittel vorfinden. Zur Erhaltung des Lebens brauchen sie Zucker; die Zuckerstoffe, die sie benötigen, sind aber in den Teilen des Darmes, in denen der Kampf zwischen ihnen und den Fäulnisbakterien vorgeht, gewöhnlich nicht vorhanden, weil sie oberhalb dieses „Kampfplatzes“ vom Darm bereits ausgesogen worden sind. Nach den Untersuchungen von Albert Berthelot sind Datteln besonders geeignet, dem Körper solche Zuckerstoffe zuzuführen, die auch weiter abwärts in den Darm gelangen und doch die Milchsäurebakterien ernähren können. Bisher ist es nicht gelungen, irgend ein Präparat aus Milchsäurebakterien herzustellen, in dem aus Datteln gewonnene Zuckerstoffe bereits vorhanden sind. Metchnikoff hat aus diesem Grunde die Datteln selbst auf die Speisekarte gesetzt.

Besonders interessant ist die Wirkung des „Bazillus der Lang-

lebigkeit“ auf sogenannte „Bazillenträger“. Es gibt, wie in letzter Zeit von verschiedenen Aerzten festgestellt worden ist, Menschen, deren Körper die Erreger des Typhus, der Cholera, der Genickstarre oder anderer gefährlicher Infektionskrankheiten beherbergt, ohne daß der Träger dieser Krankheitskeime irgend-  
einer Mensch natürlich eine große Gefahr. Man kann nicht daran denken, ihn zu isolieren, denn er kann jahrelang die Bakterien in sich beherbergen. Die Anwendung von Milchsäurebakterien hilft in diesem Falle nach Metchnikoff ziemlich sicher die schädlichen Keime zu vernichten.

Man hat Metchnikoff mehrfach nachgesagt, er behaupte, daß er im Genuß saurer Milch oder Milchsäure-Bakterien in anderer Form den einzigen Heilsweg zur Erreichung eines langen Lebens sähe. Dagegen verwahrt sich der Gelehrte entschieden. Er sagt weiter nichts, als daß der Genuß von Milchsäure-Bakterien vorläufig zu empfehlen sei, so lange man nichts Besseres zur Bekämpfung der schädlichen Darmbakterien kenne und die Forschungen über die Tätigkeit der einzelnen Bakterien nicht weiter gediehen seien. Was den Genuß der Präparate aus saurer Milch angeht, so empfiehlt er, um gewissenloser Spekulation vorzubeugen, für die Milchsäure-Präparate eine ähnliche Kontrolle einzuführen, wie sie für die Erzeugnisse der Serumtherapie besteht.



## Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Südamerika.

Noch viel zu wenig ist man sich in Deutschland darüber klar, welche großen Fortschritte der Bahnbau Südamerikas innerhalb der letzten wenigen Jahre zu verzeichnen hat, und welche wichtigen Ergebnisse die durch den Schienenstrang bewirkte handelspolitische Erschließung ausgedehnter Gebiete, die bisher fast unzugänglich waren, nach sich ziehen muß.

Außer den ganz kürzlich fertiggestellten nach hunderten von Kilometern zählenden neuen Bahnlagen und der Verbindung der Eisenbahnsysteme Argentiniens, Chiles, Paraguays, Boliviens, Uruguays und Brasiliens, die, vor wenigen Monaten noch gänzlich isoliert, nunmehr direkten Anschluß untereinander haben, befinden sich Linien von Tausenden von Meilen im Bau, so daß noch in diesem Jahre das Herz des südamerikanischen Kontinents nach mehr als einer Richtung hin mit den großen Seestädten der Küste Fühlung bekommen wird.

Zwar ist die Argentinien mit Paraguay verbindende Linie noch nicht im Betrieb, aber sie ist doch auf der paraguayischen Seite schon bis zur argentinischen Grenze fertiggestellt, während auf argentinischer Seite nur noch eine kurze Strecke zu bauen bleibt. Mit Vollendung dieser kleinen Verbindungsstrecke kann der Reisende in Assuncion, der Hauptstadt Paraguays, den Zug besteigen und ohne Wagenwechsel bis Buenos Aires (oder umgekehrt) fahren; große Fährdampfer werden bei Posadas die Züge über den Parana und bei Buenos Aires über den La Plata setzen.

Eine andere Linie von dem argentinischen Ort Formosa bis nach Embarcacion ist im Bau und wird bis zur Grenze Boliviens, bis wohin die Hauptlinie von Buenos Aires bereits geht, fortgesetzt werden. Der Andentunnel, das Eisenbahn-Verbindungsglied zwischen Argentinien und Chile, wurde bekanntlich vor wenigen Monaten fertig, und weitere Linien sind zur Bewältigung des Verkehrs zwischen den beiden Ländern projektiert. Zwischen Brasilien, Uruguay und Argentinien ist die Frage der Bahnverbindung heute praktisch auch schon so gut wie gelöst.

Was die im Bau befindlichen Linien anbetrifft, so ist eine der wichtigsten die brasilianische Bahn, die den Hafen Santos direkt mit Corumba in Matto Grosso verbinden wird. In der Luftlinie beträgt die Entfernung zwischen diesen beiden Orten kaum 800 englische Meilen, der kürzeste heute existierende Handelsweg ist aber über 3000 Meilen lang. Der Mangel an geeigneten Verkehrswegen bildete bisher für die Aufschließung des

brasilianischen Staates Matto Grosso das größte Hindernis; umfaßt doch das riesige Gebiet dieses Staates mehr als eine halbe Million Quadratmeilen mit nur etwa 100.000 Einwohnern, so daß die Bahnverbindung mit einem atlantischen Hafen mit Sicherheit eine ähnlich rapide Entwicklung wie die des kanadischen Nordwestens mit sich bringen dürfte. Die Santos-Corumba-Linie wird aber nicht nur den Staat Matto Grosso mit seinen kolossalen Wäldern, den besten größtenteils noch unberührten Paragummibäumen erschließen, sondern auch die Kautschuk-Distrikte Boliviens in Mitleidenschaft ziehen, da sie schließlich über Santa Cruz nach der bolivianischen Hauptstadt weiter gebaut werden und an das Bahnsystem dieser Republik Anschluß erhalten soll.

Nicht viel weniger wichtig ist die jetzt im Bau befindliche Bahn, die Assuncion mit dem brasilianischen Hafen S. Francisco verbinden wird. Heute ist S. Francisco noch ein ziemlich unbedeutender Ort, aber einer der besten Häfen Südamerikas; und sobald sein Hinterland durch die im Bau begriffenen Bahnlagen erschlossen sein wird, dürfte sein Wachstum zweifellos ebenso rasch vor sich gehen, wie das des benachbarten Hafens von Santos. Die Bahn von S. Francisco nach Assuncion soll übrigens an den Iguassu-Fällen vorüberführen, einem der größten — vielleicht überhaupt dem größten — Wasserfälle der Welt, der bereits heute trotz seiner verhältnismäßig schwierigen Erreichbarkeit von Jahr zu Jahr mehr Touristen anzieht. Die Fertigstellung dieses Schienenstranges wird außerdem einen großen Einwandererstrom zur Folge haben, denn der größte Teil des von der Bahn durchschnittenen Gebietes erfreut sich eines milden, gleichmäßigen, und für europäische Ansiedler wohlgeigneten Klimas. Selbst Matto Grosso hat, obgleich es in der tropischen Zone liegt, infolge seiner meist hohen Lage über dem Meeresspiegel, fast durchweg ein gemäßigtes Klima.

Matto Grosso und Bolivien müssen in einer anderen Richtung übrigens auch durch die Madeira-Mamoré-Bahn, von der eine Strecke bereits im Betrieb ist, erschlossen werden. Obgleich diese Linie nur kurz ist (etwas über 200 englische Meilen), dürfte sie eine wichtige Rolle bei der Entwicklung dieses ungeheuren Gebietes des zentralen Südamerikas spielen. Bisher wurden die Warentransporte aus dem bolivianischen Beni-Distrikt nach einem großen Teil Matto Grossos auf dem Madeira-Fluß befördert, aber diese Route ist auf eine Strecke von über 200 Meilen von Stromschnellen unterbrochen, und der jetzige Transport ist daher nicht nur sehr kostspielig, ja direkt lebensgefährlich, sondern es gehen auch viele Waren beim Passieren der Stromschnellen verloren. Die neue Bahn wird dieser Gefahr vorbeugen und den Transport überhaupt bedeutend verbilligen.

Südamerika ist das „Land der Zukunft“ für die deutsche Auswanderung, deutsches Kapital und deutschen Handel, der dort schon eine große Rolle spielt. Hoffentlich setzt man sich angesichts der energischen Eisenbahnpolitik, die Engländer, Amerikaner und leider noch zu einem sehr geringen Teil auch deutsche Kapitalisten dort verfolgen, in Deutschland noch beizeiten über das alte Vorurteil der allgemeinen Unsicherheit in jenen Gebieten hinweg, die zusammen weit über eine Million Quadratmeilen umfassen und nach Aufschließung durch den Schienenstrang ein glänzendes Feld für erfolgreiche Betätigung bieten.  
(Urwbte.)



## Das Ozean-Luftschiff.

Mit der Ueberfliegung des Ozeans scheint es nunmehr Ernst werden zu wollen. Der verunglückte Versuch von Wellman, der nur von wenigen milder beurteilt worden ist, hat den Unternehmungsgeist nicht abzuschrecken vermocht. Das Luftschiff „Suchard“ ist kürzlich von Prinz Heinrich von Preußen getauft worden, und wenn die ersten Probefahrten, die leider durch das andauernd schlechte Wetter verzögert werden, günstig verlaufen

# Rawlinson, Müller & Comp.

VILLA AMERICANA

## Baumwoll-, Spinnerei und Weberei „Carioba“

Turbinen- und Elektrizitäts-Anlage am Flusse „Atibaia“  
===== mit einer Produktion von 4000 HP. =====

Günstige Bedingungen für Beleuchtung und Kraftabgabe an industrielle Unternehmungen in  
**VILLA AMERICANA** und später in **NOVA ODESSA, REBOUÇAS, COSMOPOLIS**  
und **VILLA SANTA BARBARA,**

Nähere Auskünfte in **Carioba - Villa Americana**

oder im Büro der Firma

**Rawlinson, Müller & Co.** **São Paulo**  
RUA SÃO BENTO N. 15 (Sobrado).

und, soll die Fahrt von den Capverdischen Inseln aus unter Be-  
nutzung der Passatwinde vor sich gehen. Die mannigfachen Un-  
glücksfälle vieler Riesen-Luftschiffe in Amerika und Deutschland  
haben den Erfindungsgeist nicht aufzuhalten vermocht. Nun  
heißt es einem Brüsseler Luftschiffer gelungen zu sein, Groß-  
kapitalisten für einen Plan zu gewinnen, wie er vorläufig groß-  
zügiger oder, vielleicht kann man auch sagen, phantastischer  
gedacht werden kann. Es sollen Luftschiffe gebaut werden,  
die wirklich wie riesige Ozeanschiffe aussehen und alle Bequem-  
lichkeiten eines transatlantischen Dampfers bieten sollen. Der  
Erfinder Boerner hat von einer Reihe von sachverständigen In-  
genieuren die Pläne bis aufs Detail ausarbeiten und berechnen  
lassen, so daß dem Bau nichts mehr entgegensteht. Das Luft-  
schiff soll einen Gasinhalt von nicht weniger als 120.000 Ku-  
bikmeter erhalten, also etwa siebenmal soviel wie das größte  
Ballon-Luftschiff. Es wird demnach imstande sein, ein Ge-  
wicht von etwa 130.000 Kilogramm zu tragen.

Mit diesem riesigen Fahrzeug sollen entweder 200 Personen  
mit 30.000 Kilogramm Benzin oder 300 Personen mit 24.000  
Kilogramm Benzin in die Luft geführt werden. Das Luftschiff  
trägt dem starren System an und besitzt als Gaskörper drei  
Hüllen von Ballons; 17 in der Mitte und je 16 an beiden Seiten.  
Die Gesamtlänge soll 239,5, die Breite 40,5 Meter betragen.

30 Motoren zu je 100 Pferdestärken sollen das gewaltige Fahr-  
zeug in die Lüfte treiben. Der Aufstieg wird nicht etwa aerosta-  
tisch nur durch den Auftrieb des Gases erfolgen, sondern auch  
teilweise durch eine ganze Reihe von Drachentragflächen, die  
insgesamt einen Flächeninhalt von 15.625 Quadratmeter besitzen,  
von denen etwa 7000 Quadratmeter für die dynamische Wirkung  
in Betracht kommen. Wir haben es also mit einem gemischten Sy-  
stem von Ballon und Flugmaschine zu tun.

Die Propeller sind nach allen Richtungen hin drehbar, so daß  
weder Höhen- noch Seitensteuer für das Fahrzeug erforderlich  
sein werden. Da das Fahrzeug in der Hauptsache dem Verkehr  
dienen soll, so will Boerner es nach jeder Richtung hin beson-  
ders raffiniert ausbauen. Die Besatzung ist 6 Offiziere, 2 Be-  
amte und 92 Mann stark, einschließlich 84 Motorführern. An  
Fahrgästen können alsdann noch 200 Personen befördert werden.  
Für die Bequemlichkeit ist ganz besonders gesorgt. Unterhalb des  
Ballons befindet sich ein 35 Meter breites Chassis, so daß den  
Fahrgästen zum Spaziergehen ein 350 Meter langes, mit Ge-  
länder versehenes Promenadendeck zur Verfügung steht. Die Ka-  
binen enthalten Sofas, die für die Nacht als Betten hergerichtet  
werden; ein größerer Speisesaal mit Piano, eine kleine Station  
für die durch Funkensprache eingehenden Nachrichten fehlt na-  
türlich nicht. Für jeden Fahrgast steht ein aus Seide gefertigter  
Rettungsfallschirm zur Verfügung. Das Luftschiff führt ferner  
ein Motorrad und ein zusammenlegbares Boot an Bord.

Es ist eine Aktiengesellschaft in Bildung begriffen mit einem  
Kapital von 50 Millionen Francs, von denen 25 Millionen in bar  
eingezahlt werden sollen. Der Verkehr soll im großen Stil gleich  
mit sechs Fahrzeugen aufgenommen werden. Boerner stellt eine  
eingehende Berechnung auf, aus der hervorgeht, daß er glaubt,  
mit einem riesigen Gewinn abschließen zu können. Er berech-  
net die Kosten eines einzelnen Luftschiffes auf drei Millionen,  
wobei die Halle mit 450.000 Francs und das Gehalt des Per-  
sonals mit 180.000 Francs mit eingerechnet ist. Der Preis für  
die Ballonhülle allein wird auf 800.000 Francs berechnet, die  
Ausstattung für Kabinen, Speisesaal usw. auf 150.000 Francs.  
Bemerkenswert ist, daß die elektrische Beleuchtungsanlage al-  
lein 30.000 Francs kosten soll. Die Unkosten sollen 15.225.000  
Francs betragen, die Einnahmen dagegen 75 Millionen, so daß

also der hohe Gewinn von 61.375.000 Francs herauskäme. Der Verkehr zweier Schiffe von Newyork nach London wird von Boerner in folgender Weise berechnet: 150 Personen mit Gepäck zu 1000 Francs Fahrgeld, drei Tage Fahrt, zwei Tage Ruhe, gibt sechs Fahrten im Monat hin und zurück und 144 Fahrten im Jahr, so daß 21.600.000 Francs an Fahrgeldern eingenommen werden.

Es wird weiter beabsichtigt, Rundfahrten von London-Paris-Wien-Berlin-Paris-London zu unternehmen. Für die Gesamtstrecke von 3024 Kilometer, die er in 26,5 Stunden zurückzulegen gedenkt, sollen für eine Person 453,60 Francs gefordert werden.

Außer dem regelrechten Luftschiffhafen sollen noch eine ganze Reihe von Verankerungsplätzen vorgesehen werden, die sich beispielsweise für Deutschland in München, Straßburg, Köln, Breslau, Dresden, Posen, Nürnberg, Stettin, Wiesbaden befinden sollen.

Dem Erfinder ist es schon gelungen, einige Kapitalisten zu finden, und er glaubt sicher daran, die Gesellschaft „Eole, Communication Aerien Internationale“ bald ins Leben zu rufen.

Wenn man an die Schwierigkeiten denkt, die sich vorläufig noch dem Luftverkehr in großem Stile darbieten, so begeht man wohl kein Verbrechen, wenn man diesen ja sehr großzügigen Unternehmen gegenüber sich äußerst skeptisch verhält.



## Schönherrs Preisstück.

Von Paul Schlenther.

Oscar Blumenthal hat einmal die nicht ganz unrichtige Bemerkung gemacht: „Je preiser das Stück, je durcher es fällt.“ Auf Karl Schönherrs „Glaube und Heimat“ trifft diese Bemerkung schon deshalb nicht zu, weil hier zuerst der große Theatererfolg und dann der Grillparzerpreis kam. So sollt' es immer sein. Ein Drama, das sich noch nicht auf der Bühne bewährt hat, verdient keinen Preis. Buchdramen dürfen nicht gekrönt werden, mögen ihre Dichter noch so viel lyrische, epische, didaktische oder gar philosophische Eigenschaften darin bewahren.

Schönherrs „Tragödie eines Volkes“ verdankt ihren sicheren, nun auch im Berliner Lessingtheater gesicherten Bühnenerfolg dem glücklichen Umstande, daß darin ein „Theaterstück“ steckt, wie es seit langer Zeit nicht aus eines echten deutschen Dichters Hand hervorgegangen ist. Das Talent zur Bühnenkraft hatte Schönherr schon oft verraten; nun merkt man, daß er es vor dem lebendigen Theater ausgebildet hat. Er ist in seinen Bühnenwirkungen schon beinahe so raffiniert, „wie ein Franzos“. Er versteht sich auf die Technik der Aktschlüsse. Zuerst der starke, männliche, ehrliche Bauer, der im Kampfe mit der eigenen Charakterehrlichkeit seinen evangelischen Glauben verleugnet hat, um seine Heimat behalten zu können; erst als das Martyrium, das Blutzugnis einer schwachen Frau, die für ihren Glauben sterben konnte, vor seine Augen tritt, fällt auch von ihm aller irdische Skrupel ab; er legt die Schwurfinger auf die blutige Bibel jenes Martyrweibes und tut, was die Bibel zu gebieten scheint: er bekennt seinen Glauben vor dem Verfolger, der ihn deshalb aus der Heimat jagen wird, von Hab und Gut, von Haus und Hof.

Im zweiten Aktschluß wird dieser Effekt des plötzlichen Bekenntnisses wiederholt. Die Steigerung liegt darin, daß es diesmal ein sterbender Greis ist, jenes Bauern Vaters; erst mit dem letzten Atemzug wollte er seinen Glauben bekennen, damit er noch in der Heimat, in seiner Väters und Urväters Erde begraben werde; da erfährt er am Beispiele jener Märtyrerin, daß man „Ketzer“ auf dem Schindanger verscharre, wie einen verreckten Hund; nun geschieht das Unerwartete: der urbodenständige, ahnenstolze Alte will nun doch lieber im fremden Land ehrlich als daheim unehrlich begraben sein. Er kann nun den Hof seiner Vorfahren nicht früh genug verlassen; die folgerichtige psychologische Ent-

wicklung eines „Nun doch“ ist hier zu dramatischer Wirkung gebracht.

Trotzdem versucht der dritte und letzte Akt noch einen stärkeren Theatereffekt: „Wenn zwei Glauben raufend werden, das ist ein' wilde Sach“, sagt zu Anfang des Stückes ein witziger Dorfbader, der den Glaubenskämpfen so gleichgültig gegenübersteht wie vielleicht der Dichter selbst; diese wilde Sache erleben wir am Schlusse des Stückes; im wahrsten Sinne des Wortes raufend werden der katholische und der evangelische Glaube von Person zu Person, von Mann zu Mann, von Menschenkörper zu Menschenkörper durch die zwei kräftigen Vertreter der beiden Konfessionen; ein junges schuldloses Opfer ist im Glaubensstreit gefallen; des Bauern lebfrischer Knabe sprang in den Mühlbach, weil er den Vater nicht in die weite Welt begleiten durfte; darüber kommt es zwischen dem evangelischen Bauern und dem katholischen Ritter zum Handgemeng' auf Leben und Tod. Plötzlich aber — die Theaterkraft eines Plötzlichen zeigt der Dichter in allen drei Aktschlüssen — plötzlich ist es, als senke sich die weiße Taube vom Himmelsblau herab, als lege sich eine Hand von oben auf die heißen Köpfe der beiden Streiter; dem bibellesenden, dem bibelgläubigen Protestanten fällt noch gerade kurz vor Totschlag und Mord die evangelische Mahnung ein: Liebe deinen Feind; und der Ueberlegene läßt den Unterliegenden los und reicht ihm am Leichnam seines Jungen die Hand zur Versöhnung. Und der andere? Der Katholik? Der Reiter und Streiter seiner heiligen Gnadenmutter Maria? Wie wir aus einer seiner biographischen Linien wissen, war er von Hause aus ein Edelmann, wurde dann Mönch; weil ihm aber der Klosterfrieden nicht genügte, trat er mit Wehr und Waffen in die ecclesia militans ein, und watend im Ketzerblut behielt er sein reines, frommes, barmherziges Gemüt; auch ihm war das „Raufen“ nur ein Befehl des Gewissens; jetzt endlich vor der übermenschlichen Entsagungskraft des Gegners bricht er zusammen; um ein Haar wäre er körperlich erlegen; nun erliegt er seelisch. Daß dieser wilde Reiter zuletzt sein eigenes Schwert, die Waffe seiner Glaubenskämpfe mitten entzweibricht, hat man dem Dichter als antikatholische Tendenz ausgelegt und in Linz, Mannheim und anderswo den Bühnen die Aufführung des Stückes erschwert. Ich meine, auch dieser Dichter steht über den Parteien auf einer höheren Warte. Jene friedfertige Taubenpost aus Himmelshöh', jene „Stimme von oben“, die im Innern des evangelischen Christen hörbar wird, ruft auch in das Gewissen des katholischen Christen einen andern Befehl, als den der Glaubensrauferei; den Befehl: „Kindlein, liebet euch!“ Dieser Stimme gehorsam zertritt er das Schwert des Kampfes und des Hasses. Er wird wohl im Kloster wieder den Frieden suchen. Warum der Darsteller im Lessingtheater zuletzt einen feindseligen Blick auf das Madonnenbild wirft, ist mir unverständlich geblieben.

Mit solcher Erwägung haben wir uns schon über die Bühneneffekte eines vorzüglich gezimmerten Theaterstücks erhoben. Der Dichter gab dem Theater, was des Theaters ist, aber er wäre doch kein Dichter, wenn er nicht auch der Kunst gegeben hätte, was der Kunst ist. Die Kunst in diesem Kunstwerk beruht vornehmlich darin, daß die Kontrastbegriffe Glaube und Heimat, die im Titel allzu aufdringlich wie zwei allegorische Standbilder prangen, im Drama selbst personenweise differenziert sind. Aus sechzehn Menschenseelen steigt diese Tragödie eines Volkes empor. Wir sehen nicht, wie in Gerhart Hauptmanns Tragödie des Webevölkeres die Masse, das ameisenartige Gewimmel und Getümmel, sondern wir sehen eine Auslese des tragischen Volkes. Gegenüber den zahllosen Weberindividualitäten könnte man hier zunächst von typischen Vertretern entgegengesetzter Kategorien sprechen von Vertretern des Glaubensbegriffes, von Vertretern des Heimatbegriffes, von solchen, denen der Konflikt beider Begriffe die Seele zerreißt.

Als einseitigster Glaubensprophet, dem die irdische Heimat gar nichts bedeutet, steht der schwarze kaiserliche Reiter da, der seinen Edelfhof, seine Mönchszelle verließ, um als Soldat Gottes durch das Land zu streichen; erst zum Schluß geht auch durch

seine Seele der Reiß. Völlig unzerrissen bleibt auf der andern Seite der reiche Englbauer, der, in der Gleichgültigkeit gegen jeden Glaubenskampf, bekennen und abschwören würde, was man verlangt, (wenn er nur seinen Grund und Boden vergrößern kann; jeder seiner neun Buben soll als Gutsherr schon zur Welt kommen; darum sind ihm die Auswanderer gerade recht, denen er ihre Güter preiswert und prompt bezahlt, denn er ist zwar Protzenbauer, aber reell. Wieder im Gegensatz zu ihm steht das junge, in der Berliner Aufführung weggebliebene Vagantenpärchen, das mit Rautendelein singen könnte: „Weiß nicht, woher ich kommen bin, weiß nicht, wohin ich geh.“ Elternlos, heimatlos wandern sie unverzagt selbänder aus. Aber „ihr Junges“ ist schon unterwegs; es wird nicht viel später zur Welt kommen als des Englbauern wohlbestimmter Mathiesl. Katholisch oder protestantisch, das kümmert die zwei Liebesleute so wenig wie den Englbauern, aber ihr Junges soll doch nicht elternlos, nicht heimatlos sein; ihm in weiter Ferne ein Heimatl, einen Fleck eigener Erde zu finden, ist ihr Vagantziel. Gegenüber den uralten, entfestigten Bauerndynastien, von denen Karl Schönherr selbst abstammt, wirken dieses Proletenpärchen und sein ungeborenes Junges wie neue Artbegründer. Mit dem „Zuchtstier“, das im Mühlbaeh ertrank, stirbt das halbttausendjährige Geschlecht der Rottbauern aus; Kesselflickerchen und Straßentrappel sind nicht Erben, vielleicht aber Ahnen. Also auch im Vagabunden der Zug zur Heimat.

Glaube und Heimat, Himmlisches und Irdisches ist in diesem Drama keineswegs auf eine Gleichung gebracht. Wohl mag im Grundriß eine saubere geometrische Figur gelegen haben, wo Seite der Seite, Ecke der Ecke entsprach: hie Glaube und Heimat, hie Glaube gegen Heimat, hie Heimat gegen Glauben! Hielt der Dichter nach dieser reinlichen Zeichnung gearbeitet, so hätte er zwar auch der Kunst geben können, was der Kunst ist, aber es wäre wohl nur ein Kunststück geworden. Zur Dichtung wurde das Kunststück erst dadurch, daß er auch dem Leben gab, was des Lebens ist. Die krausen Sturzwellen des Lebendigen überspülen das regelrecht in den Sand gezeichnete Dreieck der Begriffe. Was dem Lebenden angehört, ist die Heimat. Nicht was ins Gewissen gepredigt wurde, überwiegt, sondern was im Fleisch und Blut liegt. Immer ist das Heimatgefühl da und wird vom Glaubensgefühl nur durchkreuzt. Immer wieder zieht es einen vertriebenen, verelendeten Bauernsohn auf heimatlichen Wegen in das Haus seiner Väter; die Heimat lockt den Glaubensstarken, wie den Verbrecher der Ort seiner Tat. Einen anderen verfolgt in der eigenen dürftigen Hütte, der er entsagen soll, das schlurfende Gespenst des eigenen Weibes, und doch, als es zum letzten kommt, schwört er seinen Glauben ab, nur um in dem spukhaften, schläbigen Gerumpel bleiben zu können, und sein wohlhabender Nachbar sagt von ihm, er sei doch der Stärkste. Ein dritter möchte wenigstens sein böses Weib in der Fremde mithaben, um durch ihre Schläge an etwas Heimatliches erinnert zu werden. Im Glauben froh zieht keiner dahin. Was sie zwingt, ihre Erdenheimat zu verlassen, ist die Gottesangst, sie könnten sonst ihre himmlische Heimat verlieren. Zeitliche Seligkeit opfern sie der ewigen Seligkeit unter Qual. Das Evangelium aus Luthers Bibel gibt ihnen keinen Trost, keine Erhebung, keinen Frieden; es zwingt sie nur in der Furcht vor einem strengen und eifrigen Gotte zum seufzenden Bekenntnis des Glaubens, denn sonst —: weh ihnen am jüngsten Gericht! Dieser Irrwahn ist auf Emigrantenseite wie der wilde, schwarze Reiter; die Tendenzschnüffler übersahen ihn, weil er mit sichtbaren Augen im Stück nicht zu sehen ist; aber gerade so tödlich wie Marias Reiter und Streiter ist der Wahn, nur der reformierte Glaube sei allein selig machend, der Wahn, Glauben sei nicht Menschensach', sondern Gottessach'. Die Furcht vor ewiger Verdammnis, der drohende Finger eines vergeltenden Gottes wütet ebenso schonungslos wie jener leibhaftige kaiserliche Reiter.

Als endlich mit dem Liebesevangelium Trost aus der Bibel herabsteigt, ist es zu spät, ist das Opfer schon gefallen. Der Geopferte ist der einzige, der sich weder um Glauben noch um Heimat gehärmt hat. Glückselig, mit Vater und Mutter die weite

# Dünger

Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger  
mit garantiertem Gehalt, sicherer  
Wirkung.

**FERNANDO HACKRAT**

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,  
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: HACKRATOS

Caixa de Correio 566.

Welt zu sehen, schlüpfte er in seine Wanderschuhe und wollte sich — selbst ein kleiner Wandervogel — nur noch ein Vögelchen fangen, damit sie auf der Wanderschaft was Singendes mit haben. So empfand und dachte kindliche Einfachheit, naives Leben. An den Kämpfen der Hoffenden und Zagenden zerbrach dieses Leben, das ohne jedes Bedenken war, auch ohne Bedenken gegen den Tod, das so frisch und jung und kräftig und gut vor uns stand wie die Zukunft, wie das Glück eines entschlossenen und charaktervollen Volkes.

## Weltwechselrecht.

Es hat fast den Anschein, als ob die internationale Verkehrswirtschaft aller kulturgeschichtlichen Entwicklung zuwiderliefe. Denn je mehr das Nationalgefühl ausgebildet und die Absperzung der Staaten gegeneinander durch schutzzöllnerische Verträge und durch autonome Handelspolitik gleicher Tendenz betrieben wird, desto mehr weist der Warenaustausch der einzelnen Länder unter sich eine außerordentliche Steigerung auf, die sich allerdings zum Teil durch die stete große Verbesserung der Transportmittel und die größere Kaufkraft der breiten Massen ergibt, aber keineswegs durch sie allein erklärt wird. Absperrenden Tendenzen schroffer Art und in recht schroffer Fassung laufen also parallel mit Ausbreitungswünschen, die weit über die Grenzen des Staates und der Nation hinausreichen und deren Ende niemand vorausschauen weiß. Und diese Absperzung gegeneinander gilt nicht nur auf dem Gebiete der Handelspolitik allein, sondern auch auf jenem des Privatrechtes findet sich dieselbe Erscheinung. Jeder Staat hat sein eigenes Privatrecht, also sein bürgerliches, sein Handels-, Wechsel-, materielles Konkursrecht, und ist beim Aufbau desselben meist so selbständig vorgegangen, daß er nicht einmal in den Vorschriften auf das Recht des Nachbarstaates Rücksicht nimmt, welche von seiner historischen Entwicklung und dem Kulturstande seiner Einwohner völlig unabhängig sind. Doch neben dieser Tendenz nach einem nationalen Privatrecht steht gleichzeitig auch der Wunsch zahlreicher

und einflußreicher Kreise nach einem die ganze Welt, d. h. alle Kulturstaaten der Erde umspannenden Weltprivatrecht, also einem gemeinsamen bürgerlichen, Handels-, Wechsel- und materiellen Konkursrecht. Man wolle indes nicht verkennen, daß alle diese Wünsche solange unerfüllt bleiben müssen, als sie politischen, historischen und nationalen Gedanken zuwiderlaufen. Kein Staat mit einer entwickelten Industrie kann sich mit der Rechtsbildung eines rein landwirtschaftlichen Staates bescheiden, kein Land mit einem entwickelten Eisenbahnnetz mit dem ohne ein solches. Auch wenn man sich bei der Ausgestaltung eines Weltprivatrechts von Politik, Nationalität und Geschichte freimachen könnte, sollte und wollte, so blieben doch immer die meisten Verschiedenheiten in der Wirtschaftsentwicklung der einzelnen Staaten bestehen und würden für sich allein die Entwicklung eines einheitlichen Privatrechts verhindern.

Diese Umstände hindern allerdings nicht, daß alle Teile dieses Gedankens undurchführbar sind. Einmal denkt man an die räumliche Begrenzung des Rechtsgebietes, wie beispielsweise Oesterreich-Ungarn und Deutschland oder die romanischen Länder Europas, zum anderen begnügt man sich mit einer inhaltlichen Einschränkung, indem man nur das Marken-, Ehe- und Wechselrecht nimmt, und endlich sucht man die Voraussetzungen für die Exekutionsbewilligung für einige Staaten übereinstimmend und gemeinsam zu regeln, wie dies z. B. der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein zu fördern unternimmt. Doch derartige begrenzte Einigungen haben noch keine Gleichheit des Rechts auf demselben Gebiete zur Folge, weil daneben das übrige Recht der Staaten bestehen bleibt, und weil alle Rechtssätze derart zusammenhängen, daß gleichlautende Rechtsgesetze in verschiedenen Staaten verschiedene Bedeutung gewinnen. So würde beispielsweise ein ganz gleichlautendes Konkursrecht aller Staaten durchaus nicht überall dieselbe Konkursordnung bewirken, weil die ihm zugrunde liegenden Regeln des sonstigen Privatrechts, etwa jene für die Bürgen, den Kauf, die Miete, verschieden bleiben. Dasselbe gilt von einer Wechselordnung, auf deren Text sich mehrere oder alle Staaten einigen würden.

Die Einigung auf ein seit Jahren besonders angestrebtes internationales Wechselrecht hat hingegen deshalb mehr Aussichten auf Erfolg, weil hier die Verschiedenheit der anderen Privatrechtsordnungen der einzelnen Staaten wegen der im Vordergrund stehenden formalen Seite des Wechselrechts nicht so sehr ins Gewicht fällt. Diese Tatsache ist um so erfreulicher, als das Wechselrecht in den einzelnen Staaten trotz der vielfach verbreiteten Meinung vom Gegenteil ziemlich viele Verschiedenheiten von Bedeutung aufweist, und der Wechsel als internationales Zahlungsmittel viel häufiger als jedes andere Rechtsgut das Rechtsgebiet verläßt. Man denke nur an einen in Berlin ausgestellten, in Wien indossierten und in London zahlbaren Wechsel. Diese Umstände dürften denn auch die deutsche und italienische Regierung bestimmt haben, eine Konferenz über dies Problem anzurufen, wodurch die Regierung der Niederlande veranlaßt wurde, eine „Konferenz zur Vereinheitlichung des Wechselrechtes“ einberufen, die im letzten Sommer im Haag tagte und deren Resultate von fachmännischen Kreisen viel höher bewertet werden, als man anfangs erwarten durfte. Kein europäischer Staat hatte versäumt, sich bei den Beratungen vertreten zu lassen, an denen auch Abgesandte der größten amerikanischen Staaten und in China, Siam und Japan teilnahmen. Trotz der verschiedenen Auffassungen und gestellten Wünsche einigte sich die Konferenz auf zwei „Vorentwürfe“, die von den einzelnen Regierungen einer erneuten Prüfung unterzogen werden sollen. Nach Ablauf der zur Prüfung notwendigen Frist soll dann die Regierung der Niederlande eine neue Konferenz einberufen, „deren Aufgabe es sein würde, die endgültige Fassung des Abkommens in dieser Hinsicht festzustellen, daß das Abkommen auf der Konferenz selbst durch Bevollmächtigte zur Unterzeichnung vorgelegt werden kann“. Daraus ergibt sich, daß es jetzt Sache der Industriellen und Kaufleute ist, sich mit den Vorentwürfen zu befassen, sie zu prüfen,

sie zu billigen, wo sie dies vermögen, und sie zu beanstanden, wenn sie Abänderungen für erforderlich halten. Dies Erfordernis ist um so mehr geboten, als es sich beim Wechselrecht zwar nicht rechtlich, aber doch wirtschaftlich im wesentlichen um ein Recht der Kaufleute handelt. Auch erschwert die Festlegung der Wechselrechtssätze in einem internationalen Abkommen in Zukunft jede Abänderung. Die deutschen Gewerbetreibenden können bei der Prüfung der im Reichsanzeiger veröffentlichten Vorentwürfe zu ihrer Freude feststellen, daß im allgemeinen die Vorschläge der deutschen Regierung angenommen worden sind, die auf der jetzigen Wechselordnung fußen. Andererseits mögen sie bedenken, daß England und die Vereinigten Staaten von Amerika von vornherein ihre Zustimmung zu einem einheitlichen Wechselrecht abgelehnt haben, in welcher Fassung es auch zustande kommen mag. (Export.)



## Ueberseeische Postnachrichten.

— In Lana (Südtirol), dem Sitz eines Bezirksgerichtes, hat ein Schwindler einen gelungenen Streich ausgeführt. Bei einer dortigen Familie erschien ein Fremder und stellte sich als Untersuchungsrichter aus Bozen vor mit dem Auftrage, ein Familienmitglied zu verhaften. Auf das Ersuchen der Familie, die dem Fremden Glauben schenkte, weil ein Angehöriger tatsächlich mit dem Gerichte in Konflikt gekommen war, nahm der angebliche Beamte von der Verhaftung Abstand, kassierte aber Gerichtskosten in Höhe von 50 Kronen ein. Später erschien der Fremde abermals mit einem Urteil, wonach ein Familienmitglied zu 15 Monaten Kerker verurteilt sei, und wies eine Kostenrechnung auf 100 Kronen vor, die anstandslos bezahlt wurde. Als der Fremde zum dritten Male erschien und für die Berufung gegen das Urteil einen hohen Betrag forderte, schöpften die Leute Verdacht und ließen den Schwindler dann verhaften. Dieser, ein gewisser Jakob Modena, ist ein früherer Schauspieler und entstammt einer guten Münchener Familie.

— Aus Newyork wird berichtet, daß die dortige Polizei einen großen Ueberfall auf Spielhöllen ausführte. Vier berüchtigte Häuser und mehrere Spielzimmer wurden überrascht. Die Hauswirte leisteten Widerstand durch verschlossene und verbarrikadierte Türen, die von den Polizisten gesprengt wurden. Ueber fünfzig Spieler wurden verhaftet. Es heißt, daß sich eine Anzahl bekannter Persönlichkeiten der Newyorker Gesellschaft darunter befand.

— In Wien besteht infolge des sprunghaften Emporschnellens der Wohnungspreise die Gefahr eines Mieteraufstandes. In einer stürmischen Versammlung, in welcher Sozialdemokraten und Sozialradikale heftig aneinanderstießen, wurde gegen den Widerspruch der Sozialdemokraten von den Radikalen der Vorbehalt zum Mieterstreik kundgegeben.

— Der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Kaufmann Wilhelm Denner in Gotha wurde wegen Untreue und Betrug in seiner Geschäftsführung als Leiter der Ortskrankenkasse von Waltershausen zu einem Jahr einem Monat Gefängnis und 500 Mark Geldstrafe verurteilt.

— Stadtrat und Stadtverordnete in Dresden beschlossen, die Ueberschüsse des Leihamtes bis zum Betrag von 10.000 Mark dem Armenamt zur Verteilung an Arme und dem Stiftsamt zur Unterstützung würdiger Dresdner Einwohner zuzuweisen. Von den Sparkassenüberschüssen 1909 soll eine Kasse für gemeinnützige und wohltätige Zwecke gegründet werden.

— Ein in Altona wohnender Geschäftsmann, der schon seit längerer Zeit kränkelte, nahm ein Schlafpulver ein, nach dem er in einen sechstägigen Schlaf verfiel. Dann starb der Kranke, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Es ist eine Untersuchung eingeleitet.

— In Triest stürzte nachts ein Automobil mit sieben Insassen in den Canale Grande. Bei den Rettungsversuchen fiel dann auch ein Wachmann ins Wasser. Einer der Insassen war, als man ihn herauszog, bereits tot, die übrigen und der Polizist wurden gerettet.

— Seit zwei bis drei Jahren wurden im Hamburger Staatslaboratorium umfangreiche Diebstähle ausgeführt. Im vorigen Jahre verschwanden unter anderem für 2000 Mark Platin, Bunsenelemente, wertvolle Linsen, Heißluftmotore, Gasometer, Akkumulatoren und eine Sonnenuhr aus dem Jahre 1666. Die Diebe rissen sogar den Blitzableiter von der Wand, um das Metall zu verkaufen. Die Täter sind nun verhaftet worden. Es sind die beiden 20 bzw. 16 Jahre alten Söhne des Laboratoriumdieners Blaasch. Beide sind geständig. Sie haben die Metallteile und die Instrumente bei Hamburger Trödlern verkauft, das Platin hat der ältere Bruder in Paris an den Mann gebracht.

— Die Strafkammer in Gnesen verurteilte den Kaufmann Gobelick zu 54.000 Mark Geldstrafe; er hatte sein Kolonial- und Delikateßwarengeschäft bei zwei Versicherungen mit je 32.000 Mark versichern lassen. Ein Jahr später entstand bei ihm ein Brand, und er wurde unter dem Verdacht der Brandstiftung verhaftet, bald aber wieder freigelassen. Nunmehr hatte er sich wegen Doppel- und Ueberversicherung zu verantworten, und er erhielt die obengenannte Strafe. Der Staatsanwalt hatte 114.000 Mark Geldstrafe beantragt.

— Das Heidelberger Korps Vandalia feierte vor einigen Wochen, wie alljährlich, sein Stiftungsfest. Dieser Studentenkommerz steht in der Reihe der durch Jahrhunderte alten Bräuche geheiligten deutschen Studentenkommerz einzig da. Bisher geschah bei besonders festlichen Kommerz der Aufzug der Burschen und Füchse zu ihrem Korpshaus nicht selten in mittelalterlicher Tracht, hoch zu Roß, den Schläger in der Faust. Das moderne Element hatte in den Universitäten und in den Bräuchen der Studentenschaft wenig Raum. Einen eigenartigen Gegensatz dazu bildete darum der letzte Kommerz der Heidelberger „Vandalen“, zu dem ein Korpsmitglied durch die Luft im Flugzeug erschien. Der Student Otto Reichardt, der augenblicklich als Einjährig-Freiwilliger auf dem Truppenübungsplatz bei Darmstadt seiner militärischen Dienstpflicht genügt, und ein vorzüglicher Flieger ist, erhielt von seiner Behörde die Erlaubnis, zum Stiftungsfeste seines Korps — Reichardt ist Heidelberger Vandale — im Flugapparate zu fahren. Er fuhr auf seinem Euler-Flugapparat nachmittags viertel fünf Uhr von dem Truppenübungsplatz zu Darmstadt fort und flog in 45 Minuten bis nach Heidelberg, wo er von dem brausenden Jubel seiner Korpsbrüder empfangen wurde. Es gewährte ein eigenartiges Bild, die Studenten in ihrem Wicks um ihren fliegenden Kommilitonen geschart zu sehen. Mittelalterliche Formen und modernste Zeit bildeten einen seltsamen Gegensatz, der für den Beschauer etwas sehr Anziehendes hatte. Die alte Postkutsche, mit der früher in romantischen Tagen Bruder Studio zu der altgewohnten Kneipstätte mit „Gaudeamus igitur“ und „Ergo bibamus“ fuhr, hat in verhältnismäßig kurzer Zeit einem Beförderungsmittel Platz gemacht, von dem die Menschheit schon seit Jahrtausenden geträumt hat. Das Stiftungsfest der „Vandalen“ bewies aber zugleich, daß trotz Flugapparat die alte Burschenherrlichkeit und der alte Frohsinn dieselben geblieben sind, wie früher in den Tagen der Postkutsche. Nachdem am nächsten Morgen beim Frühschoppen um 11 Uhr der letzte Cantus gestiegen war, stieg der flotte Einjährige und Bruder Studio wiederum mit seinem Flugapparat in die Lüfte auf, um auf diesem jetzt nicht mehr ungewöhnlichem Wege seine Garnison zu erreichen. Die ganze Heidelberger Garnison war zugegen, als Reichardt zum Abschied sich in die Lüfte erhob und einige gelegene Flüge vor den Augen der Zuschauer ausführte, bevor er den Weg nach dem Darmstädter Truppenübungsplatz nahm. Auf dem Rückwege hatte er Gegenwind, so daß die Fahrt sich etwas verzögerte. Er brauchte nämlich für die Rückreise 55 Minuten,

während er für die Hinfahrt nur 45 Minuten benötigt hatte. Um 12 Uhr landete er glücklich im Gleitfluge auf dem Übungsplatz zu Darmstadt. Damit hatte dieses für die Heidelberger Studentenschaft bedeutsame historische Ereignis sein Ende erreicht.

— Die nach dem System der Telefunken gebaute neue Station in Danzig, die nicht nur militärischen und Marinezwecken, sondern auch der Seeschifffahrt und der Fischereibebevölkerung dienen soll, erreichte einen tadellosen Funkendespeschenwechsel mit der österreichischen Radiostation im Kriegshafen von Pola.

— Die Hamburger Polizei hatte schon seit längerer Zeit Kunde von dem verdächtigen Treiben eines Spions und seiner Mitschuldigen. Aber sie wartete mit der Verhaftung, bis das Material so belastend war, daß die Verdächtigen überführt werden konnten. Vor etwa vier Wochen (Mitte März) verhaftete sie zu gleicher Zeit den Engländer und drei Helfershelfer, am Tage darauf wurde auch der vierte Mitschuldige festgenommen. Die Behörde hat die Angelegenheit ganz geheim gehalten, damit andere Personen, die ebenfalls verdächtig sind, nicht gewarnt würden, und ferner, um auch womöglich die Auftraggeber und Hintermänner zu ermitteln. Ueber das Verhör des verhafteten Engländers kann im nationalen und militärischen Interesse nichts mitgeteilt werden. Erst wenn die Angelegenheit näher untersucht ist, sollen die Namen des Engländers und der anderen vier Verhafteten bekannt gegeben werden. Der Fall ist sofort dem Reichsgericht gemeldet worden. — Der Engländer hat von den Verhafteten, die Wertangestellte sind, fortlaufend Angaben über den Fortschritt von Kriegsschiffneubauten der deutschen Marine erhalten.

— Nach dem vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung betrug die Bevölkerung von Oesterreich am 31. Januar 1911 . . 29.567.898 Personen, d. i. 2.417.190 oder 9,2 Prozent mehr als im Jahre 1900. Die größte Zunahme des letzten Jahrzehnts zeigt Triest, Istrien und Niederösterreich. Nach dem vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung beträgt die gesamte Zivilbevölkerung Bosniens und der Herzegowina 1.895.673 Personen, das bedeutet gegen 1895 einen Zuwachs von 327.581 oder 20,89 Prozent.

— Die Einwirkung des Alkohols auf Straftaten in Heer und Marine wird, wie gemeldet wird, durch folgende Erklärungen zu der deutschen Militär-Kriminalstatistik beleuchtet: Unter dem Einfluß des Alkohols standen im Heer im Jahre 1901 12,4 Prozent, 1903 10,7 Proz., 1904 9,6 Proz., 1905 12,5 Proz., 1906 11,6 Proz., 1907 8,0 Proz., 1908 10,9 Proz., 1909 11,5 Prozent Straftaten, die sich auf Verletzung der militärischen Disziplin bezogen. In der Marine stellt sich der Prozentsatz auf 22,3, 15,1, 16,1, 19,0, 12,2, 16,2, 11,1 und 20. Hierbei sind geringfügige militärische Subordinationsvergehen nicht berücksichtigt worden. Aus den Zahlen ist ersichtlich, daß der Alkohol in der Marine eine größere Rolle in dieser Beziehung spielt als im Heere. Etwa drei Viertel aller schweren Vergehen gegen die militärische Unterordnung sind infolge Alkoholgenusses begangen worden. In der Armee ist bemerkenswert, daß die östlichen Armeekorps im allgemeinen die westlichen in diesen Straftaten übertreffen, was wohl auf die Tatsache zurückzuführen ist, daß im Osten mehr Schnaps genossen wird, während im Westen der Wein vorherrscht.

— In ein Magdeburger Juweliengeschäft drangen Einbrecher ein, die den Laden ausplünderten. Sie entkamen unerkannt mit einer Beute von 15.000 Mark, obwohl der Geschäftsinhaber sie längere Zeit verfolgte.

— Ein großer Diebstahl ist bei der Speditionsfirma Jacob u. Valentin, Holzmarktstraße 65, in Berlin, ausgeführt worden. Dort erbeuteten bei einem Geldschrankbruch Spitzbuben ungefähr 20.000 M. in barem Geld, viele Schmuckgegenstände, Preussische Konsols und Scheckbücher. Die Juwelen, die der Frau Valentin gehören, wurden in dem Geldspind aufbewahrt, weil die Besitzerin zurzeit verreist ist. Die Einbrecher, die vielleicht

davon Kenntnis erhalten hatten, daß die Firma Jacob und Valentin am Sonnabend das Geld nicht mehr zur Bank bringen konnte, drangen mit Nachschlüssel in die Kontorräumlichkeiten ein und machten sich sofort an die Öffnung des Tresors. Da es in dem Hause Holzmarktstr. 65 am Sonntag sehr still zugeht, waren die Gauner völlig ungestört. Sie bohrten ein Loch in die Wand des Geldschanks und brachen ihn dann nach und nach auf. Die Beute, die ihnen in die Hände fiel, besteht zum Teil aus Gold, zum Teil aus Banknoten, auch Tausendmarkscheine befinden sich unter dem Papiergeld. Die genaue Höhe des entwendeten Bargeldes steht noch nicht fest, ebensowenig weiß man mit Sicherheit im Bureau der Firma, welcher Art die Juwelen waren, die für Frau Valentin aufbewahrt wurden. Man hatte sie seinerzeit in den Tresor gelegt, ohne eine Aufstellung zu machen. Die Konsols sind sofort gesperrt worden, ebenso die Scheckbücher. Von den Gaunern hat man bisher keine Spur. Der Diebstahl wurde entdeckt, als morgen die ersten Herren die Kontore betraten.

— Was mancher menschliche Schädel aushalten kann, das zeigen die landesüblichen Raufereien, bei denen oft genug, namentlich in Bayern, die Maßkrüge auf den dicken Schädeln der Bauern in Trümmer zerschlagen werden, die Köpfe aber in der Regel so ziemlich unverletzt bleiben. Aber auch ein westpreussischer Schädel ist „nicht von Pappe“, wie ein Vorfall beweist, der sich Anfang Dezember v. J. auf der Schlichauwerft zugegetragen, aber erst jetzt seine Aufklärung gefunden hat. Bei den Rammarbeiten zu einem neuen Bollwerk fühlte ein Arbeiter plötzlich einen Schmerz am Kopfe und zugleich fing er an, aus Mund, Nase und Ohren zu bluten. Die Untersuchung ergab eine äußere, ziemlich unscheinbare Verletzung, die offenbar von einem von der Ramme abgesprungenen eisernen Splitter hervorgerufen worden war, der den Mann am Kopfe getroffen hatte. Der Verletzte kränkelte seit dieser Zeit fortwährend an der Wunde, die sich nicht schließen wollte und klagte dem Arzte, er habe das Gefühl, als wenn er einen Fremdkörper im Kopfe habe. Der Kasenarzt veranlaßte schließlich, daß der Patient in die Behandlung eines Spezialarztes gegeben wurde, und dieser stellte fest, daß das Gefühl des Verletzten nicht trog. Er entschloß sich zu einer Aufmeißelung des Schädels und zog aus ihm ein fünf Zentimeter langes Eisenstück hervor, das dem Arbeiter während der Rammarbeiten in den Schädel gedrungen und von diesem solange mit sich herumgetragen worden war. Nach der Operation fühlte sich der Mann bedeutend wohler und es besteht begründete Aussicht, daß er vollständig, ohne Folgen für seine geistigen Kräfte, wiederhergestellt werden wird.

— Seinen achtzigsten Geburtstag beging kürzlich Herr M. L. Jonas, Seniorchef der gleichnamigen Häute-Ex- und Importfirma in Hamburg, in voller geistiger und körperlicher Frische. Der im Jahre 1831 in Elmshorn geborene Jubilar ging schon in frühester Jugend als Pionier deutschen Unternehmungsgeistes nach Australien. Später etablierte er sich in Hamburg. Er erfreut sich sowohl an der Hamburger Börse wie im Auslande wegen seiner Rechtschaffenheit und Biederkeit der größten Sympathie.

— „Daily Chronicle“ meldet vom 17. März aus Vancouver in Britisch-Columbia: Am Tulameenfluß, zwischen Granite Creek und Princetown, wurden Diamanten in einer Menge gefunden, die einen Abbau lohnend erscheinen läßt. Nach amtlichen Meldungen bilden die Schichten, in denen sie lagern, eine ähnliche Formation wie die in Südafrika. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die Gegend reich an Diamanten ist.

— Riesengeschäfte macht die Große Berliner Straßenbahn. Sie zählt von jetzt bis zum Jahre 1939 der Stadt Berlin für Benutzung der Straßen durch ihren Betrieb eine Entschädigung von 23 Millionen Mark.

— Nach den Angaben einer englischen Zeitschrift fiel im Jahre 1908 nur ein Flieger seiner Kühnheit zum Opfer; im Jahre 1909 waren es ihrer vier und im verflossenen Jahre nicht

weniger als 33. Von je zehn Fliegern verfiel durchschnittlich einer dem Tode; wenn zur Zahl der Todesfälle diejenige der ersten Verwundungen hinzugerechnet wird, so muß zugegeben werden, daß der Flugsport ein sehr gefahrvoller Zeitvertrieb ist. Am meisten betroffen ist unter den Nationen die französische, welche ihre Ehre darein zu setzen scheint, auf diesem Gebiete an der Spitze zu marschieren.

— Nach einer Meldung der Correspondencia de Espanna soll in Madrid ein bekannter Baumwollspekulant seine Insolvenz erklärt haben. Die ungedeckten Schuldverbindlichkeiten sollen 20 Millionen betragen.

— Gute Erfahrungen mit Zigaretten tabak, soweit solche an dem noch unfermentierten Blatt gewonnen werden können, sind nach der „Deutsch-Ostaf. Ztg.“ in Bezirk Moschi gemacht worden. Sie berechtigen zu durchaus günstigen Hoffnungen. Das deutsche Reichskolonialamt hat daher für die neue Versuchstation am Kilimandscharo einen Posten Saatgut dreier hochwertigen mazedonischer Zigaretten sorten zur Verfügung gestellt. Im Interesse der Erweiterung dieser Erfahrungen ist es erwünscht, daß mit der nächsten Regenzeit an verschiedenen Stellen und Lagen Anbauversuche unternommen werden. Die Versuchsansteller müssen sich verpflichten, eine Probe des gewonnenen trockenen Tabaks zur Begutachtung zur Verfügung zu stellen.

— Der italienische Ingenieur Fogliati von Belinzona will ein Mittel erfunden haben, die Besatzung eines untergegangenen Unterseebootes bis zur Ankunft von Hilfe am Leben zu erhalten. Der Apparat vermag sofort beim Eintritt eines Unglücksfalles den Standort des Fahrzeuges anzuzeigen. Unter anderem setzt ein drahtloses Telephon das Unterseeboot mit den übrigen Fahrzeugen des Geschwaders in Verbindung. Endlich kann ein Rohr mit starkem Druck an die Oberfläche lanziert werden, um die unter Wasser befindliche Besatzung mit atmungsfähiger Luft zu versehen, während der für die Rettung notwendigen Zeit.

— Das Defizit des Berner Stadttheaters auf Ende der Spielzeit soll 45.000 Franken betragen. Der Verwaltungsrat fordert zur Subskription freiwilliger Beiträge auf.

— Eine Verbrecherjagd, die an die Verfolgung des englischen Gattenmörders Crippen erinnert, spielt sich auf dem Atlantischen Ozean ab. In Myslowitz wurde am 21. Dezember v. J. der Bankier Aniol ermordet. Die Verbrecher raubten 10.000 Mark und flüchteten über die österreichische Grenze. Der Beuthener Grenzkommisсар nahm ihre Verfolgung auf und vermochte schließlich ihre Spur bis nach Krakau zu finden. Er stellte ferner fest, daß sich der eine der drei Verbrecher namens Liß nach Rußland gewandt hatte, während die beiden anderen, der Kellner und Mechaniker Badura und der Schlosser Bednarz, nach Oesterreichisch-Polen geflüchtet waren. Jetzt befindet sich Badura wahrscheinlich in Begleitung von Bednarz auf der Fahrt von Hamburg nach Newyork. Das Berliner Polizeipräsidium hat einen Kriminalbeamten auf einem Schnelldampfer nach Newyork entsandt, um Badura und vielleicht auch Bednarz bei der Landung zu verhaften. Der Schnelldampfer, auf dem der Kriminalbeamte reist, wird etwa einen Tag früher ankommen als der Dampfer, auf dem die beiden Verbrecher die Fahrt zurücklegen.

— Eine Erfindung, die imstande ist, fünf- bis sechsmal soviel Salz zu produzieren, als es durch die jetzigen Methoden geschieht, wurde nach einer Veröffentlichung im „Manchester Chronicle“ von einem dortigen Ingenieur gemacht und durch eine große amerikanische Gesellschaft um 25 Millionen Francs erworben. Der Erfinder des neuen Prozesses, der in Northwich seit 18 Monaten an den Salt Works gearbeitet, ist Mr. Hodgkinson und fast 70 Jahre alt.

— Kürzlich produzierte sich in Mariazell, Oesterreich, der 40 Jahre alte Knecht eines dortigen Hotels im Kreise seiner Kameraden mit dem Kunststück, eine Eßgabel zu verspeisen. Der Knecht hatte dieses Kunststück von einem Taschenspieler erlernt und seitdem oft zum Besten gegeben. Diesmal aber ging es schief. Ent-

weder steckte er die Gabel zu tief in den Schlund, oder er machte eine ungeschickte Schlingbewegung — die Gabel kam nicht mehr zum Vorschein, er hatte sie verschluckt. Erst mittags nächsten Tages meldete er sich beim Arzt, der nach weiteren 24 Stunden zur Operation schreiten mußte, wobei die 20 Zentimeter lange Gabel entfernt wurde. Die Operation gelang so vollkommen, daß der Mann schon nach acht Tagen wieder das Bett verlassen konnte und jetzt bereits gesund ist.

— Das Landgericht in München hat am 21. März nach fünf-tägiger Verhandlung den Pächter des Löwenbräukellers, Erwig, wegen Betruges, begangen durch schlechtes Einschänken, zu 6 Wochen Gefängnis und 3000 Mark Geldstrafe verurteilt; wegen gleichen Vergehens wurden die Schänkkellner Klopfer zu 3 Wochen, Kappold zu 2 Wochen und Geiger und Lankes zu je einer Woche Gefängnis verurteilt.

— Ein abenteuerlicher Plan soll in Kürze zur Ausführung gelangen. Mr. Twombly, ein amerikanischer Ingenieur, baut zur Zeit einen 75 pferdigen Flugapparat, mit dem er den Atlantischen Ozean überfliegen will. Er beabsichtigt allerdings nicht, den Flug ununterbrochen durchzuführen, sondern will eine Anzahl von Schiffen chartern, die er erst mit Plattformen für Flugapparate versehen lassen will. Er beabsichtigt dann, auf diese Weise von Dampfer zu Dampfer über den Ozean gewissermaßen zu hüpfen. Der Apparat ist mit einer Schwimmvorrichtung versehen, damit er sich, falls dem Aviatiker ein Unfall zustoßen sollte, über Wasser halten kann, bis der nächste Dampfer herangekommen ist.

— Ein Zwischenfall ohnegleichen spielte sich im Schwurgericht von Montbrison (im französischen Departement Loire) ab. Dort war eine Frau Lonche angeklagt, den Bruder ihres Schwiegersohnes ermordet zu haben. Das Gericht verurteilte sie zu 20 Jahren Zwangsarbeit. Als das Urteil verkündet wurde, zog die Frau eine dünne Schnur hervor und warf sie dem Staatsanwalt wie einen Lasso um den Hals. Sie zog die Schnur so zusammen, daß der Staatsanwalt röchelnd zu Boden sank. Bei dieser Szene wurden mehrere im Saale anwesende Damen ohnmächtig. Die Polizisten konnten den Staatsanwalt aus den Händen der Verurteilten befreien.

— Gustave Levant in Paris, der Prokurist des Wechselagenten Ehrhardt, der sich Mitte Februar erschossen hat, stellte sich unlängst freiwillig der Staatsanwaltschaft, mit dem Geständnis, daß er über 800.000 Mark Wertpapiere aus der Kasse seines verstorbenen Herrn entwendet und auf der Börse verspekuliert habe. Er sei darin nur dem Beispiel seines Herrn gefolgt, der Depots seiner Klienten in Gesamthöhe von nahezu neun Millionen Francs unterschlug und durch Spekulationen an der Börse verlor.

— In Konstanz wurde ein Grenzwächter wegen Saccharinschmuggels verhaftet, ebenso ein Ehepaar, das den Süßstoff seit längerer Zeit geschäftsmäßig nach Leipzig schaffte. In der Wohnung des Grenzwächters sowie bei einem Uhrmacher und einem Schneider, die ebenfalls in die Sache verwickelt wurden, fanden sich nicht weniger als 18 Zentner Saccharin.

— Aus Deutsch-Ostafrika wird vom Gouverneur telegraphisch gemeldet, daß in Muansa am Viktoriasee neuerdings die Pest auftritt. Nach den eingegangenen Berichten sind bisher vier Todesfälle vorgekommen.

— Die Zürcher Strafuntersuchungsbehörden sind in den letzten Wochen einer skandalösen Geschichte auf die Spur gekommen. In einem der ersten Vergnügungsetablissemments der Stadt serviert seit Jahren ein Kellner E., welcher der Polizei längst als Päderast gemeldet war. Er wurde deshalb auch besonders beobachtet und diese sorgfältige Ueberwachung gab den Polizeiorganen gar bald die Gewißheit, daß E. mit zahlreichen bekannten Herren der sogenannten besseren Gesellschaft in zweifelhafter Verbindung stehe. Diesen Herren versah der E. Kuppeldienste, indem er ihnen männliche Opfer für ihre perversen Ausschweifungen zuführte. An der unteren Bahnhofstraße, in nächster Nähe des Bahnhofes hatten die Wüstlinge eine eigene Wohnung gemietet, die sie als Absteigequartier benützten. Bin-

nen wenigen Tagen hatte die Polizei an ein Dutzend Verhaftungen vorgenommen, alles Herren der besseren Gesellschaft von Zürich und Luzern. Auch in Winterthur sollen Verhaftungen bevorstehen. Es hat sich ergeben, daß unter den passiven Schuldigen auch städtische Polizeimänner sind, die sich von dem Kellner E. verleiten ließen und sich gegen gute Bezahlung den Perversen hingaben! Einer der fehlbaren Polizeimänner wurde von der Straße weg in Uniform verhaftet und ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert; eine zweite Verhaftung, des Polizeimannes Z., erfolgte einen Tag später und weitere sollen bevorstehen. Auch chargierte Polizeibeamte sollen in die faule Geschichte verwickelt sein. Begreiflicherweise erregt die Affäre in der Stadt Zürich großes Aufsehen.

— Die enorme Entwicklung der deutschen Tüllfabrikation, welche unter Verdrängung der früher fast ausschließlich verwendeten englischen Ware den deutschen Markt im Sturme eroberte, hat eine Stockung erfahren. In Ueberschätzung der Zukunftschancen war nicht nur bei den bestehenden Fabriken die Anzahl der Stühle bedeutend vergrößert worden, sondern es lieferten auch, durch die Mode begünstigt, eine große Anzahl vollständig neuer Anlagen ihre Erzeugnisse an die gern abnehmenden Käufer. Nachdem jedoch seit einiger Zeit die englischen Fabrikanten, deren bedeutender Absatz nach Amerika durch veränderte Zoll- und sonstige Verhältnisse Einbuße erlitten hatte, mit wesentlichen Unterbietungen der deutschen Verkäufer die Kundschaft wieder zu gewinnen suchen, wird die Situation, besonders für die ganz jungen Unternehmungen, bedeutend schwieriger.

— Die städtischen Kollegien in Hannover bewilligten 50.000 Mark für den deutschen Dauerflug und den Flug Paris-Berlin.

— Der Zigarrenschmuggel an der deutsch-holländischen Grenze wird trotz scharfer Kontrolle unentwegt fortgesetzt. Bei Herzogenrath wurde vor einigen Wochen von preußischen Grenzbeamten ein Möbelwagen mit alten Möbeln angehalten, die angeblich einem neben dem Wagen herschreitenden Ehepaar gehören sollten, welches nach Preußen verziehen wollte. Bei genauerer Durchsuchung wurden 40.000 Stück Zigarren und etwa 10.000 Stück Zigaretten unter den Möbeln versteckt gefunden. Wagen und Ladung wurden mit Beschlag belegt, das angebliche Ehepaar in Haft genommen.

— Die spanische Kammer beriet über den Gesetzentwurf betreffend die Verwaltung und Rechnungslegung von Staatsgeldern, der einen Artikel enthält, durch den die Zahlungsfrist und die für Reklamationen gegen den Anfall von Gütern toter Hand, die auf Grund des Spezialgesetzes von 1869 in Staatsbesitz gelangt sind, auf ein Jahr festgesetzt wird. Der ehemalige Minister Urzais protestierte energisch gegen die Bestimmung und erklärte, es wäre unerhört, wenn man auch nur die Möglichkeit anerkennen wollte, daß derartige Werte, bei denen es sich um viele Millionen handle, zurückerstattet würden, von denen einzig und allein einflußreiche Persönlichkeiten einen Vorteil haben würden.

— Eine Familientragödie ereignete sich kürzlich in Charlottenburg (Berlin). Die dort wohnende 26 jährige Frau Anna Jakisch geborene Halker versuchte, ihren fünf Jahre alten Sohn Emil und ihre dreijährige Tochter Anna mit Lysol zu vergiften und erhängte sich dann selbst. Die Kinder wurden sterbend in das Krankenhaus Westend gebracht, während die Leiche der unglücklichen Frau ins Schauhaus transportiert wurde. Das Motiv der Tat war unbegründete, maßlose Eifersucht der Frau auf ihren Mann, der unter der Wucht des Unglücks vollständig zusammengebrochen ist.

— Gegen den Rechtsanwalt und Abgeordneten Karl Liebknecht ist auf Beschluß des Kammergerichtes das Hauptverfahren vor dem Ehrengericht der Anwaltskammer in Berlin eröffnet worden. Das Verfahren gründet sich darauf, daß Liebknecht auf dem Magdeburger Parteitag durch die von ihm eingebrachte Resolution über die Vergewaltigung Finnlands und den Besuch des russischen Kaisers in Deutschland und durch

eine Begründung dieser Resolution den Kaiser von Rußland, sowie die preußische und hessische Regierung beleidigt und dabei aufreizende Aeußerungen getan habe.

— Nach einer Meldung des Londoner „Daily Telegraph“ wurde in Las Palmas (Canarische Inseln) ein Mann verhaftet, der in dem Verdachte steht, Diamanten im Werte von vielen hunderttausend Mark in Johannesburg gestohlen zu haben. Einen besonders wertvollen Stein hatte der Dieb im Halsband seines Hundes versteckt. Der Verbrecher wurde mit einer in seiner Begleitung befindlichen Dame nach Kapstadt eingeschifft, um den dortigen Behörden ausgeliefert zu werden.

— In wie beklagenswertem Maße mit der wachsenden Vorliebe für die Hochtouristik auch die Zahl der Opfer der Berge im Laufe des letzten Jahrzehnts zugenommen hat, lehrt eine kürzlich von den deutsch-österreichischen Alpenvereinen aufgestellte Statistik. Aus ihr ergibt sich, daß im Laufe des letzten Jahrzehnts nicht weniger als 890 Menschen im Hochgebirge tödlich verunglückt sind. Auf die einzelnen Jahre verteilen sich die Zahlen wie folgt: 1901 59 Unglücksfälle, 1902 70, 1903 76, 1904 72, 1905 56, 1906 98, 1907 85, 1908 108, 1909 144, und 1910 128. Ihrer Nationalität nach verteilen sich die Opfer des Bergsportes auf die einzelnen Länder: Deutschland 42 von 100, Oesterreich 24, die Schweiz 19, Italien 6, England 4 und Frankreich 3 von 100. — Bekannt ist übrigens, daß fast sämtliche Unfälle auf ungenügende Ausrüstung und auf tollkühn ohne Führer unternommene Touren zurückzuführen sind.

— Der Prozeß gegen die Camorristen von Neapel findet in der alten Klosterkirche der Franziskaner zu Viterbo statt, die zu dem Behuf in ihrem Innern bedeutende Umwandlungen erfuhr. Um zu verhindern, daß sich in dem weiten Raum die Stimmen zu sehr verlieren, hat der Gerichtspräsident eine große Leinwanddecke über den ganzen vom Tribunal eingenommenen Platz spannen lassen. Der erste Verhandlungstag war vollständig von der Konstituierung des Geschworenen-Kollegiums in Anspruch genommen worden, ohne daß diese wirklich vorgenommen werden konnte. Die Aussicht, vielleicht sechs Monate lang ihre ganze Zeit der Obliegenheit als Geschworene widmen zu müssen, hat einen gewaltigen Schrecken unter den friedlichen Bürgern von Viterbo verursacht, und die Betroffenen wenden alle Mittel an, um sich ihrer Bürgerpflicht zu entziehen. Die Wahl geschieht in der Weise, daß zunächst aus der Gesamtzahl der Bürger fünfzig ausgelost werden, aus deren Mitte dann der Gerichtspräsident zwölf Geschworene und zwei Stellvertreter ernannt. Als nun der Präsident den ersten der fünfzig Ausgelosten ausrief, antwortete dieser mit großer Hast, daß er ein ärztliches Zeugnis für seine Untauglichkeit besitze. „Nur Geduld!“ rief ihm darauf der Präsident zu. „Wir wissen schon, alle Ihre Kollegen haben auch eines.“ Und so war es. Sämtliche 50 Geschworenen-Kandidaten brachten ärztliche Zeugnisse bei, denen zufolge ihr Gesundheitszustand sehr viel zu wünschen übrig läßt. Nichtsdestoweniger wählte der Präsident 19 der angeblich Kranken zu Geschworenen aus, immerhin zu wenig zur Konstituierung der Geschworenenbank, da sowohl die Angeklagten als auch der Staatsanwalt ein Recht auf Verwerfung eines Teiles der Kandidaten haben. Es mußten also weitere 50 Namen ausgelost werden. Bei der Zustellung der Vorladung zur Nachmittagssitzung stellte sich aber heraus, daß mit Ausnahme von drei Personen alle übrigen Viterbo verlassen hatten. Und von diesen dreien waren zwei gesetzlich ungeeignet wegen ihrer besonderen Stellung und einer tatsächlich krank und bettlägerig. Die Jury konnte sich also nicht bilden, und der Präsident mußte, nachdem er über die Säumigen schwere Ordnungsstrafen verhängt hatte, den Prozeß vertagen.

— Nach einer Meldung aus Las Palmas ist der französische Millionär Lebaudy, der „Kaiser der Sahara“, im dortigen Hafen eingetroffen. Das Gericht in Las Palmas legte Beschlagnahme auf die beiden Jachten „Thalia“ und „Frasquita“. Lebaudy schiffte sich dann auf Anordnung des Regierungsdelegierten auf einem Dampfer nach Lissabon ein.

— In London ist die erste Flugpost angelangt. Die Briefe trugen einen roten Stempel mit der Aufschrift: „First Aerial Post a Exhibition Allahabad.“ Neben der gewöhnlichen indischen Postmarke war noch eine besondere Marke aufgeklebt, die einen Aeroplan im Fluge über ein Gebirge darstellt. Mit dieser Flugpost, die Briefschaften nur von dem Ausstellungsplatz in Allahabad bis in die Stadt hinein beförderte, wo sie dem gewöhnlichen Postdienst übergeben wurden, sollte bewiesen werden, wie eine belagerte Stadt mit der Außenwelt in Verbindung bleiben kann.

— Der 19 jährige Paul Kilper aus Birkenwerder, der seit Oktober vorigen Jahres als Dreijährig-Freiwilliger bei den Fürstentwälder Ulanen dient, erschien unlängst abend plötzlich unangemeldet bei seinen Eltern, denen er auf die Frage nach der Ursache seiner unerwarteten Ankunft erzählte, daß er für gute Leistungen im Dienst Urlaub für Sonntag erhalten habe. Am Sonntag morgen wurden die Eltern durch die Detonation eines Schusses geweckt, der in dem Zimmer ihres Sohnes gefallen war. Als man die verschlossene Tür erbrach, fand man den Ulanen blutüberströmt in Bette liegend vor. Er hatte sich mit dem Jagdgewehr seines Vaters eine Kugel in die linke Brustseite gejagt. Als Grund zu der Tat gab der Rekrut an, daß er die fortgesetzten Mißhandlungen seitens seiner Vorgesetzten nicht mehr ertragen könne. Der Schwerverletzte wurde nach dem Garnisonlazarett übergeführt.

— Die in einigen Teilen Englands seit mehreren Monaten herrschende Typhusepidemie, die bereits eine große Anzahl Opfer gefordert hat, hat auf eigenartige Art und Weise Verbreitung gefunden. Das staatliche Hygienekomitee hat festgestellt, daß in zahlreichen Krankheitsfällen die Uebertragung des Typhusbazillus durch Fischgenuß herbeigeführt worden ist.

— Aus Neunkirchen in Niederösterreich wird gemeldet: Im Ternitzer Eisenwerk von Schöller u. Co. ereignete sich in den Gußwerkstätten eine Aluminiumexplosion. Ein Arbeiter wurde getötet, vier wurden lebensgefährlich und drei leicht verletzt.

— Der wegen schweren Raubes zu dreieinhalb Jahren schwerem Kerker verurteilte Sträfling Steiniger und der wegen Mordversuchs in Untersuchung befindliche Arrestant Klotz überfielen während eines Spazierganges im Innsbrucker Gefängnishof den Aufseher Semoner. Mit einem ausgerissenen Bettfuß betäubten sie ihn, raubten ihm die Schlüssel, schlossen die Türen auf und gelangten schließlich ins Freie. Semoner kam bald darauf wieder zum Bewußtsein. Er hatte noch die Kraft, die Alarmglocke zu ziehen. Das Aufseherpersonal konnte so noch rechtzeitig von dem Ueberfall in Kenntnis gesetzt werden und die Verfolgung aufnehmen. Es gelang auch schließlich, die beiden Flüchtlinge einzufangen und in das Gefängnis zurückzuführen. Die Verletzungen des überfallenen Aufsehers Semoner sind sehr schwer, aber nicht lebensgefährlich.

— In der Stadt Lexington in Kentucky haben die „Weißkappen“, eine Art Femgericht, einem Schwesternpaar sehr übel mitgespielt. Nancy und Mary Combs waren erst wenige Tage vorher von Cincinnati gekommen. Wie ein New Yorker Telegramm meldet, hatten sie aber in der kurzen Zeit schon so viel Unheil unter den jungen Männern von Lexington angerichtet, daß die „Weißkappen“ glaubten ein Exempel statuieren zu müssen. Die Schwestern wurden auf offener Straße an Pfähle gebunden und dann von weiblichen „Weißkappen“ mit Ruten geschlagen, bis das Blut von den entblößten Körpern rann. Hierauf setzte man die Schwestern in einen Zug und hieß sie nach Cincinnati zurückfahren.

— Die Frankfurter Strafkammer verurteilte den Solothurner A. Wyler zu viereinhalb Jahren Gefängnis. Wyler, ein internationaler Dieb, hatte ein bewegtes Leben geführt und will u. a. Dolmetscher des Herzogs der Abruzzen gewesen sein. Er hat seinerzeit der Gemahlin des russischen Botschafters in Rom ein Brillantarmband entwendet, indem er sich in der Uniform eines italienischen Offiziers als Abgesandter der Königin ausgab, die das Armband näher besichtigen wolle.

— Was man in Europa längst vermutet hat, nämlich, daß die Furcht vor Japan bei der plötzlichen Mobilisierung der amerikanischen Armee im Spiele war, scheint durch eine nach London übermittelte Depesche aus Newyork seine Bestätigung zu finden, in der der amerikanische Vertreter des mexikanischen Revolutionskomitees, Dr. Cavaeristi, behauptet, von absolut zuverlässiger Seite erfahren zu haben, daß Präsident Diaz mit japanischen Geheimagenten ein Abkommen getroffen habe, nach dem 15.000 ehemalige japanische Soldaten als Arbeiter und Farmer in Mexiko gelandet werden sollten. Diese sollten dann sofort die mexikanische Uniform anziehen und gegen die Rebellen marschieren. Diaz ist angeblich nicht imstande, eine genügende Menge zuverlässiger Truppen unter seinen eigenen Landesleuten aufzubringen. Wie die japanischen Dienste gelohnt werden sollten, wird nicht gesagt. Die Aufstellung der amerikanischen Pazifik-Flotte an der Westküste von Mexiko, die Entsendung von Patrouillen-Schiffen nach dem Golf von Mexiko und die bereits begonnene Entfaltung amerikanischer Streitkräfte an der mexikanisch-amerikanischen Landesgrenze haben dieser „Invasion“ japanischer Söldner, wenn sie in der Tat beabsichtigt war, nun freilich einen Riegel vorgeschoben.

— Nach dem Vorgehen der Aerzte in zahlreichen anderen Städten haben sich auch die Aerzte in Greitz entschlossen, eine beschränkte Sonntagsruhe einzuführen. Vom 1. April 1911 ab werden sie an Sonn- und Feiertagen keine Sprechstunden mehr halten und die Besuche auf das nötigste Maß einschränken. Für ärztliche Leistungen, die Sonn- und Festtags nach 12 Uhr mittags verlangt werden, bzw. sich nötig machen, wird die doppelte Taxe berechnet werden.

— Einen Festtag, wie zur Prinz-Regentenfeier, hat München seit dem Einzug der siegreichen Truppen 1871 nicht wieder erlebt. Dem greisen Jubilar und dem in seiner Vertretung den verschiedenen Veranstaltungen beiwohnenden Thronfolger Prinzen Ludwig sind rauschende Ovationen dargebracht worden. Die Straßensehmückung mit Nadelholzstämmen übertrifft alles, was im Deutschen Reiche in dieser Beziehung jemals gesehen wurde. Zu den Festgottesdiensten waren alle Gotteshäuser überfüllt, zu der ihnen folgenden Truppenparade und der Enthüllung des Monumentes des Grafen Otto von Wittelsbach, des Stammvaters des bayrischen Herrscherhauses, drängten sich unabsehbare Volksmassen. Am Abend bot die Festvorstellung im Theater abermals Gelegenheit zu enthusiastischen Kundgebungen. Auch der betagte Regent hat mancherlei Strapazen, die ihm die Festwoche bereitete, gut überstanden. Zahllose Glückwunschtelegramme der Souveräne gingen ein, besonders herzliche von den Kaisern Wilhelm und Franz Joseph. — Bei dem Mahle im Berliner Schlosse klangen die Gläser auf das Wohl des greisen Geburtstagskindes, außer auf den öffentlichen Gebäuden flatterten auch auf vielen Privathäusern die Fahnen im Winde. Große Feiern gab es auch bei den bayerischen Truppen in Metz und anderen Garnisonen des Reichslandes.

— Dem bekannten Regierungsrat a. D. Rudolf Martin, der schon mehrere sehr phantastische Bücher veröffentlichte, wurde das von ihm verfaßte Manuskript zu einem „Jahrbuch der Millionäre“ beschlagnahmt, dessen Material er durch Beamtenbestechung erlangt haben soll.

— Bei der Landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaftskasse in Langendernbach im Westerland wurde, wie der „Lok.-Anz.“ meldet, ein Defizit von nahezu  $\frac{1}{2}$  Millionen festgestellt.

— Eine Kommission von Reichstagsabgeordneten und Vertretern der Stadt Budapest hat sich vor einigen Wochen nach Sarvas in Siebenbürgen begeben, wo die Regierung Erdgasbohrungen vornehmen läßt. Das Erdgas strömt mit donnerähnlichem Getöse in der Menge von täglich ungefähr 900.000 Kubikmetern mit einem Druck von 30 Atmosphären aus dem Bohrkanal. Es wird beabsichtigt, das Erdgas mittels einer Fernleitung für Industrie- und Beleuchtungszwecke nach der Hauptstadt zu führen.

— In dem an der böhmisch-oberfränkischen Grenze gelegenen Dorfe Girseh kam ein als Teufel verkleideter Spitzbube in ein

Bauernhaus und verlangte von dem allein zurückgelassenen 11-jährigen Jungen, ihm das Geldversteck seines Vaters zu zeigen, sonst würde er ihn mit in die Hölle nehmen. Aber der wackre Knabe forcht sich nicht, holte des Vaters Jagdgewehr und erschloß den Teufel. In zottige Schaffelle gehüllt, wurde er von herbeieilenden Nachbarn in seiner Blutlache aufgefunden.

— Die Jungfraubahn hat bis zur Station Jungfrauoch (3450 Meter Meereshöhe) noch 900 Meter zu bewältigen. Bei einem täglichen Fortschritt von drei bis vier Meter wird das Jungfrauoch im Spätherbst dieses Jahres erreicht werden. Die Bahn steigt in einem schmalen Felsgrat direkt neben und unter mächtigen Felslagern zum Jungfrauoch empor.

— Bei der Dresdener Staatsanwaltschaft wurde gegen den Dresdener Rechtsanwalt Dr. Ernst Schulze Strafanzeige wegen Unterschlagung von Klientengeldern in beträchtlicher Höhe erstattet. Dr. Schulze, der in Dresden große Sympathien genoß, hat einer Fernschreibverbindung seit Jahren große Opfer gebracht, ohne irgendwelchen Erfolg zu erzielen. Nachdem er sein eigenes Vermögen, die beträchtliche Mitgift seiner Frau und auch das Kapital seiner Schwiegermutter für die Erfindung verbraucht hatte, vergriff er sich an ihm anvertrauten Geldern. Freunde des Rechtsanwalts hatten in der letzten Zeit einen Betrag von 20.000 Mark gesammelt, der aber bei weitem nicht zur Deckung der Unterschlagungen ansreicht. Dr. Schulze ist seit kurzer Zeit von Dresden abwesend und hat sich vermutlich nach Amerika gewandt.

— Insgesamt 105 Arbeiter der Zeppelinwerft, die dem deutschen Metallarbeiterverband angehören, haben gekündigt. Es besteht bei den Arbeitern der Werft eine dreitägige Kündigungsfrist. Die Unterhandlungen haben zu keinem Erfolg geführt, trotzdem Graf Zeppelin persönlich an ihnen teilgenommen hatte. Um die Arbeiten auf der Werft nicht zu verzögern, soll Militär von Weingarten herbeigezogen werden. Der Aufstieg des neuen Luftschiffes „Ersatz Deutschland“ ist infolge der Arbeiterbewegung auf der Zeppelinwerft um 14 Tage verschoben worden.

— Eine schauerliche Geschichte sollte sich, wie vor kurzem gemeldet, in der alten Bischofsstadt Meißen zugetragen haben. In und vor einem versteckten Gange, der vom Garten eines Rittergutes im Stadtteile Kölln unter dem Altan hindurch zur Elbe führt, hatte man eine große Blutlache entdeckt, in der ein Paar blutgetränkte Handschuhe, zwei Tasehtücher und andere Gegenstände lagen. Ebenso waren die Wände des Ganges mit Blut bespritzt. Man glaubte zunächst, daß es sich um einen Frauenmord handle und daß der Täter die Leiche nach der Elbe geschleppt habe. Bald stellte sich aber der wahre, harmlose Sachverhalt heraus. Ein Arbeiter hatte sich in der Trunkenheit dadurch eine stark blutende Kopfverletzung zugezogen, daß er mit dem Kopfe auf einen harten Gegenstand aufschlug. Er ist dann aus dem betreffenden Lokal entfernt worden und hat in dem Gang genächtigt. Fröh Morgens reinigte er sich oberflächlich von dem Blut und ließ dabei auch die Handschuhe und die beiden Tasehtücher zurück, worauf er nach Hause trollte.

— Der Flieger Breguet unternahm im Aerodrom von Douai einen Flug mit 11 Passagieren, der sich über fünf Kilometer erstreckte. Der Zweidecker, der mit einem Motor von 100 Pferdestärken ausgerüstet ist, hatte einschließlich des Benzins und Oels 637 Kilogramm zu tragen. Die Landung vollzog sich tadellos.

— Aus Sofia wird ein republikanischer Militärputsch aus der Garnisonstadt Dubniea gemeldet. Der Kommandeur einer Kompagnie, Hauptmann Petroff, dessen republikanische Gesinnung bekannt war, stellte im Hofe der Kaserne seine Kompagnie auf und hielt eine Rede gegen die Monarchie. Er erklärte, daß Bulgarien zur Republik erklärt sei und forderte die Soldaten auf, nach Sofia zu marschieren, wo sich ihnen die Sofiater Garnison anschließen werde. Die Militärbehörden, die von diesem Putsch vorher verständigt worden war, ließ den Hauptmann verhaften. Er wird vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

— Wohl noch nie hat ein Wickelkind soviel von sich reden gemacht wie das Milliardenbaby Mac Lean in Washington. Die El-

tern, Mr. und Mrs. Edward Mac Lean, schweben in der steten Angst, daß ihnen das Kind entführt werden könnte, weshalb es nur in einem gepanzerten Kinderwagen, umgeben von Geheimpolizisten, spazieren gefahren wird, aber gewisse Drohungen von schwarzer oder roter Hand haben die Eltern neuerdings wieder mit so großer Besorgnis erfüllt, daß sie das Kind jetzt gegen Entführung versichert haben. Lloyds Agentur erklärt, daß eine derartige Versicherung kaum unter 20 Prozent der Versicherungssumme unternommen werden kann.

— Der stille Gebirgsort Buea in Kamerun wurde vor kurzem der Schauplatz einer grauenhaften Tat. Es mochte 10 $\frac{1}{2}$  Uhr vormittags sein, als man aus dem Dienstgebäude des kaiserlichen Gouvernements schnell hintereinanderfolgende Schüsse einer Browningpistole und Rufe hörte. Die Beamten suchten zum Teil durch die Fenster und vom Balkon das Freie zu erreichen und riefen nach Häutern und Waffen. Die Eingeborenen, die zum Gerichtstage gekommen waren, suchten in größter Bestürzung und Eile den Ort hinter sich zu bringen, ohne daß zunächst einer hätte sagen können, was sich ereignet hatte. Nachdem sich die Aufregung gelegt hatte, erfuhr man den ganzen Umfang der gräßlichen Vorgänge. Der kommissarische Gouvernementssekretär Kerner war der Täter. Er hatte sich zunächst nach dem Stationsgebäude begeben, wo der Bezirksleiter Biernatzky Eingeborenengericht abhielt. Er ging auf diesen zu und schoß dem Beamten zwei Schüsse aus seiner verborgen gehaltenen Pistole in den Kopf. Biernatzky brach ohne weiteres tot zusammen. Mit der Waffe in der Hand lief Kerner zu dem, zirka 100 Schritte entfernten Dienstgebäude, öffnete die Tür zum ersten Zimmer, in dem er gearbeitet hatte, und schoß seinem Kollegen, dem Sekretär Gniß, eine Kugel in die Brust. Dieser stürzte davon und brach vor dem Gebäude tot zusammen. Der Sekretär Schnaebele griff ein und schlug dem Kerner mit der Faust auf den Arm, wobei ihm selbst ein Schuß in den Arm ging. Der Täter sprang zurück und traf Schnaebele nochmals am Kinn. Die Kugel zerschmetterte den Unterkiefer und blieb wahrscheinlich darin sitzen. Der Getroffene flüchtete durch das Fenster hinaus. Jetzt eilte Kerner in das nächste Zimmer, in welchem der Sekretär Nagel arbeitete. Nach einigen Worten schoß er auf ihn, der sich unwillkürlich zur Seite bog und dadurch mit einem Streifschuß an der rechten Kopfseite davonkam. Der Getroffene drängte den Täter, der wohl keine Patrone mehr im Lauf hatte, hinaus, und rettete sich durch das Fenster. Mittlerweile waren durch die Schüsse und Rufe die Beamten im oberen Stockwerk des Gebäudes gewarnt. Kerneilte hinauf, feuerte zweimal auf eine Gruppe von Sekretären, die in der offenen Tür der Kalkulatur standen, und versuchte in das Zimmer des Regierungsrats Adae einzudringen. Dieser drängte ihn aber schnell entschlossen hinaus und kam so mit dem Schrecken davon. Kerner versuchte dann, in die Zimmer des Geheimrats Hansen und einiger anderer Herren einzudringen, fand aber überall verschlossene Türen. Er verließ nun das Gebäude und feuerte noch von draußen auf einige Herren und fehlte dabei den Zollvorstand Bötelfür nur um wenige Handbreit. Er ging dann in den wenige Schritte entfernten Messeraum der Sekretärmesse und erschoss sich selbst durch einen Schuß in die Schläfe. Nur glücklichen Umständen ist es zuzuschreiben, daß der Täter nicht noch mehr Opfer den Toten zugesellte. Denn es geht ein Gerücht um, daß er eine Liste von fünfzehn Beamten angefertigt haben soll, welche den Abend nicht erleben sollten. Tatsache ist jedenfalls, daß er nicht wahllos geschossen hat. Es sind ihm einige Europäer begegnet, auf die er nicht zielte. Er hat die Personen gekannt, und das läßt auf die Gründe der grauenhaften Tat schließen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Täter an Verfolgungswahn gelitten hat. Er glaubte sich stets beobachtet, gehäuselt, zurückgesetzt. Nichts davon entspricht den Tatsachen. Es bekümmerte sich niemand um den Sonderling, der fast immer allein die Umgegend durchstreifte und jeder gemüthlichen Geselligkeit abhold war. Es wird jetzt ferner bekannt, daß er sich vom ersten Tage seines Eintreffens im Schutzgebiet an über jedes Gespräch Notizen gemacht

hat. Dann erfährt man auch, daß er in der letzten Zeit die Häuser der Europäer umschlichen hat, um zu horchen. So ist wohl in dem zersetzten Gehirn der unsinnige Gedanke entstanden, sich an seinen Verfolgern und Peinigern zu rächen. Jeder, der irgendetwas mit ihm zu tun gehabt hatte, seien es dienstliche Vorkommnisse oder persönliche Neckereien, wie sie unter Kollegen üblich, kam auf die „Liste“.

— In der russischen Reichsduma erklärte die Regierung, daß bei den Wasserstraßen zunächst der Bau eines Kanals zwischen den Flüssen Sibiriens und Europas bevorstehe.

— Vier Freiballons, die in Griesheim aufgestiegen waren, wurden von Frankfurt, Darmstadt, Karlsruhe und Gotha aus mit drahtlosen Depeschen bedient, die von den Apparaten aller Ballons tadellos aufgenommen werden konnten.

— Die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft hat im abgelaufenen Geschäftsjahr 15.998.000 Mark Reingewinn erzielt, fast drei Millionen mehr als im Vorjahre; die Königsborn-Aktiengesellschaft für Bergbau, Salinen und Solbadbetrieb einen Gesamtbruttogewinn von 3.861.023 Mark gegen 3.365.610 Mark im Vorjahre. Diese Gesellschaft zahlt 12 Prozent Dividende, die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft 10 Prozent.

— Die Deutsche Turnerschaft begeht am 18. Juni d. J. ein eigenartiges Jubiläum: an diesem Tage vor hundert Jahren wurde auf der Hasenheide bei Berlin der erste allgemeine Turntag in Deutschland unter Ludwig Friedrich Jahn selber abgehalten, nachdem an derselben Stelle wenige Wochen vorher Jahn den ersten deutschen Turnplatz gegründet hatte. An der historischen Stätte, damals Haide, heute dichtbebauter Stadtteil Berlins, hat man ein Denkmal des Turnvaters errichtet. Es war nur ein kleiner Platz, der Jahn damals zur Verfügung stand, eingefriedigt, mit Geräten und einer Hütte ausgestattet, aber es traf sich dort eine turnfrohe Jugend, zumal Studenten, und auch Erwachsene, Bürger und Offiziere, erschienen um Jahn. Welch gewaltige Ausdehnung hat in diesen hundert Jahren das deutsche Turnwesen genommen!

— Zu einer Altertumshändlerin in der Westenrieder Straße in München kam ein elegant gekleideter Mann und bot zu Schleuderpreisen silbernes Geschirr, Bestecke, Manschettenknöpfe usw. zum Kaufe an. Die Händlerin ließ den Mann festnehmen, und die Polizei ermittelte, daß die Wertgegenstände aus dem großen Diebstahl in einer Hamburger Villa herrührten, bei dem, wie seinerzeit berichtet, am 8. März für 20.000 Mark Silber- und Goldwaren durch Einbruch gestohlen wurden. Der Verhaftete ist ein oft und schwer bestraffter 29-jähriger Niederbayer namens Michael Garschitz, der in Hamburg als Schaueremann gearbeitet hat und mit seinem Komplizen, einem Seemann, nach München gekommen war. Dieser, der vor dem Laden gewartet hatte, hat sich, durch das Ausbleiben des anderen gewarnt, mit dem großen Rest der Diebesbeute aus dem Staube gemacht. Beide hatten sich im Maibräu in Sendlingen eingemietet, wo die Polizei aber nichts mehr von dem gestohlenen Gut fand.

— Die deutsche Zündholzindustrie hat noch nie einen so schlechten Geschäftsgang gehabt wie im Jahre 1910; sie konnte nur 40 Prozent ihrer Produktion absetzen und hat auch im laufenden Jahre keine Aussichten auf erhebliche Besserung, so daß viele der kleinen und mittleren Betriebe zu Grunde zu gehen drohen. Die Geschäftslosigkeit des ersten Jahres nach der neuen Zündholzsteuer, die prozentualiter die weitaus härteste von allen Steuern der Reichsfinanzreform ist, erklärte sich zum großen Teil daraus, daß vor dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes weit über den Bedarf auf Vorrat produziert worden war, und daß sich zahllose Konsumenten auf Monate hinaus mit Zündhölzern versehen hatten. Der enorme Preisaufschlag von 10 auf 30 Pfennige für das Paket Streichhölzer hat aber zu einer ungeahnten Sparsamkeit im Verbrauch dieses bisher recht gering geachteten Artikels geführt und endlich hat sich von den stärksten Konsumenten, den Rauchern, mindestens jeder Dritte ein mechanisches Feuerzeug zugelegt, das in seiner verbesserten Herstellung gut funktioniert, bequem und sparsam ist. Daher ist auf

eine Besserung der Lage unserer Zündholzindustrie in absehbarer Zeit nur wenig Aussicht vorhanden.

— J. P. Morgans riesige Geldmacht beleuchtet ein Bericht, den der „Chicago Inter Ocean“ veröffentlicht. Morgans Einfluß ist ausschlaggebend in vier Nationalbanken mit einem Haben von 450.729.468 Dollars; des ferneren in acht Trustgesellschaften mit einem Gesamthaben von 436.505.082 Dollars. Die „Equitable Life“, deren Gebieter Morgan ist, verfügt über 496.109.638 Dollars. Direkt seiner Macht ergeben sind Eisenbahnen und industrielle Unternehmen mit einem Gesamtkapital von 1.164.349.309 Dollars, während andere Gründungen dieser Art mit einem Vermögen von 2.336.504.400 einer indirekten Kontrolle Morgans unterworfen sind. In Ziffern ausgesprochen, beläuft sich die Kapitalmacht dieses einen Mannes auf 4.874.197.897, d. h. auf nahezu fünf Billionen Dollars. Morgan beherrscht heute den Geldmarkt der Vereinigten Staaten. Dieser Finanzkaiser ist an sich das wirksamste, schlagendste Argument gegen die gesamte kapitalistische Wirtschaftsordnung.

— Die Verfolgung des Mechanikers Badura, der mit zwei Komplizen am 21. Dezember vorigen Jahres in Myslowitz den Raubmord an dem Bankier Aniol verübte, ist beendet. Badura wurde in den letzten Tagen, als der Dampfer „Zieten“ vor Newyork anlangte, verhaftet. Der Berliner Kriminalkommissar Bußdorf hatte mit dem Schnelldampfer „Saint Louis“ um 9 Uhr vormittags die Quarantäne erreicht. Er bestieg zunächst einen Zollkutter und kreuzte zwei Stunden vor dem Hafen. Endlich, um halb 12 Uhr, kam der Dampfer „Zieten“ in Sicht. Bußdorf begab sich an Bord des Dampfers, auf dem der Raubmörder Badura, unter dem Namen Sokolewsky reisend, sich befand. Er war seit zwei Tagen auf Grund der drahtlosen Depeschen Bußdorfs in Fesseln gelegt worden. Die Depeschen mußten über Halifax-Siaßconsett nach dem Dampfer „Zieten“ gehen. Kommissar Bußdorf mit einem Pinkertondetektiv, zwei Bundesmarschällen, mit dem vom Konsulat erwirkten Haftbefehl und einem Einwanderungskommissar verhafteten Badura, der sich von den Fesseln befreit hatte. Er wurde nach dem städtischen Gefängnis Newyorks, dem „Tombs“, gebracht, wo er bis zur Erledigung der Auslieferungsformalitäten verbleibt. Badura trug bei der Verhaftung den gleichen Hut, den er bei Ausübung des Verbrechens in Myslowitz getragen hatte. Er soll während der Reise mehrere Male vergeblich versucht haben, den Hut zu vertauschen. Nach kurzem Leugnen gestand er, der gesuchte Raubmörder zu sein und das Verbrechen mit drei Komplizen begangen zu haben. Seine Mitteilungen über diese müssen vorläufig geheim bleiben. Alle Passagiere des Schiffes wurden von Bußdorf sowie von den Pinkertonleuten scharf mit den vorhandenen Photographien verglichen. Es wurden jedoch keine Komplizen an Bord gefunden. Badura hatte nur 12 Dollars bei sich, ferner ein Messer und verschiedene Papiere, darunter einen auf Sokolewsky lautenden russischen Geburtsschein.

— Es hat sich in Deutschland ein Kartell von Reichs- und Staatsarbeitervereinigungen gebildet, dem bereits drei große Verbände, der Verband deutscher Eisenbahnhandwerker und -Arbeiter, der Bund deutscher Telegraphenarbeiter, Vorarbeiter und Handwerker und der deutsche Militärarbeiterverband beigetreten sind. Parteipolitisch kommt das Kartell nicht in Betracht, da es keiner Partei, also auch nicht der Sozialdemokratie, angehören will. Jedoch ist die neue gewerkschaftliche Organisation sozialpolitisch bedeutsam und kann durch Vereinigung der vielen Hunderttausenden von Staats- und Reichsarbeitern einen wichtigen Machtfaktor darstellen, mit dem die Behörden und gesetzgebenden Faktoren zu rechnen haben werden.

— Das Hamburger Seeamt verhandelte über den Zusammenstoß des englischen Dampfers „Brighton“ mit dem Hamburger Fünfmaster „Preußen“ im Kanal am 6. November vorigen Jahres, wobei die „Preußen“ manövrierunfähig wurde und später auf den Strand geriet. Das Seeamt erkannte, die Schuld an dem Zusammenstoß, der als weitere Folge den völligen Verlust herbeiführte, treffe allein die Führung des „Brighton“, weil dieser

der „Preußen“ nicht rechtzeitig ausgewichen sei und im letzten Augenblick noch versucht habe, den Bug der „Preußen“ zu kreuzen.

— Die schweizerische Uhrenindustrie, die einen wesentlichen Anteil an der Volkswohlfahrt hat, sieht mit Befriedigung auf das Jahr 1910 zurück. Goldene Uhren wurden 796.695 gegen 628.728 im Jahre 1909 angestempelt, silberne 2.678.583 gegen 2.301.409.

— Der unter dem Namen „Silberkönig“ bekannte amerikanische Millionär David Moffat ist im Alter von 72 Jahren in Newyork gestorben. Er hinterläßt seiner Witwe und einer Tochter, die in Paris verheiratet ist, ein Vermögen, das auf über 300 Millionen Mark geschätzt wird. Moffat hatte als gewöhnlicher Laufbursche begonnen und es dank seiner Intelligenz und seines Fleißes als Industrieller, Grubenbesitzer und Finanzier zu seinem Vermögen gebracht. Moffat waren verschiedene Male glänzende Angebote zum Eintritt in die Verwaltung seines Heimatlandes gemacht worden, er lehnte es aber ab, ein öffentliches Amt zu übernehmen.

— Aus Innsbruck wird berichtet: Der Gemeinde-Ausschuß der Ortschaft Kössen des politischen Bezirkes Kitzbühel hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, dem Schullehrer die vor Jahrzehnten üblich gewesene Naturalsammlung wieder zu erlauben. Der Lehrer darf also von nun an wieder mit einem Korb am Arme von Tür zu Tür gehen und bei den Eltern seiner Schüler Lebensmittel zu seinem Unterhalt erbetteln. Bei dem einen Bauer wird er eine Handvoll Mehl bekommen, beim zweiten vielleicht einige Kartoffeln und bei dem dritten, der ihm wohlgesinnt ist, etliche Eier. Bemerkte sei, daß heute das Durchschnittsgehalt eines Lehrers in Tirol ungefähr 700 Kronen (etwa 600 Mark) beträgt, also nicht einmal soviel, wie der letzte Tagelöhner bei jedem Bau verdienen kann. Da die Gemeinden aus eigenen Mitteln der Not unter der Lehrerschaft nicht abhelfen können, entschließt man sich jetzt wieder, wie das oben angeführte Beispiel zeigt, dem Lehrer durch die Sammlung von Haus zu Haus zu Hilfe zu kommen. Dieses Kulturbidchen aus dem „heiligen Land Tirol“ bedarf wohl keines weiteren Kommentares.

— Kaum sind die Schrecken der Pest in China überwunden, da wird das himmlische Reich von neuem wirtschaftlichen Gefahren ausgesetzt. Man berichtet: Aus China laufen Nachrichten über eine wachsende Hungersnot ein. Besonders trostlos ist die Lage in der Schandunprovinz, wo die Bewohner ihre Frauen und halbwüchsigen Töchter aus Not verkaufen. Die Regierung fürchtet, daß eine Hungersnot eine antidynastische Bewegung hervorrufen wird. Aus vielen Provinzen melden die Gouverneure Revolten des hungernden Volkes.

— Der Altmeister der deutschen Schauspielkunst, der beliebte Berliner Charakterdarsteller Friedrich Haase, ist am 17. v. M. im Alter von 84 Jahren plötzlich gestorben. Friedrich Haase, der sich der besonderen Gunst des Deutschen Kaisers erfreut hatte, galt als einer der letzten und hervorragendsten Repräsentanten der längst auf den Aussterbeetat gesetzten Darstellungsweise zur Zeit Benedix' und Bauernfelds. Haase hat man auch den großen deutschen Miniaturkünstler genannt, denn er war ein Feinkünstler von gesuchter Eleganz, ein Meister im Zusammenpassen kleiner Züge und Einzelbeobachtungen, jener Detailarbeit, die der große einheitliche Darstellungscharakter der Moderne vermissen läßt. Haase war in Berlin geboren und erzogen worden. Sein Geburtsdatum ist nicht ganz zuverlässig angegeben. In einigen Nachschlagewerken wird sein Geburtstag, der 1. November, in das Jahr 1826, in anderen in das Jahr 1825 verlegt. (1826 dürfte das richtige sein.) Sein Vater war Kammerdiener Friedrich Wilhelms IV. und von ihm hatte Haase die Ehrfurcht vor dem zeremoniellen Wesen und die Vorliebe für höfische Atmosphäre geerbt.

— Ein größeres Feuer wütete auf dem Grundstück der Stärkezuckerfabrik Aktiengesellschaft vorm. C. A. Köhlmann in Frankfurt an der Oder und verursachte einen Schaden von 150.000 bis 175.000 Mark. An Dextrin allein sind, wie die „Frankfurter Oder-

zeitung“ meldet, für etwa 40.000 Mark verbrannt. Die Fabrikation von Dextrin ist zum Teil gestört.

— Die berüchtigte Unsicherheit in Italien nimmt immer mehr zu. Aus Mailand wird gemeldet: Auf einer Landstraße wurden zwei Operettensängerinnen, die nach einer Vorstellung im geschlossenen Wagen nach Malfetta fuhren, von Briganten angehalten. Auf freiem Felde wurden sie aller Habseligkeiten beraubt. Die Mädchen wurden nach einer halben Stunde von ihren unter Beobachtung zurückgebliebenen Begleitern ohnmächtig aufgefunden.

— Das französische Marineministerium hat in den letzten Monaten eine strenge Musterung seiner älteren, keinen Kampfwert mehr besitzenden Schiffseinheiten abgehalten und einen grossen Teil davon als altes Eisen veräußert. Es wurden verkauft: 5 Panzer, 1 Panzerkreuzer, 4 Wachtschiffe, 6 Kanonenboote, 5 Transportavisos, 15 Torpedozerstörer, 50 Torpedoboote und 7 Unterseeboote älteren Typus. Der Gesamttonnagehalt dieser Fahrzeuge betrug 130.000 Tonnen. Die Herstellungskosten hatten an 300 Millionen Francs betragen. Beim Verkauf wurden nicht ganz zehn Millionen erzielt.

— Ein Großfeuer zerstörte, wie aus Düsseldorf depechiert wird, die Schreinereibetriebe und die Modellager der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik vollständig. Sämtliche Feuerwehren Düsseldorfs arbeiteten elf Stunden lang an der Sicherung der übrigen Fabrikanlagen. Der Betrieb ist nicht gestört.

— Die erste Telephonverbindung in Zentralafrika soll in der belgischen Kongokolonie eingerichtet werden. Die Kosten für ein einfaches Gespräch werden in Anbetracht der Schwierigkeiten, die mit der Anlage und Instandhaltung der Leitung verbunden sind, wohl die höchsten sein, die bis jetzt für Telephongespräche berechnet wurden. Wie mitgeteilt wird, hat die belgische Regierung eine Verfügung unterzeichnet, nach der eine öffentliche Telephonverbindung im Kongogebiete zwischen Boma-Thysville-Tinshassa und Leopoldville errichtet werden soll. Die Gebühr für ein gewöhnliches Gespräch wird die anständige Höhe von 150 Francs betragen.

— Der Berliner Sängerkorps trifft Ende Mai in Wien ein und singt am 1. Juni vor dem österreichischen Kaiser im Schönbrunner Park.

— Nach den vom „Germanischen Lloyd“ veröffentlichten statistischen Listen sind in dem stürmischen Monat Februar dieses Jahres, soweit es sich bisher hat ermitteln lassen, in der Welt Handelsflotte 68 Segelschiffe vollständig verloren gegangen, und zwar 43 Segelschiffe mit 16.244 Registertonnen und 25 Dampfschiffe mit 32.211 Registertonnen. Darunter befanden sich 2 deutsche Dampfschiffe, bei deren Untergang 21 Seeleute ihr Leben verloren. Außerdem weist die Statistik noch 644 Schiffe (564 Dampfer und 100 Segler) auf, die durch Strandung, Kollision, Feuer usw. Beschädigungen erlitten haben. Darunter befindet sich noch eine ganze Anzahl deutscher Schiffe.

— Die Kellner von Budapest haben eine Bewegung auf Abschaffung der Trinkgelder eingeleitet. Nächstens werden drei große öffentliche Kellnerversammlungen stattfinden, auf deren Tagesordnung die Frage der Abschaffung der Trinkgelder steht. Die Kellner verlangen statt der Trinkgelder eine prozentuelle Beteiligung an den Einnahmen der Gast- und Kaffeehäuser. Zur Leitung der Aktion wurde ein Komitee von 100 Mitgliedern eingesetzt.

— Die neue Frankfurter Theatergesellschaft hat nunmehr mit dem bekannten Konzertunternehmer Emil Gutmann in München einen festen Vertrag abgeschlossen, wonach sechs Vorstellungen des „Rosenkavaliers“ durch das Personal der Frankfurter Oper in Paris stattfinden werden. Gutmann hat für diese sechs Vorstellungen 180.000 Francs Einnahmen garantiert. Zwei Aufführungen wird Richard Strauß selbst, zwei Arthur Nikisch und zwei der Kapellmeister der Frankfurter Oper Dr. Rottenberg dirigieren.

— Ein Nachkomme des Herzogs Biron von Kurland, der unter

den Kaisrinnen Anna, Elisabeth und Katharina II. in Rußland von mächtigem Einfluß war, ist im Elend gestorben. Wie aus Petersburg gemeldet wird, erhängte sich in Duenaburg ein alter verarmter Mann namens Wilhelm v. Biron wegen Mangels an Existenzmitteln. Ein Zweig der Nachkommen des Herzogs Biron von Kurland lebt auf Schloß Wartenberg in Preußisch-Schlesien. Es ist dies der Prinz Gustav Biron von Kurland, Major à la suite der preußischen Armee und Rechtsritter des Johanniterordens, und seine Familie.

— Ein literarischer Prozeß, der durch den Tatbestand ebenso interessant ist wie durch den Namen der Hauptperson, hat am 4. April das Pariser Gericht beschäftigt. Im Jahre 1882 erwarb der Verleger Lemerre von Anatole France für die Summe von 3000 Francs das Recht der Veröffentlichung für eine Geschichte Frankreichs in zwei Bänden. Lemerre ließ das Manuskript 20 Jahre im Schubfach liegen, bis er vor einigen Monaten die Zeit zur Publikation für geeignet hielt. Er sandte den ersten Korrekturbogen an France und zeigte sich sehr überrascht, als er keine Antwort erhielt. Nach längerem Warten ließ er France gerichtlich zur Erledigung der Korrektur auffordern. France antwortete nur, daß er das Eigentumsrecht für verjährt halte, und daß er die Veröffentlichung nicht gestatten werde, da seine Ideen sich inzwischen geändert hätten. Anatole France wird vor Gericht durch Raymond Poincaré, Lemerre durch den Advokaten Georges Dreyfous vertreten werden.

— In Leoben in Steiermark ist es zu erheblichen Studentunruhen gekommen. Ein Telegramm von dort meldet: In der Nacht wurden zwei Studenten wegen nächtlicher Ruhestörung verhaftet. Ihre Kommilitonen riefen die übrige Studentenschaft auf und verlangte vor der Wachstube energisch die Freilassung der Gefangenen, wobei weitere vier Studenten festgenommen wurden. Am nächsten Morgen erschienen gegen hundert Studenten wiederum vor der Wachstube und wiederholten energisch ihr Verlangen, wobei es zu großen Lärmereien kam.

— Die Bewegung unter den Winzern des französischen Departements Aube gegen den Ausschluß dieser Gegend aus dem gesetzlich abgegrenzten Distrikt der „Champagne Viticole“ greift immer weiter um sich. Dem Beispiel der Stadt Bar-sur-Aube folgend, geben in zahlreichen Gemeinden die Bürgermeister und die Gemeinderäte ihre Demission. Alle öffentlichen Dienste, insbesondere die Betreuung der Steuern geraten durch diese Widerspenstigkeit ins Stocken. Nur der „Dienst der „Assistance Publique“, dessen Mittel zum größten Teile aus der Staatskasse kommen, wird weiter besorgt. In vielen Gemeinden ist auf den Mairien die rote Fahne gehißt und werden Sturmglocken geläutet. In Colombe-la-Fosse wurde, wie der „Matin“ berichtet, die fiskalische Steuereinnahme aus der Mairie fortgejagt. In Bar-sur-Aube sollen nächstens große Kundgebungen stattfinden. Dabei werden die Winzer der ganzen Umgegend in Arbeitstracht erscheinen. Alle Steuerzettel werden in einem großen Korb bis zur Mairie getragen und dort auf die Straße geschmettert. Das ist das Symbol, daß Leistungen an den Staat verweigert werden sollen, bis die Regierung die Wünsche der Winzer auf ihre Inkorporierung in der „Champagne Viticole“ erfüllt haben wird. Der Ministerpräsident Monis, der im vergangenen Herbst selbst an der Spitze einer ähnlichen Bewegung in seiner Heimatprovinz gestanden hat (es handelte sich damals um die Beschwerden gegen die Begrenzung der Region des „Bordelais Viticole“), erklärt, daß die Winzer der Aube sich auf den gesetzlichen Weg einer Klage beim Staatsrat begeben müssen. Vorläufig scheinen aber die Winzer überzeugt zu sein, daß sie ihren Wunsch, der nichts anderes bezweckt, als ihre Weinernte, wie sie es früher taten, zu mehr oder weniger gutem Champagner verarbeiten zu dürfen, rascher auf dem Wege von Manifestationen und Drohungen mit Ruhestörung durchsetzen werden als durch juristisch noch so begründete Reklamationen beim Staatsrat.

— Erst jetzt, nach mehr als zwei Monaten ist das Urteil im ersten Moabiter Krawallprozeß, der bekanntlich vor der Strafkammer unter Vorsitz des Landgerichtsdirektors Lieber stattfand

und diese sechs Wochen lang beschäftigte, den Verurteilten schriftlich zugestellt worden. Das Urteil umfaßt 208 Folioseiten und gibt eine ausführliche Darstellung des Sachverhalts und der Gründe, die zur Verurteilung der Angeklagten geführt haben. Nach einer eingehenden Darstellung der Einzelfälle befaßt sich das Urteil in ausgedehnter Weise mit den Maßnahmen der Polizei, deren Pflichttreue es im allgemeinen hervorhebt. Auf der anderen Seite sind auch die Feststellungen des Urteils über die polizeilichen Uebergriffe ausgiebig behandelt. Aus diesem Teil des Urteils geben wir folgende Ausführungen wieder: „Es sind von der Verteidigung eine große Anzahl Zeugen dafür gestellt worden, daß die Polizei sich des Amtsmißbrauchs schuldig gemacht hat. Die Polizei soll vom Waffe Gebrauch gemacht haben, sie soll eingeschlagen haben auf einzelne, an den Haltestellen der Straßenbahnen stehende Leute, und dadurch soll Aufregung hervorgerufen worden sein, die andere, nicht zu Ausschreitungen geneigte Menschen dazu veranlaßt hat, sich zu Straftaten verleiten zu lassen.“ Das Urteil führt dann aus, daß dem Antrage der Verteidigung gemäß nach dieser Hinsicht eine große Beweisaufnahme habe erfolgen müssen; es heißt dann wörtlich: „Wenn man auch alle Schwierigkeiten berücksichtigt, so bleibt immerhin übrig, es handelt sich nicht um vereinzelte Mißgriffe von Beamten, sondern das Gericht hat die Ueberzeugung gewonnen, daß dies in einer größeren Anzahl von Fällen, insbesondere durch grundlose Beleidigung und vielfach durch Schläge geschehen ist.“ Aus der „Fülle des Materials“ wie es wörtlich heißt, werden zwanzig Fälle eingehend dargestellt, in denen die Polizei, durch Schläge, die zum Teil zu mehrwöchigen Behandlungen der Verletzten in Krankenhäusern geführt haben, harmlose Passanten mißhandelt hat. Es ist bei einer Anzahl von Fällen auch in dem Urteil festgestellt worden, daß die Mißhandlungen an Orten stattgefunden haben, die fast vollkommen menschenleer waren, so daß kein sichtbarer Grund zum Einschreiten vorlag. „Die nur beispielsweise herausgegriffenen Fälle,“ so heißt es am Schluß der Erörterung der Einzelfälle, „sind für erwiesen erachtet worden. Die in Betracht kommenden Beamten haben in allen diesen und ähnlichen Fällen Ausschreitungen begangen.“ Die Länge des Prozesses wird im Urteil damit erklärt, daß der Abschluß des Verfahrens durch die Verbindung der Sachen verzögert worden ist. Bei einer Verhandlung gegen jeden einzelnen Angeklagten hätte die Aburteilung schneller stattfinden können.

— Seit langer Zeit wurden Diebstähle in großer Zahl auf dem Berliner städtischen Schlachthofe ausgeführt, ohne daß man auch nur eine Spur der Diebe finden konnte. Endlich haben jetzt die Diebstähle eine unerwartete Aufklärung gefunden. Zu den durch Diebstähle schwer geschädigten Meistern gehörte auch der Fleischern.eiste Traugott Becker, der die Kriminalpolizei um Hilfe anrief. In den letzten Wochen ließ sich der „Allg. Fl.-Ztg.“ zufolge ein Kriminalbeamter in die Schlachtkammer des Meisters Becker einschließen. Plötzlich hörte der Beamte die Türen aufschließen und sah von seinem Versteck aus, daß drei Männer den Raum betraten, eine Gasflamme anzündeten, Umschau unter den großen Fleischvorräten hielten und sich dann mit größter Ruhe die besten Stücke aneigneten. Als sie im Begriff standen, die Kammer zu verlassen, trat der Kriminalbeamte mit gespanntem Revolver den Dieben entgegen. Einer von ihnen ergriff die Flucht. Die ertappten Diebe wurden als angestellte Wächter entlarvt.

— Der russische Senator Dedjulin, der das Ingenieurresort, die Festungsverwaltungen und Intendanturen im Südwestgebiet des Reiches revidiert hat, stellt in seinem Bericht fest, daß seine Revision eine endlose Reihe schwerer Mißbräuche ergeben habe. Die Beamten seien allerorts nur von dem einen Ideal erfüllt, den Staat so gründlich als möglich zu bestehlen. Die Hauptursache dieser schamlosen Unterschlagungen von Staatsgeldern sieht Dedjulin in dem allzu großen Formalismus, unter dessen Schutz die Beamten die gewagtesten Betrügereien ungestraft

ausführen können. Einzelne Punkte des Berichtes entbehren nicht der Komik; so werden zwei Generäle „General Karlsbad“ und „General Marienbad“ genannt, denen die Lieferanten ihrer „zehrenden Wirkung“ wegen diese Namen beigelegt haben. Der „General Marienbad“ ist Akimow, der Vetter des Präsidenten der Reichsduma, der sich um viele Millionen bereichert haben soll. Ingesamt stellt Dedjulin fest, daß etwa zwanzig Millionen Rubel unterschlagen worden sind.

— In einer der südafrikanischen ähnlichen Bodenformation entdeckten Schürfer aus Vancouver in Britisch-Kolumbien Diamanten. Die Fundstelle liegt am Tulameenfluß zwischen Granite Creek und Princeton. Ein Bericht der Regierungsgeologen erklärt, daß vorhandene Anzeichen auf ein reiches Diamantenvorkommen deuten. Es sind dies die ersten in Kanada gefundenen Diamanten. Die Nachricht erregte die gleiche Sensation, wie die Meldung von den Goldfunden im vorigen Jahre. Bereits sind Expeditionen auf dem Wege, und bald werden wohl die ersten „Claims“ in einer leichter zugänglichen Gegend als das vorjährige Goldland abgesteckt werden.

— Der Versicherungsagent Ernst Möller aus Gotha wurde vom Schwurgericht in Eisenach zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Und warum? Er hatte die Fahrt von Erfurt nach Gotha gemacht, war aber nur im Besitze einer gültigen Fahrkarte von Erfurt nach Neudietendorf. Der Eisenbahnfiskus war mithin um das Fahrgeld von Neudietendorf bis Gotha geschädigt. Bei seiner Ankunft in Gotha zeigte der Angeklagte eine abgelaufene Monatsfahrkarte vor, auf der der Monat Juni in Juli umgeändert worden war. Er wurde in eine Strafe von sechs Mark genommen und hatte sich dann noch wegen schwerer Urkundenfälschung und Betrugens zu verantworten, was ihm die erwähnte Gefängnisstrafe eintrug. Es zeigt sich hier wieder einmal, wie salopp manche Leute über die Pflichten der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit denken. Daß Eltern ihre Kinder jünger machen, wenn sie auf der Eisenbahn an Fahrgeld sparen wollen, ist nichts seltenes. In dieses Kapitel fällt der Versuch, den Eisenbahnfiskus um das Fahrgeld zu prellen. Wenn Leute dieser Art hoch bestraft werden, die um eines geringen Vorteils willen Treu und Glauben verletzen, so kann man mit ihnen kaum Mitleid haben.

— In Soissons hat am 22. v. M. die junge Frau des Direktors einer Aluminiumfabrik, Devoisin, auf offener Straße die neunzehnjährige Italienerin Stefanie Emilio, in der sie die Geliebte ihres Gatten vermutete, niedergeschossen. Frau Devoisin forderte das junge Mädchen zuerst auf, mit aufs Polizeikommissariat zu kommen; als sie dieses ablehnte, feuerte die Frau zwei Revolverschüsse auf Stefanie ab, die sie in die Schläfe trafen und sofort töteten. Obwohl ihr Opfer bereits auf dem Boden lag, feuerte die wütende Frau noch die übrigen vier Kugeln aus ihrem Revolver auf die Leiche ab. Sie stellte sich dann freiwillig den Gerichten.

— Wie aus London gemeldet wird, überreichte der Herzog von Bedford im Auftrage der Zoological Society of London Herrn Karl Hagenbeck-Hamburg die große silberne Verdienstmedaille der Gesellschaft in Anerkennung der der Zoologie geleisteten wertvollen Dienste durch die Tiereinfuhr und die Einführung neuer und fortgeschrittener Methoden in der Haltung und Pflege der Tiere in der Gefangenschaft. Es ist dies das erste Mal, daß eine derartige Auszeichnung an den Eigentümer eines zoologischen Gartens von der genannten Gesellschaft verliehen wird.

— Am Gründonnerstag hat der Prinz-Regent Luitpold von Bayern wieder an zwölf alten Männern die Fußwaschung vorgenommen und sie mit Geld beschenkt. Der älteste dieser zwölf Männer ist 95 Jahre alt, der jüngste zählt „erst“ 92 Jahre. Das Gesamalter der sogenannten zwölf Apostel beträgt 1118 Jahre; im Vorjahre betrug es 1122 Jahre. Von den erwähnten alten Männern haben den „M. N. N.“ zufolge vier bereits früheren Fußwaschungen beigewohnt. Auch in diesem Jahre haben an hundert alte Männer um Zulassung zur Fußwaschung nachgesucht.

# Wochenschau.

S. Paulo, Donnerstag den 13. April

— Der Staatspräsident besichtigte gestern in Begleitung des Herrn Dr. Carlos Guimarães und seines Kabinettssekretärs das Palais Chaves, das für den Aufenthalt des Bundespräsidenten eingerichtet wird. Die Arbeiten, die von Herrn Dr. Ramos de Azevedo geleitet werden, sind schon sehr weit fortgeschritten.

— Die Herren Dr. Emilio Ribas und Victor Godinho sind gestern nach Campos do Jordão abgereist, wo sie die definitiven Bauplätze für die Sanatorien etc. aussuchen werden, die auf dem Terrain des Herrn W. S. Wilson erbaut werden sollen.

— Wie vorauszusehen war, hat der Bundessenator Antonio Azeredo das Gerücht, daß er als Unterhändler zwischen der Bundes- und der Staatsregierung von S. Paulo gedient habe, demontiert. Ebenso erklärte er, daß er es trotz der dringenden Bitten des Herrn Rubião Junior abgelehnt habe, bei Pinheiro Machado für die Kandidatur des Herrn Rodrigues Alves für das Amt eines Staatspräsidenten von S. Paulo einzutreten, da ihn daran die innige Freundschaft hindere, die ihn mit Herrn Olavo Egydio verbinde (der auch als Präsidentschaftskandidat genannt wird).

— Die Gerüchte, daß die Paulista und die Mogyana, sagen wir einmal, in Gefahr sind, von dem großen englischen Eisenbahnsyndikat, an dessen Spitze die Brasil Railway Company steht, aufgesogen zu werden, präzisieren sich immer mehr. In der letzten Zeit hat das Syndikat über 30.000 Aktien der beiden Gesellschaften erworben, wobei die zum Nachlaß des Herrn W. Lidgerwood gehörenden, die wir schon letzthin erwähnten, mitgerechnet sind. Insgesamt besitzt das Syndikat schon über 260.000 Aktien der beiden Bahngesellschaften, und zwar bezahlt es jedes Stück mit über 400 Milreis. Es heißt, daß wieder Verhandlungen über den Ankauf großer Posten von Aktien schweben. Und die Verstaatlichung? Es ist ganz still davon geworden. Sollten schon geheime Abmachungen existieren? Die Engländer werden schwerlich solche Riesensummen ausgeben, ohne zu wissen, warum, jedenfalls schwerlich, um die jetzigen Konzessionen und Privilegien der Paulista und der Mogyana auszubeuten, die doch schließlich nur noch kurze Zeit laufen. Der Aktienbesitz des englischen Syndikats repräsentiert jetzt schon einen Wert von ungefähr 14.500 Contos.

— Wie wir hören, wird die Baumschule des Ackerbausekretariats in wenigen Monaten imstande sein, eine halbe Million Waldbäume (wohl hauptsächlich Eucalyptus) zu liefern, die kostenfrei an die Landwirte verteilt werden.

— Die spanische La Plata Bank wird hier nächstens eine Filiale errichten, deren Leitung Herr Ramalho Ortigão übernehmen wird.

— Zu der gestern veröffentlichten Erklärung des kaiserlich russischen Konsulats in Rio sind (wir noch hinzuzufügen in der Lage, daß augenblicklich in Brasilien kein effektiver Korrespondent der „Novoje Vremja“ oder einer anderen großen russischen Zeitung existiert.

— Der Portugiese Francisco Esteves, Eigentümer einer Kneipe in der Rua Monsenhor Andrade Nr. 1, stellte im Laufe des Monats März einen neuen Angestellten, seinen Landsmann Antonio dos Santos, ein. Vorgestern nun bestahl ihn dieser, der sich bis dahin immer tadellos geführt hatte, um 200 Milreis in bar, eine goldene Uhr und zwei goldene Halsketten und verschwand.

— Herr Antonio Estevam, Rua da Mooca Nr. 168, übergab vor einiger Zeit dem Winkeladvokaten Joaquim Baptista da Silva, Rua Martim Burchard 72, einen auf 150 Milreis lautenden Wechsel zum Einkassieren. Der Wechsel wurde auch bereits am 5. dieses Monats bezahlt, wie Herr Estevam jedoch vor dem Polizeikommissar erklärte, weigert sich Silva, das Geld herauszugeben. Es wurde eine Untersuchung über den Sachverhalt eingeleitet.

— Der deutsche Turnverein (Stammverein S. Paulo) hatte die

Freundlichkeit, uns zu seinem am 15. dieses Monats stattfindenden Osterball einzuladen. Unsern herzlichsten Dank für die Aufmerksamkeit.

— Die Aufstellung eines offiziellen Kandidaten für die künftige Präsidentschaftsperiode ist bis jetzt nicht im Schoße der Direktion der republikanischen Partei zur Verhandlung gekommen. Die umlaufenden Gerüchte entbehren also jeder Begründung.

Die Deutsche Operetten-Gesellschaft Platerowski eröffnete die gestrige Vorstellung im Theater Sant'Anna mit dem drastisch komischen Lustspiel von Moireau: „Er muß taub sein“, in dem die Darsteller, Frl. Ruth Ruth (Frieda) und die Herren Wendenhoefer (Burhenne), Voigt (Eber) und Bremer (Gruener), stürmische Lacherfolge erzielten. Den Beschluß des Abends bildete die reizende kleine komische Oper Mozarts — Bastien und Bastienne — unter der Leitung des Kapellmeisters Herrn Leo Kessler, mit Frl. Korff als Bastienne, Herrn Freiberg als Bastien und Herrn Smannald als Dr. Colas. Herr Smannald verfügt über einen angenehm klingenden, schönen Bass und singt mit Ausdruck und ruhiger Sicherheit. Wir würden ihn gerne öfter hören als bisher.

Der „Bunte Teil“ des Programms zwischen den genannten beiden Stücken brachte diesmal nur Teile aus Wagners Opern, und die künstlerische Bedeutung des Abends ruht in ihm.

Wir können es nicht anders als ein Opfer empfinden, wenn Künstler, die gewohnt sind, Wagner auf der Bühne zu singen, Wagner-Musik in den Konzertsaal verpflanzen und in Gesellschaftstoilette vor das Publikum treten. Der innere Widerspruch ist zu groß und es bedarf einer reichen und großen Künstlerschaft, um ihn einigermaßen zu überbrücken. Aber besonders in einem Lande wie Brasilien, wo Jahrzehnte verstreichen können, ohne daß Wagner von der Bühne herab zu uns spricht, haben wir nur Pflichten der Dankbarkeit gegenüber Künstlern, die uns Gelegenheit bieten, Wagner zu hören und sei es auch nur vom Konzertpodium herab. Und wie viele gibt es unter uns, denen Wagner überhaupt noch unbekannt ist und denen nun doch eine Ahnung aufgeht, was Wagnerscher Gesang will und bedeutet?

Prinzipiell stehen wir einer Verpflanzung Wagners auf das Konzertpodium ablehnend gegenüber. Es kann nie der ganze Wagner sein, der uns da entgegentritt, aber wir sind Frl. Korff und Herrn Meister, nicht zu vergessen Herrn Kapellmeister Kessler, nur herzlich dankbar für den gestern abend gebotenen Kunstgenuß. Wir stehen nicht an zu behaupten, daß das Beste geboten wurde, was mit den hier möglichen, immerhin bescheidenen, Mitteln zu erreichen war.

Herr Meister eröffnete den Reigen mit dem Liebesgesang Siegmunds aus der Walküre. (Erster Aufzug, dritte Szene.) Um diesen ganz in seiner Schönheit erfassen zu können, müßte die unmittelbar vorhergehende Klage Sieglindes mitgesungen werden, jedoch wäre die dann entstehende Länge für den Konzertsaal kaum geeignet gewesen. Genüge es zu sagen, daß Herrn Meisters Kunst und Stimme sich höchst vorteilhaft bewährten, das Publikum geizte daher auch nicht mit Applaus. Noch größer jedoch war Herrn Meisters Erfolg mit dem Vortrag der Graalserzählung, wo Lohengrin von der fernen Burg Monsalvat, dem heiligen Graal und seinen Hütern erzählt. Herrn Meisters Vortrag erreichte hier eine Höhe, die uns überraschte; minutenlang Beifall und wiederholter Herausruf dankten dem Künstler.

Frl. Korff sang die Ballade Sentas (Der fliegende Holländer) und zusammen mit Herrn Meister das Duett zwischen Elsa und Lohengrin im Brautgemach.

Frl. Korff ist eine Sängerin, bei deren Hören man die Kritik vergißt. Man vergißt auch, daß es Regeln der Kunst gibt, man vergißt darüber nachzudenken, wie sie singt oder welche Mittel sie verwendet. Man steht einer Kunstleistung gegenüber, die — in sich selber abgeschlossen — nicht mehr Raum läßt für anderes, als sich unbedingt der Herrschaft dieser, bald leiden-

schäftlich sich erhebenden (Senta), bald süß und sanft sich erhebenden Stimme (Elsa im Duett) zu überlassen.

Frl. Korff ist eine der wenigen, begnadeten Sängerinnen, der es gelingt, die Stimmungen und Erregungen in der eigenen Brust auf den Hörer zu übertragen — das Endziel aller Gesangeskunst. Das ist eine Gottesgabe, die man auch durch das fleißigste Studium niemals erwerben kann — man besitzt sie, oder man besitzt sie nicht. Liszt, Rubinstein, Jenny Lind, Kean, Kainz, Matkowsky, selbst eine Fanny Elsler, hatten diese undefinierbare Gabe, die Herzen der Menschen hinreißen zu können. Frl. Korff ist jugendlich; ihre Laufbahn liegt vor ihr; sie besitzt die Veranlagung, der ganz Großen eine zu werden. Sowohl in der Ballade als in dem Duett aus Lohengrin wirkte sie voll tiefer Ueberzeugung und nahm die Hörer vollkommen in den Bann ihrer Stimme und ihres seelenvollen Vortrags.

Die anmutige Künstlerin hatte unter einer Indisposition zu leiden, das wechselvolle Klima S. Paulos versucht seine Tücken auch an ihr, aber der Stimme merkte man Nichts an, so groß ist auch die Kunst ihrer Technik.

Das Orchester hielt sich wacker im Verlauf des ganzen Abends. Schon mit dem eröffnenden Vorspiel zur „Die schöne Galathéa“ hatte Kapellmeister Kessler und seine Schar einen hübschen Erfolg. Besonders möchten wir aber das Vorspiel zum Lohengrin (Beginn des bunten Teils) hervorheben. Mit einem so beschränkten Orchester eine solche Steigerung zu erreichen, ist eine rühmliche Leistung. Alle Achtung, Herr Kapellmeister, und alle Achtung vor Ihren Musikern, die sichtlich mit Lust und Liebe dabei waren.

Bijou-Theater. Die gestrigen Aufführungen waren sehr gut besucht und erteten reichen Beifell. Heute u. a. „Die Tempel von Nikko“, Aufnahme nach dem Leben in Japan, die dramatische Komposition „Jesus von Nazareth“, „Das Osterei“ von Pathé Frères. In der zweiten Sitzung „Der Märtyr von Golphtha“, biblisches Drama in 70 Bildern. Im „Salão Illusão“ sind vier lebensgroße Gemälde aus der Passionsgeschichte ausgestellt.

Polytheama. Gestern wurde wieder einmal „Die lustige Witwe“ gegeben. Die Aufführung war sehr gut, besonders zeichnete sich Annetta Gattini in der Titelrolle aus. Auch der Tenor Bordiga gefiel sehr als sympathischer und leichtlebiger „Danilo“. Heute „Der Graf von Luxemburg“.

S. Paulo, Sonnabend den 15. April

— Die Kaffeefirma Nortz & Co. in Havre schreibt unterm 31. März 1911: „Wir haben letzten Samstag die Berechnung aufgestellt, daß das freie, in den Händen des Handels sich befindliche Quantum Kaffee am 1. Juli betragen werde: 1911 . . . 6.640.000 Sack, 1910 7.422.000 Sack, 1909 6.000.000 Sack. Dieses freie Quantum betrug am 1. März: 1911 7.220.000 Sack, 1910 8.745.000 Sack, 1909 8.060.000 Sack, wovon in Brasilien 1911 2.615.000 Sack, 1910 1.732.000, 1909 1.044.000 Sack. Hierzu kommt zu verkaufen im April 1911 1.200.000 Sack, 1910 250.000 Sack, 1909 — Sack. Zusammen 1911 3.815.000 Sack, 1910 1.982.000 Sack, 1909 1.044.000 Sack. Diese Ziffern zeigen, warum der Kaffee Anfang Januar auf 74 Fr. steigen konnte und wie bedeutungsvoll das Problem geworden ist, welches das fast gleichzeitige Abstoßen eines großen Teiles der Brasilvorräte und des Valorisationskaffees in den nächsten Wochen bedeutet. Die Frage ist: Wer ist dabei im Vorteil: Brasilien und die Valorisation als Abgeber oder die Konsummärkte als Käufer? Die Haussiers sind der Ansicht, daß ein stark entblößter Konsum sich auf das Angebot werfen dürfte und die unbefriedigten Hoffnungen eines größeren Blankointeresses, vielleicht gestützt durch Vorstöße der Haussiers, dem Markte eine steigende Richtung einprägen müssen, daß, kurz gesagt, alles Ungünstige in der gegenwärtigen Situation und den Preisen vorerst diskontiert sei. Die Baissiers sind der Ansicht, daß man auf dasselbe Argument nicht zweimal eine Bewegung aufbauen könne, daß

die Notwendigkeit des Unterbringens des Valorisationskaffees und des Santosstocks bei dem raschen Heranrücken der neuen Ernte für die gegenwärtigen Käufer nichts Stimulierendes an sich habe, und überdies fürchtet man hier den Einfluß der ungünstigen Geschäftslage im Kaffeegeschäft und den Rückgang des Konsums. Die Frage ist nach dieser Hinsicht eine offene, und wir möchten sie nur ungern vom Parteistandpunkte behandelt sehen. Die Klagen aus den Staaten und den europäischen Konsumländern über eine starke Zunahme des Verbrauchs an Kaffeeersatzmitteln sind kaum von der Hand zu weisen. Aus Egypten schreiben uns bewährte Freunde, daß eigentlich nur noch Frank-Kaffee (Zichorie) richtig geht, und eine der ersten Autoritäten Deutschlands schätzt die Abnahme des Verbrauchs daselbst auf bis 20 Prozent. Wir glauben nicht, daß es sich hier überall um definitive Verhältnisse handeln kann; immerhin darf man sich doch die Frage vorlegen, ob nicht eine ernste Möglichkeit besteht, daß der Konsum, welcher in den letzten zehn Jahren infolge des niedrigen Preisstandes so sehr zunahm, durch die Steigerung bereits stark nach unten beeinflusst sei, mehr jedenfalls, als man bisher glaubte. Wie dem auch sei, so dürfte die Wahrheit in der Mitte liegen, und das Beste, was man heute von Kaffee sagen kann, ist, daß er vorerst für die Outside-Spekulation sehr uninteressant geworden ist. Der Konsum kann ebenso wenig dauernd leben, ohne zu kaufen, als irgendwelche Manipulationen es fertig bringen werden, ihn zu veranlassen, heute einen Sack mehr hinzulegen, als er muß. Für die weitere Zukunft des Artikels werden jedenfalls die Aussichten bezüglich künftiger Ernte stark mitbestimmend sein, schon durch ihre Rückwirkung auf die Dispositionen der brasilianischen Märkte. Mehr als je gilt das, was wir früher schrieben, daß, wenn die neue Ernte einen Rückgang der Vorräte bedinge, Millionen Säcke Kaffee fehlen würden, um dem spekulativen Interesse zu genügen, sonst aber immer genug, wenn nicht zu viel Kaffee da sei und alle Manipulationen nichts nützen. Der Möglichkeiten, die in der Entwicklung der Ernte begründet liegen, werden bis zur neuen Ernte, welches auch die lokalen Bestrebungen sein mögen, sich immer in den Vordergrund schieben und den Märkten ihr Signum aufdrücken, dies um so mehr, als die um 50 Prozent höhere Wertlage des Artikels gegen letztes Jahr ein Faktor ist, der zu seinem Bestande das Vertrauen des Handels dauernd nicht entbehren kann.

Man hat die in unserem Berichte vom 27. Februar erwähnte Brasilschätzung von 12—13 Mill. Sack vielfach als Ueberschätzung empfunden. Die in der Zwischenzeit eingelaufene Brasil Review vom 14. Februar erwähnt aber bereits ähnliche Schätzungen. Wir haben jedenfalls Anlaß genommen, darüber nochmals anzufragen, und bestätigt uns unser Gewährsmann heute seine Schätzung. Die Herren Trinks & Co. sandten gestern eine Schätzung von 12½ Mill. Sack, und die Herren Prado schätzten heute erneut 10 Mill. Sack, da der Regen zu spät gefallen sei. Jedenfalls hat man uns Samstag spät für Rechnung einer Gruppe, wohl im Bedürfnis nach einer Sensation, von Santos eine Wette von 100.000 Fr. gegen 12 Mill. Sack gedrahtet, und unsere Gegenofferte von 25.000 Fr. für 11 Mill. Sack (Durchschnitt der offiziellen und privaten Schätzungen) mit „100.000 Fr. 12 Mill. oder nichts“ beantwortet. Wir haben noch nie mit so geringen Kosten uns über die intimen Auffassungen in Santos bezüglich der Ernte vergewissern können.“

— Wiederum spielte sich eine jener Eifersuchtsszenen hier ab, die leider so häufig an der Tagesordnung sind und wobei, wie auch in diesem Falle, der Revolver in Aktion tritt. Vor 6 Jahren lernte der damals 27 Jahre alte Barbier Casemiro Vitale eine blutjunge Landsmännin, die kaum 14 jährige Rosina Penacchio kennen und verliebte sich dermaßen in das hübsche Mädchen, daß er um ihre Hand bat. Das Mädchen betrachtete in ihrer Unschuld die ganze Liebelei als reine Spielerei und Zeitvertreib und schlug vernünftigerweise das Anerbieten ihres Liebhabers aus, da sie noch viel zu jung zum Heiraten sei und ihm den Rat gab, noch einige Jahre zu warten. Das wollte Casemiro aber

nicht und er setzte es schließlich durch, daß die Mutter Rosina die Einwilligung zur Heirat gab. Das Paar lebte dann einige Monate nach der Hochzeit in Gemeinschaft der Mutter einträchtig und friedlich zusammen, doch mit der Zeit kehrte Casemiro seinen wirklichen Charakter heraus. Er vernachlässigte die Arbeit, betrank sich häufig und machte seiner jungen Frau für diese qualvolle Eifersuchtsszenen. Die Schwiegermutter hat stets ihr möglichstes zur friedlichen Vermittlung getan und gab auch dem Schwiegersohn das nötige Geld, sich selbständig zu machen. Unbeständig aber, wie Casemiro war, hielt es ihn nicht mehr hier in der Hauptstadt und er ging nach Uberaba. Seine Frau begleitete ihn aber nicht, da sie sich im Innern, fern von der Mutter, nicht der Gefahr aussetzen wollte, von ihrem Manne mißhandelt zu werden, zumal sie sich in anderen Umständen befand. Nach der Niederkunft begab sie sich jedoch auf inständiges Bitten ihres Mannes ebenfalls nach Uberaba, wo sie natürlich wiederum seiner schlechten Behandlung ausgesetzt war, bis es ihr vor etwa 14 Tagen gelang, zu entfliehen. Sie ging nun mit ihren 3 Kindern von 5 und 2 Jahren und dem dritten von 2 Monaten zu ihrer Mutter, die unterdeß eine Schankwirtschaft in der Rua Paula Souza No. 16 eröffnet hatte. Rosina, für die die sechs Ehejahre nur eine Leidenszeit waren und sie nie etwas von wirklicher Liebe gewußt hatte, scheint nun jemand angetroffen haben, für den ihr Herz sich erwärmte. Ihr Mann muß wohl von der sträflichen Liebe seiner Frau erfahren haben und da er ja äußerst eifersüchtig ist, kam er schnurstracks aus Uberaba herbeigeeilt. Er verfolgte seine Frau, die von seiner Anwesenheit nichts wußte, auf Schritt und Tritt und sah sie eines schönen Tages in ein übel berüchtigtes Haus eintreten, für dessen nicht einwandfreie Bewohnerinnen sie die Wäsche besorgte und gerade einen frisch geplätteten weißen Rock überbringen wollte. Als Rosina wieder herauskam, sah sie sich kurz darauf und schon in der Nähe der mütterlichen Wohnung plötzlich ihrem Manne gegenüber. Sie suchte ihr Heil in der Flucht, stürzte ins Haus, doch kaum hatte sie die Schwelle überschritten, als ihr Mann schon zwei Schüsse auf sie abfeuerte, von denen einer ihre linke Schulter durchbohrte. Auf ihr Geschrei eilte die Mutter herbei, die nun ebenfalls von dem Wüterich angeschossen und an der linken Stirnseite verletzt wurde. Darauf kehrte der Mordbube die Waffe gegen sich selbst und brachte sich einen Schuß in das rechte Ohr bei. Durch den entstehenden Lärm wurde eine ungeheure Menschenmenge herbeigelockt und auch die Polizei war schnell zur Stelle, die für die Ueberführung der drei Verwundeten nach dem Krankenhause sorgte. Die beiden Frauen trugen glücklicherweise keine lebensgefährlichen Verletzungen davon und konnten bereits vernommen werden. Der Täter liegt jedoch in sehr bedenklichem Zustande darnieder und wird schwerlich mit dem Leben davonkommen.

S. Paulo, Montag den 17. April

— Seit Sonnabend Abend weilt der Kaiserlich Deutsche Gesandte, Herr Dr. G. Michahelles, in unserer Stadt. Wie wir schon von einigen Tagen mitteilten, will Seine Excellenz die Staaten S. Paulo und Parana bereisen, um ihre deutsche Bevölkerung, ihr Wirtschaftsleben und ihre Kolonien kennen zu lernen. Auf dieser Reise wird der Herr Gesandte begleitet vom Kaiserlichen Legationsrat, Herrn Dr. Alfred Zimmermann, aus Berlin und vom Militärattaché bei der Kaiserlichen Gesandtschaft, Herrn Oberleutnant Kleine. Herr Dr. Zimmermann genießt in allen Kreisen, die sich mit Kolonialwirtschaft und Kolonialpolitik beschäftigen, hohes Ansehen als Verfasser einer Reihe wichtiger Kolonialschriften, besonders des großen Werkes über die Kolonialpolitik der europäischen Völker. Er bringt Brasilien aufrichtiges Interesse entgegen und ist von der Zukunft unseres Landes ebenso überzeugt, wie er von seiner Schönheit begeistert ist.

Die Herren trafen am Sonnabend früh um 8 Uhr mit dem Dampfer „San Nicolaus“ von Rio kommend in Santos ein, wo

der Kaiserliche Konsul, Herr Bormann, mit gewohnter Umsicht Vorsorge für die Besichtigung der Hafenanlagen und der Stadt getroffen hatte. Besonders eingehend besichtigten die Herren die großartigen Lagerhäuser der Firma Theodor Wille & Co. Auf der Weiterfahrt nach S. Paulo war es ihnen durch Vermittlung des Herrn Konsuls Bormann möglich, das mächtige Maschinenhaus der Drahtseilstrecke der S. Paulo Railway Co. auf halber Höhe der Serra zu sehen.

Am Luzbahnhof wurde der Gesandte nebst Begleitung vom Kaiserlichen Konsul, Herrn Legationsrat Flügel, und Mitgliedern der Kolonie erwartet.

Am selben Abend nahmen die Herren in der Gesellschaft „Germania“ an einem Kegelabend teil, den Herr Legationsrat Flügel veranstaltete. Gestern besuchten sie den Abt von S. Bento, D. Miguel Kruse, und den Direktor unseres Staatsmuseums, Herrn Dr. von Jhering. Herr von Jhering, bei dessen Vater, nebenbei bemerkt, Excellenz Dr. Michahelles Pandekten gehört hat, zeigte den Herren in eingehender Weise die Schausammlung, die Studiensammlung und die Bibliothek des Museums. Nachdem die Besucher dann im Hause des Herrn von Jhering ein Glas Champagner eingenommen hatten, begaben sie sich zum Feste des Vereins Deutsches Krankenhaus, worüber wir an anderer Stelle berichten. Abends war man in zwangloser Weise in der Gesellschaft Germania beisammen.

Heute gedenken die Herren das seruntherapeutische Institut in Butantan und die Betriebe der Firmen Weiszflog Irmãos und Hartmann-Reichenbach zu besichtigen. Um 1 Uhr wird der Herr Gesandte den Staatspräsidenten und die Staatssekretäre besuchen. Für 6 Uhr abends hat Herr Abt Kruse zu einem Diner in der Gesellschaft Germania eingeladen. Morgen erfolgt ein Besuch in Villa Americana bei Herrn Konsul Müller, der den Gästen die Spinnerei und Weberei Carioba und das Elektrizitätswerk Atibaia zeigen wird.

Verein Deutsches Krankenhaus. Die Osterfestlichkeit, die der Verein gestern auf seiner Chacara in der Rua 13 de Maio veranstaltete, war vom Wetter außerordentlich begünstigt. Die Sonne brannte zwar in den ersten Nachmittagsstunden recht sommerlich, aber dafür war der Aufenthalt im Schatten der prächtigen alten Bäume um so angenehmer. Schon von 1 Uhr ab strömten die Mitglieder der deutschsprachlichen Kolonie und die Deutschbrasilianer mit Weib und Kind dem Festplatze zu, der mit Fähnchen und Lampions reich geschmückt und mit Tischen und Sitzplätzen wohl versehen war. Eine besondere Ehrung wurde dem Verein dadurch zu Teil, daß auch der Kaiserlich Deutsche Gesandte, Herr Dr. Michahelles, zu dem Feste erschien. Seine Excellenz traf gegen 1/5 Uhr in Begleitung der Herren Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann und Militärattaché Oberleutnant Kleine ein. Die Herren wurden vom Kaiserlichen Konsul, Legationsrat Flügel, dem 1. Vorsitzenden der Gesellschaft Germania, Bankdirektor Hoffmann, dem Abt von S. Bento, D. Miguel Kruse u. a. empfangen und verweilten nahezu 2 Stunden unter den Festteilnehmern. Der Herr Gesandte hatte Gelegenheit, eine ganze Reihe von Mitgliedern der deutschen Gesellschaft S. Paulos kennen zu lernen und äußerte uns gegenüber, daß der zahlreiche Besuch des Festes und die rege Beteiligung aller Kreise ihn äußerst angenehm berühre. Besondere Freude bereitete ihm die Jugend, die nicht nur im Typ, sondern auch in der Sprache dem Deutschtum treugeblieben ist.

Der rührige Vereinsvorstand hatte sich alle Mühe gegeben, das Fest abwechslungsreich zu gestalten. Unter den Belustigungen ist an erster Stelle das Eiersuchen zu nennen. Schon seit längerer Zeit hatte der Vereinsvorstand eine stattliche Anzahl von Osterhasen gezüchtet, die die treue Pflege nicht unbelohnt ließen, denn sie legten gestern nicht weniger als 2000 Ostereier, für einen Tag eine recht stattliche Leistung. Der Haupthase beteiligte sich zwar nur in geringem Maße an dieser Produktion, da er nur 20 Eier legte. Dafür aber ersetzte er die Quantität durch die Qualität, was bekanntlich noch lange nicht das Schlech-

ste ist. Jedes der von ihm gelegten Eier enthielt nämlich eine Anweisung auf 10 Milreis, die vom Vereinskassierer ausgezahlt und von den glücklichen Findern dieser Qualitätseier meist sofort in „Feuchtigkeit“ umgesetzt wurden. Das Vogel-, Flattern- und Scheibenschießen erfreute sich reger Beteiligung, da die schönen Preise, die von Freunden der Vereinssache gestiftet worden waren, jeden reizten, sein Glück zu versuchen. Dasselbe gilt vom Preiskegeln. Großes Halloh erregte die Verarbeitung eines Rindes zu Speißbraten nach Riograndenser Art, die vom Vorstandsmitgliede Herrn Heinritz mit großer Fachkenntnis geleitet wurde. Auch sonst war für Speisen und Getränke bestens gesorgt. Eine gute Musikkapelle führte ein Gartenkonzert aus und spielte später zum Tanze auf. Abends war der Garten prächtig illuminiert. Die milde Temperatur und der zauberhafte Mondschein veranlaßte den größten Teil der Besucher, bis zu später Stunde auf dem Festplatze auszuharren. Auch in finanzieller Beziehung bedeutete dieses wohlgelungene Osterfest einen Erfolg, denn wie wir hören, betrug der Reingewinn ca. 2 Contos.

Herr Heinrich Brunckhorst, Besitzer der bekannten Färberei und chemischen Waschanstalt Saxonia, hat sich mit Fräulein Emilie Wahnschaffe verlobt. Unsere herzlichen Glückwünsche.

Es bestätigt sich die Nachricht, daß eine neue Linie der Goyana, welche die Station Guedes mit Santos verbindet, in Angriff genommen werden soll. Die neue Strecke hat den Vortritt vor der zuerst projektierten, daß sie 40 Kilometer kürzer ist und geringe Steigung beim Ueberschreiten der Serra do Mar aufweist.

Deutsch-Südamerikanische Schwank- und Operetten-Gesellschaft. Das Beste und Liebenswertigste, was ich seit langem auf dem Gebiete der gesungenen, neuen, wohlverstanden, Posse gehört, bot am Sonnabendabend die Gesellschaft Platerowski. „Die keusche Susanne“ ist ein leichtes Produkt französischen Geistes: „Le fils à Papa“, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht. Ich nenne dieses von lustigen Einfällen, allstem Blödsinn und reizender Satire übersprudelnde Werkchen absichtlich „gesungene Posse“ und nicht „Operette“. Diese will doch immerhin häufig mehr sein, als sie wirklich ist, sehen wir von den Klassikern der Operette wie Strauß ab, jene lagern erreicht aber ihren Zweck durch das Fehlen jeder Sentimentalität, sie lacht und springt vom ersten Taktschlag bis zum Fallen des Vorhanges und wir freuen uns mit.

„Die keusche Susanne“ hat aber einen Vorzug. Die Musik ist gut und sauber gearbeitet, geistreich instrumentiert und durchaus originell. Der Inhalt — der unmöglichste aber denkbare Inhalt einer jeden Posse, gespickt mit vielen witzigen Einfällen und allerliebsten „Schnäcken“, die niemand, der Sinn für Humor hat, verletzen kann. Es ist die alte Geschichte der Tugendprobe, die de facto keine sind und von den „süßen kleinen Mägdlein“, deren Tugend nach dem Standesamte sich ihrer Nichtvorhandenheit erst recht greifbar bewußt wird.

Die Vorstellung war vorzüglich. Den Damen der Vortritt, Fräulein Martini, der Hauptdarstellerin, die wir schon in verschiedenen Rollen kennen lernten, das Kompliment, daß sie in musikalischer und schauspielerischer Hinsicht das Beste bot, was bis heute in S. Paulo die Bretter der leichtgeschürzten Muse des frohen Sing-Sangs betrat. Ihre ansprechende geschmeidige Figur, chikant und geschmackvoll, mit echter aber nicht ostentativer Bühnenglanz, nahm sofort gefangen.

Fräulein Netty Konrad bot stimmlich und im Spiel einen netten, übermütigen Teufels-Backfisch, ich fürchte, ihre Jacqueline wird vom Leutnant René Boislurette (Freiberg) nach der im Moulin Rouge geschlossenen Verlobung und der hoffentlich später erfolgten Heirat noch manche Nuß zu knacken geben. Fräulein Ruth, nett und verführerisch als Frau Rosa Charency, rein im Spiel, gut in Spiel und Tanz, der Gelehrte Charency muß aber sicher seiner „treuen Frau“ das Costume für Moulin Rouge zu danken. Nicolas in die Pantoffeln gesteckt haben, Gelehrte sollen wenig Sinn für Toiletten haben. Frau S. Platerowski bot eine sketische Baronin des Aubrais.

Herr Meister als Hubert, unübertrefflich sowohl in Gesang, Spiel und, last not least, pardon, als Tänzer. Alles in allem ein trefflicher Künstler. Herr Wendenhofer, dem in allen Satteln gerechten, die Anerkennung, die Figur des Baron des Aubrais nicht karriert zu haben, er war unwiderstehlich komisch, ohne zu übertreiben, die Herren Voigt und Samwald als Pomarel und Charency und Herr Bremers als raffinierter „Ober“ sehr brav.

Die „Keusche Susanne“ verdankt ihren Erfolg vor allem dem tüchtigen Zusammenspiel. Jedem einzelnen Künstler die Ehre, die ihm gebührt, aber wenn nicht jeder sich dem Ganzen derart angepaßt hätte wie am Sonnabend, wäre jener kaum derart ausgefallen. Hervorheben möchte ich das musikalisch recht aner kennenswerte Sextett „Trink, wenn du allein bist usw.“, das übermütige: „Wenn der Vater mit dem Sohn auf den Bummel geht“ mit seinem urkomischen Abgang, den man gesehen haben muß und ein allerliebstes Walzer-Terzett, brillant gesungen und gefantzt von den Damen Martini und Ruth-Ruth und von Herrn Meister. Der letzte Akt bringt dann als Clou eine pikante Persiflage des Chantecler und der faisane, glänzend wiedergegeben von Fräulein Wendenhofer und Fräulein Martini. Chor — war markiert — vielleicht besser so, man könnte ihn entbehren. Den Herren Statisten, die bei Baron's zum Diner eingeladen sind, hätte ich mindestens Röllchen angezogen, solche aus Zelluloid, kann man ja auch wieder waschen. Herr Kapellmeister Kessler, der die Aufgabe hatte, ein neues Ensemble von Künstlern und ein à la fortune du pot zusammengestelltes Orchester in weniger als eine Woche einzuschulen, sei herzliches Bravo. Kein Einsatz mißlang, trotzdem die „Keusche Susanne“, ihrem inneren Wesen entsprechend, sehr leicht auch den kundigsten Thebaner zu Seitensprüngen verleitet. Alles in Allem ein ganzer Erfolg. Alfred.

Polytheama. Sowohl am Nachmittag als auch am Abend war der Besuch ein sehr reger. Gegeben wurde „Der Graf von Luxemburg“ und „Herr de la Palisse“. Heute „Ein Walzertraum“ von Oskar Strauß.

Bijou-Theater. Sowohl die Matinee als auch die Abendvorstellungen waren sehr besucht. Die vorgeführten Filme erzielten beim Publikum große Erfolge. Heute „Rettung durch die Schwester“ und „Der Aprilfisch“.

S. Paulo, Dienstag, den 18. April

Wir sind in der angenehmen Lage, unseren Lesern mitteilen zu können, daß wir am 1. Mai in der Bundeshauptstadt eine eigene Redaktion eröffnen werden. Unser Streben, den politischen Teil unseres Blattes weiter auszugestalten, und der Wunsch, den Interessen unserer zahlreichen Leser in der Bundeshauptstadt besser zu dienen, ließen uns diese Maßnahme als geboten erscheinen. Wir hoffen, daß unsere Leser unsere Bestrebungen anerkennen werden, indem sie an einer immer weiteren Verbreitung der „Deutschen Zeitung“ mitarbeiten.

Zu unserem gestrigen Bericht über den Besuch des Kaiserlich Deutschen Gesandten, Herrn Dr. G. Michahelles, ist noch nachzutragen, daß Seine Excellenz am Sonntag auch dem Seelsorger unserer deutschen evangelischen Gemeinde, Herrn Pastor Teschendorf, einen Besuch abstattete. Gestern Vormittag besichtigten der Herr Gesandte und die Herren Legationsrat Dr. Zimmermann und Militärattaché Oberleutnant Kleine in Begleitung des Herrn Dr. Brandenburger das Serumtherapeutische Institut in Butantan. Herr Dr. Vital Brasil empfing die Besucher in lebenswürdigster Weise und zeigte ihnen das durch die Herstellung des Schlangenserums einzig in der Welt dastehende Institut aufs eingehendste. Er ließ es sich nicht nehmen, auch die Entnahme von Gift bei einigen Jararacas vorzuführen. Besondere Bewunderung erregte das neue Vivarium, in dem die verschiedensten Schlangensarten unter der Natur einigermaßen angepaßten Lebensbedingungen gehalten werden, und die von Herrn Dr. Bra-

sil entdeckte Mussurana (Rhachidelus), die sich als erbitterte Feindin anderer, giftiger Schlangen nützlich macht. Da durch die Intelligenz und Pünktlichkeit der Automobil-Garage eine Verzögerung von einer Stunde eingetreten war, so konnte die Besichtigung der Betriebe von Weiszflog Irmãos und Hartmann-Reichenbach leider nicht erfolgen. Nach dem Frühstück stattete der Herrns Gesandte die offiziellen Besuche ab. Der Herr Staatspräsident hob bei dieser Gelegenheit den bedeutenden Anteil hervor, den die deutsche Kolonie in den Städten sowohl wie auf dem Lande am Fortschritte unseres Staates hat und versicherte, daß die Staatsregierung gern in jeder Weise die deutsche Arbeit fördern werde. Der Staatspräsident und die Staatssekretäre ließen den Besuch alsbald erwidern. Während dieser Zeit unternahmen die Herren Dr. Zimmermann und Kleine in Begleitung des Herrn Dr. Brandenburger eine Automobilfahrt nach der Serra da Cantareira und den Wasserwerken. Die Schönheit der Berglandschaft und der wohlgepflegten Anlagen, von denen die Sammelbecken umgeben sind, überraschte die Besucher. Da gestern Ostermontag war, der traditionelle Italienerntag in der Cantareira, so hatten die Herren zugleich Gelegenheit, das italienische Volksfest zu beobachten und Vergleiche mit dem deutschen Feste am Tage vorher anzustellen, die natürlich nicht zu Ungunsten der Deutschen ausfielen.

Um 6 Uhr fand das Diner in der Gesellschaft Germania statt, das der Abt von S. Bento, D. Miguel Kruse, zu Ehren Seiner Exzellenz gab. Außer den Begleitern des Herrnns Gesandten waren geladen die Herren Kaiserlicher Konsul Legationsrat Flügel, Bankdirektor Hoffmann, Hartmann, Fabrikbesitzer Hoffmann, von Hütschler, Madein, Posselt, Direktor Schulz, Alfred und Otto Weiszflog, Zerrenner und Dr. Brandenburger. Die Tafel war geschmackvoll wie immer geschmückt und auch alles andere, was vom Hauswart, Herrn Schulz, abhing, klappte ausgezeichnet. Der Oekonom der Gesellschaft hatte nach einstimmigem Urteil ein Diner geliefert, wie es ihm noch nie gelungen war, so daß unsere Besucher, denen übrigens die Klubräume ausgezeichnet gefielen, einen vorzüglichen Eindruck erzielten. Herr Abt Kruse brachte den ersten Toast aus. Er erinnerte daran, daß an den römischen Heerstraßen Meilensteine standen, die die Inschrift P. P. C. (Pro Patria Consumor) trugen. Der Blick auf diese Inschrift belebte den Mut und die Spannkraft der ermüdeten Legionen aufs neue, indem er ihnen ins Gedächtnis zurückrief, daß sie für ein hohes Ideal ins Feld zogen. Auch wir Deutschen, die wir hier draußen im fernen Lande arbeiten, bedürften solcher Meilensteine, die unsere deutsche Gesinnung wach hielten. Dazu rechne in seiner alljährlichen Wiederkehr die Feier von Kaisers Geburtstag, dazu rechne ferner der Besuch des Vertreters unseres Kaisers in Brasilien, Seiner Exzellenz. Es sei ihm eine besondere Freude, den Herrnns Gesandten mit einer Reihe hervorragender Mitglieder der hiesigen deutschen Kolonie in nähere Berührung bringen zu können, denn er wisse aus dem Munde eines anderen Diplomaten, des kürzlich nach Wien versetzten päpstlichen Nuntius, Msgr. Bavona, wie eifrig bestrebt Seine Exzellenz sei, den Interessen der Deutschen im Auslande gerecht zu werden. Der Nuntius habe eine Reihe von Jahren gleichzeitig mit Herrn Dr. Michahelles in Lima amtiert und dort Gelegenheit gehabt, die unermüdliche und weitschauende Tätigkeit des Herrnns Gesandten zu beobachten. Der Besuch, den Herr Dr. Michahelles jetzt S. Paulo abstatte, beweise, daß er auch in Brasilien den gleichen Weg zu gehen gedünke, zum Wohle der Deutschen, zur Ehre Deutschlands und zum Vorteil Brasiliens. Der Herr Abt leerte sein Glas auf eine erfolgreiche und langjährige Tätigkeit Seiner Exzellenz. Der Herrns Gesandte dankte für diese freundliche Begrüßung und bedauerte, daß diesmal seine Zeit so knapp bemessen sei. Er habe das größte Interesse dran, den fortgeschrittensten und rühmlichsten Staat der Union und alle größeren Zentren deutscher Bevölkerung genauer kennen zu lernen und bitte, seinen jetzigen Besuch nur als eine Rekognoszierung zu betrachten, der bald ein längerer Aufenthalt folgen werde. Er habe mit Freude die arbeitsame Stadt kennen gelernt und den Anteil gesehen, der

den Deutschen an dem Aufschwunge zukommt. Mit Befriedigung hätten ihn auch die anerkennenden Worte des Staatspräsidenten über die Tätigkeit und Bedeutung der deutschen Kolonie erfüllt. Dem Blühen der deutschen Kolonie von S. Paulo sei daher sein Glas geweiht. Herr Dr. Lchfeld dankte darauf im Namen der Geladenen dem Herrnns Abte dafür, daß er ihnen Gelegenheit gegeben habe, in so angenehmer Weise mit Seiner Exzellenz zusammenzukommen. Es sei der deutschen Kolonie eine große Genugtuung, daß das altehrwürdige Benediktinerkloster nunmehr von deutschen Mönchen bewohnt werde, daß dort deutscher Geist heimisch geworden sei und hoffentlich immer herrschen werde. Zudem habe D. Miguel stets in hervorragender Weise seine Zugehörigkeit zum Deutschtum betätigt, nicht nur durch Worte, sondern auch durch die Tat, wofür der heutige Abend wiederum ein Beweis sei. Er trinke auf das Wohl des Abtes und des Klosters von S. Bento. Den letzten und Ehrentoast, der in das „Heil dir im Siegerkranz“ auslief, brachte dann Herr Abt Kruse aus. Während der Tafel machte Herr Photograph Quaa verschiedene Blitzlichtaufnahmen. Später nahm er im Saale noch ein Gruppenbild auf. Gegen halb 12 Uhr verabschiedete sich Seine Exzellenz von den Teilnehmern des wohlgelungenen Festes.

Heute früh sind die Herren in einem von der Staatsregierung zur Verfügung gestellten Sonderwagen mit dem Frühzuge nach Villa Americana gefahren, um, einer Einladung des Herrnns Konsuls Müller Folge leistend, die Baumwollspinnerei und -weberei Carioba und das Elektrizitätswerk Atibaia der Firma Rawlinson, Müller u. Co. zu besichtigen.

— Die Kammer bewilligte in ihrer gestrigen Sitzung den Betrag von 80 Contos als Beihilfe zum Bau des Denkmals zur Erinnerung an die Gründung S. Paulos. Die zum Bau dieses Denkmals ernannte Kommission, welche aus den Herren Dr. Antonio Prado, Präsident, Dr. Cezar Lacerda de Vergueiro, Schriftführer, und Dr. Adolpho Pinho, Schatzmeister, besteht, verfügt schon über weitere 100 Contos, welche vergangenes Jahr vom Staatskongreß bewilligt wurden. In wenigen Tagen wird der Vertrag zur Ausführung des Denkmals mit dem Bildhauer A. Zani abgeschlossen werden, dem Schöpfer des Entwurfs, welcher bei dem kürzlich veranstalteten Wettbewerb auserwählt wurde.

— Mit ihrem Abschiedsbesuche beehrten uns die Herren Adam Engel und H. Hennies i. Fa. Hennies Irmãos. Herr Engel begibt sich mit dem Dampfer „Frisia“, Herr Hennies mit dem Dampfer „San Nicolaus“ morgen nach Europa. Wir danken den beiden Herren für ihren Besuch und wünschen ihnen glückliche Reise.

— Mit dem Süd-Expresß wird heute Herr John Gordon erwartet. Genannter Herr ist der Superintendent der S. Paulo Railway und Konzessionär für die Ausnutzung von Monazitsand in Espirito Santo.

— Die Herren Asdrubal do Nascimento und Ingenieur Eugenio Lacerda Franco haben ein Gesuch beim Ackerbausekretariat eingereicht zwecks Erteilung der Konzession zum Bau einer Bahn zwischen Guedes, einer Station der Mogyana und Santos, welche Linie die Serra do Mar überschreiten soll. Die projektierte Linie ist 40 Kilometer kürzer, wie die von der Mogyana geplante.

— Durch Vermittlung der Herren Charles Hü u. Co. bestellte der Ackerbausekretär in Europa 1000 Wassermesser, welche in der Hauptstadt verwendet werden sollen.

Bijou-Theater. In den gestrigen Vorstellungen wurden sämtliche Films gut beurteilt, vorzugsweise die beiden Neuheiten „Rettung durch die Schwester“ und „Der Aprilscherz von Robinet“. Heute die neuen Films „Zwei Junggesellen“, „Die letzte Parade“ und „Der Walzerstaub“.

Polytheama. Die gestrige Vorstellung war gut besucht. Es wurde die Straußsche Operette „Walzertraum“ gegeben, deren Ausführung vielen Beifall fand. Heute, als Benefiz für die Schauspieler Gargano und Ansalme die Operette „Die Grenadiere“. In der Pause zwischen dem ersten und zweiten Akt werden die Benefizienten und Angelelli das Terzett aus „Gran Via“ singen. Zum Schluß der Vorstellung der packende Schwank: „Gargano, das einjährige Kind“.

Theater Sant' Anna. Gestern abend wurde mit großem Erfolge die Operette „Die keusche Susanne“ wiederholt. Das lustige Stück scheint sich als ein Schlager allerersten Ranges für die Platerowskische Gesellschaft zu erweisen. Der Reinertrag der heutigen Vorstellung ist für die Kasse des Vereins Deutsches Krankenhaus bestimmt. Wir empfehlen daher den Besuch aufs angelegentlichste, um so mehr, als das Programm sehr reichhaltig ist. Es werden die beiden Operetten „Brüderlein fein“ von Leo Fall und „Nr. 66“ von Jacques Offenbach gegeben. Außerdem gelangen Partien aus Richard Wagners Musikdramen zum Vortrag.

S. Paulo, Mittwoch, den 19. April.

Ausstellungsschwindler auf Reisen. Den Ausstellungsschwindlern ist allmählich der Boden Europas zu heiß geworden. Nachdem man ihnen dort und insbesondere in Deutschland mehr und mehr das Handwerk gelegt, versuchen sie ihr Glück neuerdings jenseits des Ozeans. So hat ein berühmter Brüsseler Ausstellungsschwindler, der früher mit Vorliebe auch Deutschland heimsuchte, sich neuerdings nach Südamerika begeben, um dort Dumme zu fangen, indem er nach bewährten Mustern „Grands Prix“ und sonstige „hohe Auszeichnungen“ obskurer Ausstellungen verschachert. Es ist zu hoffen, daß die bereits kürzlich in der brasilianischen Presse dieserhalb ergangenen Warnungen ihre Wirkung nicht verfehlen und diesen Industrierittern auch hier beizeiten das Wasser abgraben werden.

— Die Diskontogesellschaft in Berlin verteilt für das Jahr 1910 eine Dividende von 10 Prozent auf das Aktienkapital von 170.000.000 Mark, nachdem die Dividende für die Jahre 1905 bis 1908 9 Prozent und für das Jahr 1909 9,5 Prozent betragen hat. Außer der Rückstellung einer Baureserve von einer Million Mark wird eine weitere Million Mark der Außerordentlichen Reserve überwiesen, so daß die Allgemeine und die Außerordentliche Reserve sich zusammen auf 61.092.611 Mark stellen. Das Aktienkapital wird gemäß dem Antrage der Verwaltung um 30 Millionen Mark auf 200 Millionen Mark erhöht, da der stetig wachsende Umfang des Geschäftes eine Vermehrung der Betriebsmittel wünschenswert macht. Dem kürzlich veröffentlichten Geschäftsbericht pro 1910 entnehmen wir folgende Mitteilungen: Das deutsche Wirtschaftsleben hat sich im Jahre 1910 in aufsteigender Linie entwickelt, so daß auf fast allen Gebieten der Erwerbstätigkeit eine starke Zunahme des Verkehrs und der Produktion eingetreten ist. Der Wert des Warenexports ist um 873 Millionen Mark gestiegen. Die Betriebseinnahmen der deutschen Eisenbahnen und die Produktionsziffern der Eisen- und Kohlenindustrie sind höher als selbst im Jahre der Hochkonjunktur 1907. Zu dem befriedigenden Ertragnis der Diskonto-Gesellschaft haben außer der Erweiterung des Kundenkreises namentlich die höheren Zinssätze im Kontokorrentverkehr beigetragen. Der Gesamtumsatz von einer Seite des Hauptbuches beträgt rund 53,3 Milliarden Mark gegen 47,1 Milliarden Mark im Vorjahre. Rechnet man den Umsatz der Norddeutschen Bank in Hamburg, deren Aktienkapital von 50 Millionen Mark sich ganz in Besitz der Diskonto-Gesellschaft befindet, noch hinzu, so erhöht sich der Gesamtumsatz auf 70,9 Milliarden Mark gegen 63,4 Milliarden Mark im Vorjahre. Der Bruttogewinn beträgt . . . . 35.239.120 Mark gegen 34.584.925 Mark im Vorjahre; von ihm sind die Verwaltungskosten, Steuern usw. mit 11.656.474 Mark in Abzug zu bringen, so daß ein Reingewinn von 23.582.646 Mark gegen 23.766.042 Mark im Vorjahr ausgewiesen wird. Unter den Gewinnposten sind besonders hervorzuheben: Diskont und Zinsen 11.446.277 Mark (Plus 1.558.598 Mark), Kurswechsel 1.151.543 Mark (Plus 442.988 Mark), Provision 8.077.408 Mark (Plus 835.462 Mark), Effekten 5.793.960 Mark (Minus 1.830.617 Mark). In Bezug auf den Posten „Effekten“ ist zu bemerken, daß er im Jahre 1909 auch den 1.880.000 Mark betragenden Gewinn aus einem außerordentlichen Geschäft, nämlich der Abwicklung des

Engagements an den Aktien der Compagnie Parisienne de l'Air Comprimé, enthielt. Scheidet man diesen Posten aus und stellt man nur die aus dem regulären Effekengeschäft beider Jahre erzielten Gewinne gegenüber, so verwandelt sich das Minderertragnis des Effektenkontos im Jahre 1910 in ein Plus (5.744.577 Mark in 1909 gegen 5.793.960 Mark in 1910), und auch der Reingewinn des Jahres 1910 stellt sich dann um etwa 1,5 Millionen Mark höher als im Vorjahre. Ebenso ist auch die Dotierung der Außerordentlichen Reserve mit 1 Million Mark aus dem regulären Geschäftsertragnis im Jahre 1910 um ca. 400.000 Mark größer als im Vorjahre, da zu der Reservestellung von 2.500.000 Mark im Jahre 1909 gleichfalls jener oben erwähnte Extragewinn von 1.880.000 Mark verwendet worden ist. Auf neue Rechnung sind 1.355.578 Mark (gegen 1.355.516 Mark im Vorjahr) vorgetragen worden. Die Dividende der Norddeutschen Bank von 9,5 Prozent brachte ebenso wie im Vorjahre 4.750.000 Mark. Der Betrag, mit dem die Diskonto-Gesellschaft an anderen Bankgeschäften dauernd beteiligt ist, hat eine Vermehrung von 39,9 auf 43,5 Millionen Mark erfahren. Der im Jahre 1910 vereinbarte Gewinn aus diesen Beteiligungen betrug 2,5 Millionen Mark. Von diesen Banken sind im Auslande tätig unter anderen: die Deutsch-Asiatische Bank, die Brasilianische Bank für Deutschland, die Bank für Chile und Deutschland, die Banque Générale Roumaine in Bukarest und die Banque de Crédit in Sofia (Bulgarien). Die Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, die Schantung-Bergbau-Gesellschaft und die Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft, an denen die Diskonto-Gesellschaft interessiert ist, befinden sich in fortschreitender befriedigender Entwicklung. Zu den Zweigniederlassungen der Diskonto-Gesellschaft in London, Frankfurt a. M., Bremen, Mainz, Wiesbaden und Potsdam sind im Jahre 1910 weitere in Höchst und Homburg v. d. H., sowie im laufenden Jahre in Offenbach und Frankfurt a. O. getreten. Die letztgenannte Zweigniederlassung tritt an die Stelle des von der Diskonto-Gesellschaft übernommenen alten Bankhauses L. Mende.

— Gestern Nachmittag 3 1/2 Uhr verunglückte der Maurer Henrique Martinez, welcher bei den Abbrüchen in der Rua Libero Badaro arbeitet. Er wurde von einem Schraubstock erfaßt, welcher ihm die linke Pulsader aufschnitt. Nachdem er auf der Polizei verbunden worden war, wurde er nach dem Hospital überführt.

— Die Herren Conde de Prates, Dr. Manoel de Alvarenga, Dr. Oscar de Moreira Porto, Boaventura Barboza Vidal und Mario de Abreu e Silva beabsichtigen, eine Aktiengesellschaft zu gründen unter dem Namen „Companhia Arrendataria Predial“ mit einem Kapital von 1000 Contos, eingeteilt in Aktien von 200 Milreis. Zweck des Unternehmens ist, Häuser zu mieten, um sie wieder zu vermieten. Die Gesellschaft verpflichtete sich alle Spesen zu tragen, wie Versicherungsprämie, Steuern, und die Häuser gegen eine Kommission von dem im Kontrakt festgesetzten Preis in stand zu halten. Auch kann sie den Eigentümern Darlehen geben. Den augenblicklichen Bewohnern wird die gleiche Miete gewährleistet während der Zeit, die sie die Häuser bewohnen werden. Die Gesellschaft wird außerdem gegen Kommission Mieten einziehen, An- und Verkäufe von Häusern und Grundstücken, ferner Neubauten übernehmen.

— Der Rua Bueno de Andrade No. 89 wohnhafte Schuhmacher Paschoal de Luca, 16 Jahre alt, sprang gestern in der Rua da Liberdade von einem in Bewegung befindlichen Straßenbahnwagen ab, jedoch so unglücklich, daß er sich am Kopfe verletzte. Er wurde auf der Polizei von Dr. Xavier de Barros verbunden.

— Die Arbeiter João Bonelli, 18 Jahre alt, wohnhaft Rua Uruguayana 36 und José Angelo, 17 Jahre alt, kehrten vorgestern von einem Ausflug nach der Cantareira zurück; sie machten die Fahrt auf dem Trittbrett eines Wagens der Cantareira-Bahn, fielen jedoch unterwegs herunter und verletzten sich im Gesicht und am Kopfe. Das Unglück ereignete sich in der Rua Paula Souza, von wo sie nach der Polizeistation gebracht wurden, woselbst Dr. Xavier de Barros sie verband. Der gleiche

Unfall stieß dem Arbeiter Valencio Nasella auf der Fahrt nach der Cantareira zu.

— Nunmehr liegt uns eine weitere Nummer des „Hamburger Fremdenblattes“ mit Illustrationen in Kupfertiefdruck vor. Diese neue deutsche Erfindung ermöglicht bekanntlich Reproduktionen von Bildern in einer Deutlichkeit und vollendeten Intimität, wie man sie bisher auf gewöhnlichem Zeitungspapier mit dem Schnellbetrieb der Rotationsmaschine nicht herzustellen vermochte. Enthielt die erste illustrierte Ausgabe (Nr. 67) Abbildungen des in Hamburg im Bau befindlichen größten Schiffes der Welt, des Riesendampfers der Hamburg-Amerika-Linie, so bringt uns diese zweite Nummer (Nr. 73) eine weitere Hamburger Sehenswürdigkeit ersten Ranges, Hagenbecks Tierpark, und zwar Abbildungen von Neuschöpfungen dieses einzigartigen Unternehmens. Auch die große Verwendbarkeit dieser Illustrationstechnik für das Inseratenwesen beweisen wieder mehrere auf diese Art illustrierte Anzeigen.

— Als Herr Vicente Linguanotto, Eigentümer des Ideal-Cinema in der Rua do Gazometro, am Ostermorgen nach seinem Kontor kam, welches sich hinter dem Kinematographentheater befindet, fiel ihm sofort auf, daß er beraubt worden sei. Der Dieb, oder die Diebe, hatten ein Fenster der Hinterfront erbrochen und erbeuteten aus zwei Schubläden, welche sie ebenfalls gewaltsam öffneten, die ganze Tageseinnahme von 360 Milreis und eine große Anzahl silberner Zigarren-Anzünder. Herr Linguanotto teilte den Befund vorgestern noch dem 5. Delegado Dr. Franklin Piza mit, welcher in Begleitung seines Schreibers Augusto Bertrand sich an Ort und Stelle des Einbruches begab. In Gegenwart von drei Zeugen wurde der erbrochene Schreibtisch untersucht und folgende Gegenstände angetroffen, die zur Oeffnung der Schubläden benutzt worden waren: eine Feile, ein spitzes Messer, ein Schraubenzieher und ein abgebrochener Korkenzieher. Herr Linguanotto erkannte diese Gegenstände als sein Eigentum, dieselben wurden an einem Ort verwahrt, welcher nur den Angestellten des Theaters bekannt war. Nur der Violinist Messias Dutra schläft im Hause, welcher nach dem Polizeiposten abgeführt wurde, um über den Fall verhört zu werden. Er erklärte, daß in der Nacht vom 15. zum 16. sein Neffe João de Vasconcellos Dutra bei ihm geschlafen habe, der in der Rua Couto de Magalhães Nr. 32 wohnhaft sei. João gibt zu, im Cinema geschlafen zu haben, will aber nichts gehört haben. Dr. Piza, welcher dieser Aussage keinen Glauben schenkte, ließ ihn verhaften und nach dem Posten bringen. Bei der in seinem Hause abgehaltenen Nachsuchung wurde nichts vorgefunden. Auf's neue verhört, sagte João aus, daß er in jener Nacht, nach der Vorstellung, im Cinema auf einer Bank sitzen blieb, in Erwartung seines Onkels, der nach der Avenida Rangel Pestana gegangen war, um Streichhölzer zu kaufen. Sein Onkel blieb lange aus, und er sei mittlerweile auf der Bank eingeschlafen, welche sich im Dunkel befand. Einige Zeit darauf fühlte er, daß jemand gegen seine Bank stieß. Auf eine Frage, wer da sei, antwortete ihm eine Stimme, daß es ein Angestellter des Hauses sei, welcher hinter dem Vorführungstisch eingeschlafen sei, und um Erlaubnis bat, bis zum Morgen dort zu bleiben, worauf João ihm antwortete, daß nur sein Onkel diese Erlaubnis geben könnte. Als dieser kam, erlaubte er dem jungen Manne, auf einigen Stühlen zu schlafen. Der Fremde war groß, trug eine helle Hose, dunklen Rock und ein Taschentuch um den Hals. Am nächsten Morgen wurden João und sein Onkel von Herrn Linguanotto geweckt, welcher den Diebstahl schon bemerkt hatte. Im Besitz des von João gegebenen Signaments ließ Dr. Franklin Piza gestern einen Mann festnehmen, dessen Aeußeres zu den Angaben João's stimmte. Dieser, welcher eine verdächtige Persönlichkeit ist, und einen eleganten hellen Anzug trug, leugnete die Tat entschieden ab, um beim zweiten Verhör zuzugeben, daß er der Dieb ist. Er heißt João Elbink, ist angeblich Deutscher und 22 Jahre alt. Er ist vor drei Monaten von Santos gekommen, ohne irgend welche Mittel zu besitzen, und hat die Anstellung im Kinematographen erhalten. Er hat schon viele andere Sachen entwendet hat, ohne abgefaßt

zu werden. Einen Monat darauf gab er seine Stellung auf und nahm Wohnung im „Hotel de Lucca“, Avenida Rangel Pestana. Elbink ging noch immer nach dem Theater, um sich mit seinen früheren Kollegen zu unterhalten. Er gab vor, jetzt keine Anstellung mehr zu benötigen, da er ein Geschäft kaufen wollte, und zeigte mehrmals ein großes Paket hochwertiger Noten. Elbink sagte aus, daß das Geld und die Anzünder im Hintergrund des Cinema, bei einem Neubau vergraben seien, und ließ Dr. Piza an der angegebenen Stelle Ausgrabungen vornehmen, wobei etwas über 200 Milreis in Silber und Nickel und 23 Anzünder vorgefunden wurden. Das Verhör ergab, daß Elbink noch andere Diebstähle auf dem Gewissen hat.

— Eine bescheidene Wohnung in der Rua Oriente war gestern morgen der Schauplatz einer furchtbaren Bluttat. Eine arme Frau war das Opfer, sie fiel, von fünf Revolverkugeln getroffen. Doch folgen wir den Ereignissen. Der Italiener Felice Albertini verheiratete sich vor gegen 25 Jahren in seiner Heimat mit seiner Landsmännin Maria Vittorelli. Das Ehepaar wanderte nach unserem Staate aus, wo es an verschiedenen Orten wohnte, zuletzt in der Hauptstadt, Rua Oriente 150, Braz. Hier lernte Felice einen Vetter seiner Frau kennen, einen gewissen José Camozzo, ungefähr 40 Jahre alt, der zu ihm zog, um sich um das Hauswesen zu kümmern, während Felice den Tag über als Gärtner bei dem Conde de Prates in der Penha de França beschäftigt war. Er schlief in der letzten Zeit sogar meistens in Penha de França, um sich von seiner Arbeitsstätte nicht so weit zu entfernen, und kam nur von Zeit zu Zeit, um Geld zu bringen und seine Familie zu sehen. Das Ehepaar hat 3 Söhne, einen von 20 und einen von 18 Jahren, die beide ihr Brot bereits selbst verdienen, und den 9 jährigen Guido. Die Töchter heißen Elvira und Rita, besonders die letztere ist ein sehr hübsches und lebhaftes Kind von 12 Jahren. José Camozzo nistete sich nun so recht nach Herzenslust bei dieser Familie ein und war bald Hahn im Korb. Felice, arbeitsam, gutmütig und ohne Mißtrauen, wie viele Landleute, lebte in den Tag hinein, während José ihm den Hausfrieden raubte. Maria wußte ihm nicht zu widerstehen, sie wurde seine Geliebte und geriet nach und nach so in seine Gewalt, daß sie ihm sogar das Geld auslieferte, das ihr Mann zur Bestreitung des Haushaltes beisteuerte. Noch vorgestern brachte Felice wieder 50 Milreis, um die Hausmiete zu bezahlen. Kaum war er nach dem Mittagessen weggegangen, als José dieses Geld auch schon von Maria verlangte. Sie gab es ihm, ohne Widerstand zu leisten, sagte ihm jedoch, es sei das letzte Mal, denn ihr Mann müsse es doch einmal erfahren, und dann würde er sie wohl alle umbringen. José, der schon betrunken zu sein schien, antwortete, er werde sie umbringen, wenn er zurückkäme, es folgte noch ein Wortwechsel und er ging seines Weges, um in einer Kneipe der Avenida Rangel Pestana weiter zu trinken. Von dem Gelde kaufte er sich auch einen Revolver und Munition und kam dann später so betrunken wieder nach Hause, daß er nichts mehr sagte, sondern sich in sein Bett legte. Gestern morgen gegen 8 Uhr stand er wieder auf, steckte den Revolver zu sich und ging auf den Korridor hinaus, wo er Rita traf, die eine Tasse Kaffee in der Hand trug. Er stellte dem Mädchen schon lange nach und versuchte auch diesmal wieder, sie zu umarmen und zu küssen. Rita wehrte sich und schrie um Hilfe, ihre Mutter erschien und nahm alle ihre Kräfte zusammen, um dem unhaltbaren Zustand ein für alle Male ein Ende zu machen und Camozzo für immer aus dem Hause zu vertreiben. Der aber nahm ganz kaltblütig seinen Revolver und feuerte alle fünf Schüsse einen nach dem andern auf sie ab. Rita lief auf die Straße und schrie um Hilfe, es erschien auch sofort ein Sergeant, der den Mörder verhaftete, der nicht den geringsten Widerstand leistete. Auch bei dem Verhör verließ ihn seine absolute Kaltblütigkeit nicht, er erklärte in der zynischsten Art und Weise, Maria habe ihn beleidigt (!) und er würde sie mit derselben Seelenruhe noch einmal niederschließen, wenn sie wieder lebendig würde. Der Leichnam Marias wird heute der Obduktion unterzogen werden.

## Munizipien.

Vom 13. April.

Santos. Herr Dr. Washington Luiz, der sich gegenwärtig zur Erholung hier aufhält, besuchte vorgestern morgen das Hafenzollamt. Da er den Dienst persönlich kennen zu lernen wünschte, besuchte er mehrere einlaufende Dampfer. Er fand die Zahl der Beamten zu gering, um den Dienst ausreichend versehen zu können, die Hafenzollpolizei wird also wahrscheinlich nächstens einer gründlichen Reform unterworfen werden.

— Herr Olegario Lisboa, interimistischer Zollamtsinspektor, teilte dem Finanzminister telegraphisch mit, daß die Einnahme des Zollamts am Montag 700 Contos erreicht hat, den höchsten Betrag, den je ein brasilianisches Zollamt an einem Tage eingenommen hat.

— Herr Dr. Washington Luiz besuchte gestern das Polizeikommissariat, das Gefängnis und die Polizeikaserne und war im allgemeinen mit dem Gesehenen zufrieden. Jedenfalls wird das Personal nicht unbeträchtlich vermehrt werden.

— Es fehlt hier sehr an Bundesstempelpunkten, wodurch dem Handel und Privatleuten beträchtlicher Schaden erwächst. Die am meisten gebrauchten Marken zu 300 sind seit Dezember kaum zu haben!

Espirito Santo do Pinhal. Der mit der Herstellung der elektrischen Anschlüsse in der Rua Prudente de Moraes beauftragte Elektromonteur Antonio Moreira vergaß gestern morgen, den Strom zu unterbrechen, ehe er den hohen Leitungsträger bestieg. Oben angekommen, faßte er die Leitung an und erlitt sofort einen heftigen Schlag, sodaß er auf die Straße hinabstürzte. Zwar kam man ihm sofort zu Hilfe, doch verstarb er kurze Zeit darauf. Das Begräbnis des allgemein beliebten Mannes erfolgte heute auf Kosten des Unternehmens.

Piracaiá. Gestern wurde mit vollem Erfolg die neue, von der Firma Mathews & Co. hergestellte elektrische Beleuchtungsanlage probiert. Die offizielle Einweihung erfolgt am 18. Januar.

Jacarehy. Nächsten Sonnabend wird hier in der Vorstadt Villa Marianna der Grundstein zu dem neuen großen Gebäude gelegt, das die Société Financière errichten läßt, um darin eine bedeutende Strumpf- und Wirkwarenfabrik zu installieren.

Vom 18. April.

Santos. Die hiesige Polizei erhielt Mitteilung von einem grossen Juwelendiebstahl in Rio de Janeiro in der Pension „Saffu“, deren Urheber sich nach hier geflüchtet haben sollen. Da keine Beschreibung der Diebe von Rio eingetroffen war, sah sich die Polizei einer schwierigen Aufgabe gegenüber. Gestern Mittag sah ein Makler unseres Platzes, welcher gestern aus Rio zurückkam, den Urheber des Diebstahls aus einer Barbierstube der Rua Santo Antonio kommen. Auf eine Mitteilung an die Polizei, ließ diese den Mann sofort verhaften. Er heißt João Baptista Christofo Pilon. Er leugnete die Tat und gab vor, seit vielen Tagen in der Rotiserie Sportsman zu wohnen. Die Untersuchung seines Gepäcks, welches sich in genanntem Hotel befand, förderte nichts zu Tage. Ebenfalls verlief eine Durchsuchung seines Zimmers erfolglos. Dr. Bias Bueno ordnete darauf um 9 Uhr abends eine Untersuchung seiner Kleidung an, und im Rock versteckt wurden viele Juwelen gefunden, welche der Goldschmied Vitorio Sportelli auf 10:640\$000 schätzte. Die vorgefundenen Juwelen sind folgende: 2 goldene Handtäschchen mit Diamanten, Rubinen und Saphiren; 2 goldene Krawattennadeln mit Perlen; ein goldener Ring; ein großer goldener Ring; ein Ring mit einer Perle und 8 Brillanten; eine goldene Geldtasche; eine Kette nebst Damenuhr mit Diamanten und Saphiren besetzt; ein sternenförmiges Berloque mit Brillanten besetzt, ein anderes goldenes in Form eines Hornes; und ein anderes in Form einer Rose, mit Brillanten; ein Halsband aus orientalischen Perlen mit goldenem, mit Brillanten geschmücktem Schloß; ein paar Ohrringe mit Perlen und

Brillanten; zwei Broschen, wovon eine aus Emaille und die andere aus Turmalin; ein paar Ohrringe mit schwarzen Brillanten; ein goldenes Armband mit Smaragden, Saphiren, Diamanten und andere kleinere Gegenstände. Außer diesen Juwelen wurden noch 5 Dollars, 10 Milreis brasilianisches Gold, 5 argentinische Pesos und 12 Pfund Sterling vorgefunden. Dr. Bias Bueno setzte sofort die Polizeibehörden von Rio in Kenntnis. Pilon, welcher gestern morgen von S. Paulo angekommen war, wollte heute nach Buenos Aires fahren.

Campinas. Einer freundlichen Einladung des „Freien Deutschen Männerchors“ Folge leistend, hatten wir das Vergnügen, der von diesem Verein am Sonnabend veranstalteten Oster-Feier beizuwohnen. Dieselbe erfreute sich eines außerordentlich guten Besuches, hauptsächlich seitens des schönen Geschlechts. Das reichhaltige und gut gewählte Programm wurde glänzend durchgeführt und mit Beifall aufgenommen. Die Männerchöre klappten tadellos, Soli sowie Couplets brachten den Vortragenden lebhaften Applaus. Als Glanzleistungen sind die Vorträge des Orchesters der Schülerinnen und Schüler des Herrn Prof. Max Landmann zu bezeichnen und die Anwesenden ließen es an einer gebührenden Anerkennung nicht fehlen. Der darauffolgende Ball verlief äußerst animiert und hielt die Tanzlustigen sowie die „gemütlichen Ecken“ bis zu den frühen Morgenstunden in feuchtfrohlichster Stimmung beisammen. Für die unserem Vertreter erwiesenen Aufmerksamkeiten sagen wir an dieser Stelle unseren verbindlichsten Dank.

— Gestern abend wurde im Vorort Estiva der Portugiese Manoel Rodrigues ermordet. Derselbe war 40 Jahre alt, Kaufmann und Gutsbesitzer. Der Mörder Agostinho Mariano ist Brasilianer, Landwirt und Schmied. Zwischen den beiden bestand eine alte Streitfrage und ein Zeuge sagte aus, von Agostinho vor etwa 20 Tagen gehört zu haben, daß er Manoel Rodrigues ermorden werde. Der Sachverhalt ist kurz folgendes: Das Opfer schuldet dem Mörder 15 Milreis für die Reparatur eines Wagens. Letzten Sonntag begab sich Agostinho, mit geladenem Gewehr, Revolver und einem Messer bewaffnet, in den Laden des Manoel Rodrigues und verlangte Zahlung. Manoel Rodrigues antwortete, daß er das Geld schicken werde, aber den Preis eines Pfluges und einer Winde abziehen werde, welche er ihm verkauft hatte. Als dann fielen von beiden Seiten Beleidigungen. Manoel Rodrigues, völlig unbewaffnet, wollte den Laden verlassen. In diesem Augenblick schloß Agostinho ihn nieder. Im Laden waren etwa 10 Personen zugegen. Maria do Rosario, Schwester des Toten und 60 Jahre alt stürzte sich auf den Mörder, welcher erklärte, falls sie ihn nicht losließe, würde es ihm auf einen zweiten Mord nicht ankommen. Agostinho Mariano stellte sich darauf der Polizei und teilte den Sachverhalt dem Kommissar mit, welcher anordnete, daß sowohl der Mörder als auch die Leiche nach Campinas gebracht würden. In der Untersuchung haben schon drei Zeugen, worunter 2 Augenzeugen, ausgesagt. Der Mörder giebt die Tat zu, versucht aber seine Handlungsweise zu rechtfertigen. Der Polizeikommissar wird heute die Untersuchungshaft beantragen.

Vom 19. April.

Santos. Gestern morgen meuterte die Besatzung des griechischen Dampfers „Miltiades Embrico“ gegen den Kapitän und die Offiziere. Die Polizei kam an Bord und nahm die Rädelführer fest. Es heißt, daß die Mannschaft sich wegen schlechter Behandlung seitens des Kapitäns erhob.

Campinas. Der 28 jährige Estevam de Rezende beging vorgestern mittag einen Selbstmordversuch, indem er sich 10 Dolchstiche in die Brust versetzte. Sämtliche Stiche sind nur oberflächlich, mit Ausnahme von einem, der die Lunge traf. Die Motive sind nicht bekannt. Estevam de Rezende ist der Bruder des Dr. Aristeu de Rezende, Ingenieurs der Mogyana, in dessen Hause, Rua Campos Salles 103, er mit seinem Bruder in bester Harmonie lebte. Vorgestern morgen begleitete er noch seinen Bruder nach der Station, und unterhielt sich nachher mit

Mitgliedern der Familie. Alsdann begab er sich in ein Zimmer, aus welchem kurze Zeit darauf laute Klage töne erschallten. Die im Hause anwesenden Damen liefen sofort herbei und beim Anblick des traurigen Bildes riefen sie den Dr. Clemente de Taffoli, welcher sofort die nötige Hilfe leistete. Kurz darauf erschien auch der Polizeikommissar und der Amtsarzt. Der Zustand des Selbstmordkandidaten ist nicht besorgniserregend.

**Piracicaba.** Auf der Chacara des Herrn José Elias de Camargo Salles ereignete sich ein trauriger Unglücksfall, dessen Opfer die dreijährige Maria, Tochter Benedicto José Pereiras, wurde. Seine Frau, Anna Maria da Roza, ging nach dem Platz „Olho de Nha Rita“ in der Nähe der Bahnlinie, um Wasser zu holen, und ließ das Kind in der Nähe eines Baches zurück, welcher sich im Hintergrund der Chacara befindet. Anna Maria, welche bald darauf zurückkam, fand ihre Tochter nicht mehr vor, und in der Annahme, daß das Kind nach Hause gegangen sei, nahm sie auch den Weg dorthin, ohne Maria jedoch zu finden. Später fand sie die Leiche des Kindes in dem Bache schwimmend. Die von dem Unfall benachrichtigte Polizei nahm die nötigen Schritte vor.

**Araraquara.** Der Schneider Caetano Noce, wohnhaft in der Avenida 7, erschoss gestern abend einen gewissen Bortolo, Angestellten im Restaurant von Umberto Destaffoni. Der Grund hierzu lag in einem Streite, welchen die beiden wegen eines Pferdes hatten. Der Tod Bortolos trat sofort ein. Der Mörder flüchtete nach der Tat, und wurde bis jetzt noch nicht ergriffen.

**S. Carlos.** Die Munizipalkammer hat den Präfekten ermächtigt, eine Anleihe von 3000 Contos aufzunehmen, deren Ertrag in erster Linie zur Straßenpflasterung dienen soll. Mehrere Unternehmer sollen schon Vorschläge zur Pflasterung gemacht haben.

**Itu.** Die Light and Power schickte eine Abteilung Leute aus, um die Explorations-Picade für die neue Bahn von Itu nach den Werken in Pau d'Alho schlagen zu lassen. Die Arbeiten werden in Sektionen eingeteilt und 9 Kilometer sind schon fertig. Sobald die Studien beendet sind, wird mit dem Bahnbau begonnen. Die Bahn, welche wahrscheinlich mit Dampf betrieben wird, wird etwas über 19 Kilometer lang, und soll in die Sorocabana in der Nähe von der Chacara Bardini einmünden. Die Spurweite wird einen Meter betragen.

— Die Weinproduktion war in diesem Jahre außergewöhnlich groß. Es ist schon viel verschickt worden und die Weinbauern haben noch immer bedeutende Vorräte.

**Rio Claro.** Die Herren João da Cunha Godoy, José de Godoy Bueno und Mario de Godoy Bueno sandten der Kammer ihren Protest gegen die geplante Ausführung der Straßenbahnlinie zwischen Rio Claro und Piracicaba, da sie sich geschädigt fühlen durch Eingriffe in ihre Ländereien.



## Bundeshauptstadt.

Rio, Donnerstag, den 13. April

— Hier sind Maueranschläge erschienen, in denen die Handelsangestellten zum Streik aufgefordert werden. Die Anschläge sind anonym, was ihnen schon jeden Wert nimmt. Und dann, wir glauben nicht, daß die Angestellten zu einem Kampfe mit ihren Chefs geneigt sind. Bei den hier — besonders unter den so unheimlich zahlreichen Portugiesen — herrschenden Verhältnissen trägt eigentlich jeder Angestellte, wie einst der französische Soldat, seinen Marschallstab im Tornister, das heißt, er macht, oft ohne je die Firma zu verlassen, bei der er eintritt, die Stufenleiter Laubbursche, Angestellter, Teilhaber, Chef durch. Die weniger Begünstigten aber, die keine großen Aussichten auf Beförderung und Vorwärtkommen haben, haben wohl auch keine, mit einem etwaigen Streik etwas zu erreichen.

— Die „Mississippi Valley and South American Steamsteip

Co.“ reichte bei der Bundesregierung ein Gesuch um Gewährung von Vergünstigungen zur Errichtung einer Schifffahrtslinie nach Brasilien ein.

— Der Direktor des „Diario Official“ bestellte 60 (?) Setzmaschinen vom amerikanischen Linotype-System. Wie man hört, sollen die Maschinen von Frauen bedient werden. — Herr Jouvin denkt wohl an die Type-writer-girls.

— Die Avenida Central war Montag abend wieder einmal der Schauplatz einer wüsten Radauszene. Eine Gruppe von Straßengängen durchzog unter Gesang, Gekreisch, Pfeifen und infernalischem Geheul einigemal die Straße, die doch die Hauptverkehrsader einer volkreichen und zivilisierten Hauptstadt sein will. Hunderte von Leuten eilten auf die Balkons ihrer Wohnungen, aus den Restaurants auf die Straße hinaus, um nachzusehen, was los sei!! Natürlich ließ sich keiner von den schläfrigen Polizisten dazu herbei, ein Polizeiauto zu requirieren, mit dessen Hilfe man die Radaubröder mit Leichtigkeit hätte dingfest machen und der wohlverdienten Bestrafung zuführen können. Der Polizeichef befahl zwar, gegen die pflichtvergessenen Polizisten u. s. w. eine strenge Disziplinaruntersuchung anzustellen — aber was nützt das?

— Wie die „Gazeta de Noticias“ anzeigt, wird sie monatlich einmal eine „Bésil économique“ betitelte Sektion erscheinen lassen, die der kürzlich aus Paris angekommene Herr Maurice Bloch redigieren wird.

— Der Konversionskasse in Rio sind seit ihrer Wiedereröffnung rund 3 Millionen Pfund Sterling mehr entnommen als bei ihr eingezahlt worden. Das ist an sich nicht verwunderlich, denn es ist infolge der großen Zurückhaltung des Exports — Kaffee, Kautschuk — wenig Gold ins Land gekommen.

— Hier befindet sich der aus der Schweiz stammende Chemiker Herr Bigier, der für den Lehrstuhl der Physik an der Ackerbauschule in Bahia kontrahiert wurde.

— Herr Augusto Soares de Vasconcellos, Besitzer einer Automobilverleihanstalt, hatte sich eben bei der Polizei beklagt, daß ihm sein Angestellter Alvaro Ricot nach Unterschlagung von über 3 Contos durchgebrannt sei, als Herr Jacyntho Duarte Ferreira erschien, der angab, seine Frau und seine Tochter seien durchgebrannt. Die Polizei stellte bald fest, daß beide sich in der Gesellschaft Ricots befanden, der schon Schiffsbillets für alle nach Europa gekauft hatte.

— Die Polizei entdeckte die Diebe der Films, die der Firma Straffa gehören und, wie gemeldet, einem Packträger auf offener Straße mit Gewalt abgenommen wurden. Die Spitzbuben hatten ihren Unterschlupf in einem verlassenen Lagerschuppen in dem Stadtteil Saude, wo sie die Polizei mit Revolverschüssen empfingen, die jedoch niemanden verletzten. Zwei von der Bande wurden verhaftet und die Films beschlagnahmt.

— Die italienische Regierung reklamierte den Ersatz der für die Zitation der Erben des Mönchs Luiz Piazza gemachten Ausgaben.

— Nun heißt es wieder, nicht der Panzer „S. Paulo“, sondern „Minas Geraes“ werde die brasilianische Flotte bei den englischen Krönungsfestlichkeiten vertreten.

— Die in der Artistenpension wohnende italienische Halbweltlerin Francisca Villa beging gestern morgen durch einen Revolverschuß in den Kopf Selbstmord, weil sie ihre Kollegin, die Ex-Artistin Maud Viuni, seit sie sich der Prostitution hingegen hatte, unausgesetzt ärgerte.

— Das Postamt in der Avenida Central, das bei seiner Errichtung mit allgemeiner Befriedigung begrüßt wurde, fängt an, von der Handelswelt im Stiche gelassen zu werden, und zwar, weil auch auf ihm die landesübliche Bummelerei eingerissen ist. Ein Brief, den ein bedeutender hiesiger Geschäftsmann an die Londoner Filiale einer Santos-Firma geschrieben hatte, wurde am 21. Februar, am Tage vor dem Abgange des englischen Postdampfers „Aragon“ dem fraglichen Postamt zur Beförderung übergeben, und kam am 18. März in London an! Natürlich ist

der Brief eben nicht mit „Aragon“ abgeschickt worden, was seinem Absender eine Reihe von Unannehmlichkeiten einbrachte, unter denen die Notwendigkeit eines kostspieligen Telegrammwechsels noch die kleinste war. Der Schaden war derartig, daß das Londoner Haus den fraglichen Briefumschlag zurückschickte, um zu beweisen, daß die Schuld einzig und allein an der Post lag. Kommentare überflüssig.

— Herr Dr. Zdenko Fafl, Mitglied der Handelskammer in Prag, hat Montag der Handelsakademie und dem Handelsmuseum unter der persönlichen Führung des Direktors der beiden Institute, Herrn Dr. Candido Mendes Junior, einen langen Besuch gemacht. Herr Dr. Fafl, der sich sehr anerkennend über alles Gesehene aussprach, versprach zuletzt, er werde seinen Einfluß dahin geltend machen, daß die österreichischen Handelskammern und Handelsmuseen mit den brasilianischen einen Austausch von Handelsinformationen anfangen, um die Beziehungen zwischen den beiden Ländern auf diese Weise zu fördern.

— Auf Grund des zweiten Artikels des betreffenden Gesetzes wurde Arthur Lombardo aus Brasilien ausgewiesen.

— Wenn nicht alles trügt, werden die aus dem Bombardement von Manaus herrührenden Schadenersatzansprüche von Ausländern noch zu einer diplomatischen Reklamation — oder mehreren führen. Wäre es nicht besser, wenn die Regierung diese Angelegenheit, die doch wahrlich nicht gerade zur Vermehrung unseres Ansehens als zivilisierte Nation geeignet ist, möglichst geräuschlos aus der Welt zu schaffen suchte?

— Trotz der Telegramme des Bundespräsidenten und des Finanzministers an die Zweigstelle der Bank von Brasilien in Manaus fährt diese fort, den Kautschuk nur mit 70 Prozent seines Wertes zu beleihen, wobei sie auch noch den Preis eines Kilos mit 5 Milreis annimmt, während der Marktpreis 8 Milreis beträgt.

Rio, Sonnabend, den 15. April

— Der Kaiserlich Deutsche Gesandte Dr. G. Michahelles hat sich in Begleitung des Militärattachés Leutnant Klein an Bord des „San Nicolas“ nach Santos begeben.

— Der 15jährige Durval Nunes Rabello, Sohn eines in der Rua Rezende Nr. 82 wohnhaften Kaufmanns, wurde von seinem Vater, einem sehr geachteten Mann, seines Leichtsinns wegen gehörig ins Gebet genommen. Da die väterlichen Ermahnungen dem Jünglinge nicht paßten, griff er zum Revolver und jagte sich eine Kugel in das rechte Ohr. Sein Zustand ist sehr bedenklich. Die Polizei wurde von dem Vorfalle sofort in Kenntnis gesetzt.

— Gerüchtweise verlautet, daß die Truppen der Bundeshauptstadt den Befehl erhalten hätten, sich in den Kasernen bereit zu halten.

— In den Straßen Rios war gestern abend ein äußerst reger Verkehr zu bemerken. Reine Völkerscharen strömten zu den Kirchen und Kinematographen.

Rio, Montag den 17. April

— Die Pachtgesellschaft unserer Kaianlagen beabsichtigt vier große vierstöckige Lagerhäuser in Beton zu bauen, die zur Aufnahme lombardierten Kaffees dienen sollen. Die Bauten werden auf einem Pfahlrost fundamentiirt werden und voraussichtlich 12 Millionen Francs kosten.

— Der Verkehrsminister wird den Vertrag mit der Schiffahrtsgesellschaft Empreza Navegação do Rio aufheben, weil die Gesellschaft die Vertragsbestimmungen nicht innehält und mit den Zahlungen, die die Regierung sich für die Beaufsichtigung ausbedungen hat, im Rückstande ist.

— Wie erinnerlich, wurde während der Unruhen in Assuncion ein brasilianischer Matrose getötet. Unser Minister des Aeussern hat alsbald bei der Regierung von Paraguay Vorstellungen

erhoben. Die Verhandlungen scheinen nicht zum Ziel geführt zu haben, denn am Sonnabend verhandelte der Baron von Rio Branco in eingehender Weise mit dem Bundespräsidenten über die Angelegenheit.

— An Bord des Postdampfers „Rio de Janeiro“, welcher aus Newyork hier einlief, verstarb ein Passagier 3. Klasse. Die Leiche wurde nach dem Nekroterium geschafft. Mit demselben Dampfer kam ein vor längerer Zeit hier Ausgewiesener an. Die Polizei traf die erforderlichen Maßnahmen.

— In der Serra de Piragau, Tijura, fand man den Landarbeiter Gastão de Souza unter einem Baumstamm tot vor. An seiner Seite lag ein Beil.

— Mit dem Dampfer „Araguaya“ kam von Recife Herr Ernst Drysdale, Repräsentant der deutschen Kabelgesellschaft, hier an.

— In den Morgenstunden kam es gestern in der Nähe von Inhauma zu einer Keilerei zwischen zwei rivalisierenden Karnivalsgesellschaften. 5 Personen wurden verwundet.

— In einer Pension an der Praia Russell wurden einer Künstlerin Geld und verschiedene Objekte von hohem Wert gestohlen. Sie hatte der Inhaberin der Pension ihre Wertsachen zur Aufbewahrung übergeben. Ein Angestellter des Hauses erbrach die Kasse, in welcher sich die Gegenstände befanden, nahm Geld und was er fand an sich und suchte das Weite. Die Polizei fahndet nach ihm.

Rio, Dienstag, den 18. April.

— In Dakar (Französisch-Westafrika) wurde ein brasilianisches Konsulat errichtet.

— Die Polizei beschlagnahmte hier 8000 falsche Lose der Lotterie Esperança aus Bahia.

— Auf Veranlassung der Bewohner des Hauses Rua Riachuelo 199 sollte die Polizei einen Spitzbuben, welcher sich angeblich in dem Hause befinden sollte, verhaften. Ein Polizist drang in das Zimmer ein, wo der Mann schlief, und verhaftete ihn, nachdem er ihn durch Säbelhiebe mißhandelt hatte. Später stellte es sich heraus, daß es sich um einen Bundesbeamten namens João Baptista de Lemos handelte. Die Haft wurde sofort aufgehoben, und der Polizist erging sich in Entschuldigungen seinem Opfer gegenüber. Eine Untersuchung über den Vorfall ist eingeleitet.

— Mit dem Dampfer „Araguaya“ kam der Hauptmann Augusto Sa an, welcher im Militärhospital Aufnahme fand. Der Hauptmann Sa hat sich vor dem Kriegsgericht zu verantworten wegen einer Veröffentlichung gegen den Kriegsminister. Nach Fällung des Urteils wird dieser Offizier auf sein Ansuchen aus dem Heere entlassen werden.

— Gestern wurden Versuche angestellt, die Station für Radio-Telephonie Amaralina mit dem deutschen Kreuzer „von der Tann“ in Verbindung zu setzen. Die Versuche hatten Erfolg. Man hörte aus großer Entfernung Lieder und Weisen, welche an Bord gesungen wurden.

— Aus Nahrungssorgen stürzte sich ein hiesiger italienischer Arzt in den Guahyba. Er band sich einen Strick um den Hals, an dessen beiden Enden er zwei große Steine befestigte.

Rio, Mittwoch, den 19. April.

Deutsches Theater in Südamerika. Ein volles Haus, ein distinguiertes begeistertes Publikum, ein sympathisches Stück und künstlerische Wiedergabe der Rollen — bei solchen Faktoren ist die Arbeit des Rezensenten leicht. Die Bluhm-Lesingsche Truppe hat im Vorjahre, dem ersten ihres Auftretens in Südamerika, nach jeder Richtung hin Erfolge erzielt, und wenn das Publikum auch darauf gefaßt sein mußte, die meisten der im Vorjahre hochgeschätzten tüchtigen Kräfte in diesem Jahre nicht wiedersehen zu können, so war man sich doch dessen bewußt, daß die Oberleitung darauf bedacht sein würde, für die Zusam-

menstellung des neuen Ensembles nur erstklassige Künstler und Künstlerinnen zu gewinnen. In diesem Sinne zeigte das Publikum beim Vorverkauf der Logen- und Eintrittskarten das größte Interesse. Herr Direktor Blum wurde überall freundlich aufgenommen, und daß es seinen Bemühungen gelungen ist, schon vor Beginn der Vorstellungen mit vollem Erfolge des Unternehmens am hiesigen Platze rechnen zu können, ist ein gutes Omen für die diesjährige Saison. „Ein wirklich reizendes Stück“, „mal ganz was anderes“, „furchtbar nett“, das war die Kritik, welche man während der Pausen und beim Fortgehen über das Lustspiel in Versen „Renaissance“ von F. v. Schoenthan und Koppel-Ellfeld hörte. Eine geistige und seelische Renaissance einer edlen Frauennatur aus engen, fast klösterlichen Verhältnissen zum freien Leben und dieses alles in der Zeit der Renaissance — soll das der Titel des hübschen interessanten Stückes bedeuten? Ein Milieu in der Epoche Michel Angelos, Kostüme und Sitten aus der künstlerisch hochbedeutenden Zeit des 16. Jahrhunderts werden uns vorgeführt. Die äußerlich strenge Burgfrau mit ihrer schönen Mutterliebe und der in ihr unbewußt schlafenden begeisterten Liebe für die Kunst, die durch ihre persönliche Liebe zu dem Künstler selbst, der in ihr Schloß gebracht wird, siegreich triumphiert; der junge Wildfang von Sohn mit der rechten Künstlerseele, der von engherziger Klostererziehung nichts wissen will und, beeinflußt durch den flotten liebenswürdigen Künstler, die Fesseln sprengt; schließlich die prächtigen Gestalten des alten ehrwürdigen Paters, der auch gelebt und geliebt hat, und des durch die Bücher verhexten, im übrigen wohl zu leidenden Magisters — das sind alles charakteristische Gestalten der großen Zeit der Renaissance, die uns packen müssen, wäre selbst die Handlung des Stückes weniger interessant, als sie es ist. Wenn auch wohl ein jeder der Künstler und Künstlerinnen mit seiner Rolle von früher vertraut war, so war doch das Zusammenspiel zwischen ihnen, die zum ersten Male hier auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, zusammenwirkten, bewundernswürdig. Man kann sich wohl denken, daß zu wirklichen Proben auf der Reise hierher wenig Gelegenheit war; die Leistung vom Sonnabend war deshalb mehr oder minder das Produkt einer einzigen Probe, und wir kommen daher zu der Ueberzeugung, daß wir es mit Künstlern ersten Ranges zu tun haben. Die Rolle der Marquise Gennara wurde von der ersten Liebhaberin Fräulein Elisabeth Wilke, welche bisher im gleichen Fache am Stadttheater zu Stettin wirkte, meisterhaft wiedergegeben. Die Künstlerin, eine schöne Erscheinung, verfügt über eine helle sympathische Stimme, und ihr Mienenspiel ist natürlich und edel. Herr Rudolf Werner, erster Held und Liebhaber am Friedrich Wilhelmstädtischen Theater in Berlin, gab den Maler Silvio de Feltra. Wir hörten, daß der Künstler eben erst sich von einer Heiserkeit erholt hat, sein Organ, sonor in der Aufwallung, klang nüchtern und gepreßt im gewöhnlichen Tonfall, auch sprach er vielleicht etwas zu hastig. Im übrigen ist Herr Werner ein tüchtiger und natürlicher Schauspieler, dessen edles und flottes Auftreten den besten Eindruck auf das Publikum gemacht hat. Den gutherzigen Patre Benvoglio, den geachteten Berater im Hause der Marquise, gab Herr Ernst Multa mit viel Geschick und nicht ohne den erforderlichen biedereren Humor. In Maske und Auftreten war der Künstler ausgezeichnet. Der langjährige Charakterdarsteller des Schillertheaters in Berlin, Herr Emil Verena, führte uns den Magistro Severino in seiner trockenen Bücherwurmnatur sehr charakteristisch vor, und nach dieser Leistung können wir annehmen, daß er in schwierigen Charakterrollen, wie Mephisto und Franz Moor, ein Meister vom Fach ist. In Frau Anny Rischka, welche die kleine Rolle der Dienerin Isotta, und in Fräulein Erika Brunow, welche diejenige des netten italienischen Landmädchens Coletta übernommen hatte, begrüßten wir freudig alte Freundinnen des hiesigen Publikums. Sie gaben beide schöne Beweise ihres Könnens. Das frische, natürliche und schalkhafte Wesen des netten Mädchens stand Fräulein Brunow sehr gut an. Lobend zu erwähnen ist die Wiedergabe der Rolle des Malermodells Mirra seitens Fräulein Frieda Brock. Das fesche, kecke, fast unverschämte

Auftreten, welches diese Rolle bedingt, gelang der Künstlerin, die auch in ihrer Erscheinung charakteristisch war, vollständig. Die Krone gebührt in diesem Stücke der jugendlichen Liebhaberin Fräulein Maria Dewall, zuletzt am Residenztheater in Berlin als solche tätig, welche den jugendlichen Sohn der Marquise, Victorino, mit einer unvergleichlichen Frische und mit dem Ungestüm spielte, das die sehr sympathische Rolle verlangt. Im Ausdruck der Freude und im jugendlichen Leid war die Künstlerin, auch eine sympathische Erscheinung, gleich natürlich und dabei anmutsvoll. Das Publikum war mit allem, was auf der Bühne geleistet wurde, auch mit den Dekorationen, überaus zufrieden und sparte nicht mit wohlverdientem Beifall. A. G.

— Vor einem zahlreichen Publikum hielt gestern Abend der Indianerapostel Oberst Candido Rondon einen Vortrag über seine Forschungsreisen nach dem Juruena und nach der Serra do Norte in den Jahren 1907 und 1908. Der Zweck der beiden Expeditionen war, die Gegend zu erkunden, durch die die strategische Telegraphenlinie von Amazonas nach Matto Grosso führen sollte. In Matto Grosso waren hierfür etwa 350 Quadratmeilen nie von Weißen betretenen Gebietes, in Amazonas weitere 300 Quadratmeilen zu erforschen. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, daß der Zweck der Expedition die Benutzung der großen, schiffbaren Ströme verbot, daß vielmehr der Weg querlandein genommen werden mußte über Kamps und durch Urwälder, über Flüsse und Gebirge, wobei namentlich die Sicherung der Verpflegung sehr erschwert war. Der Marsch begann im März 1907. Im Juni drang man in das unbekanntes Gebiet ein, und am 25. Dezember 1909 wurde der Madeira erreicht, auf dem dann die Fahrt nach Manaus angetreten wurde. Der gestrige Vortrag befaßte sich nur mit den beiden ersten Teilen der Gesamtexpedition, der Erforschung des Gebiets der Indianerstämme der Parecis und der Nhambiquaras bis zum Juruena, und der Erforschung der Serra do Norte.

— In einem Neubau der Travessa Umbelina wurde ein schwer verwundeter Mann aufgefunden, der kurz nach seiner Einlieferung ins Hospital starb, nachdem er noch hatte erklären können, daß er Augusto Ferreira heiße. Die Polizei sucht einen gewissen João Penedo, der in dem Neubau arbeitete und der im Verdacht steht, der Täter zu sein.

— Die Schiffsinspektion wurde ermächtigt, mit der Amazon Steam Packet Navigation Co. einen Vertrag über die Schifffahrt auf dem Amazonas abzuschließen.

— Gestern Vormittag um 1/210 überfuhr in der Rua Conde de Bomfim ein aus Tijuca zurückkehrendes Automobil einen Knaben, der ein mit Gemüse beladenes Maultier vor sich hertrieb. Der Knabe ward augenblicklich getötet, und das Maultier erlitt schwere Verletzungen. Die Polizei verhaftete den Chauffeur.



## Aus den Bundesstaaten.

Vom 13. April.

**Bahia.** Aus unglücklicher Liebe hat sich hier der Geschäftsmann Henrique Cruz eine Kugel durch den Kopf gejagt.

**Matto Grosso.** In Cuyaba hat sich am 8. dieses Monats der Kaiserlich deutsche Vizekonsul Herr Heinrich Hessling mit Fräulein Gertrud Brandes, Tochter des Herrn Adolf Brandes, verheiratet.

**Parana.** In Jacarésinho versuchten vorige Woche einige Uebelthäter das Haus des Zollwächters der Hafenanlage „Costa Junior“ in der genannten Ortschaft in Brand zu stecken. Als der Mann das Feuer löschen wollte, wurde ein Schuß auf ihn abgegeben, der jedoch glücklicherweise nicht traf. Man vermutet, daß das Verbrechen von Schmugglern begangen wurde.

— Vorgestern spielte bei dem Herrn Francisco das Chagas Lima gehörenden Landgute, das in einer Vorstadt von Curityba an dem nach der Kolonie „Santa Felicidade“ führenden Wege

liegt, ein erst einjähriges Kind des genannten Herrn in der Nähe eines Baches. Es fiel dabei in das nicht sehr tiefe Wasser und ertrank, obgleich Hilfe bald zur Stelle war.

Santa Catharina. Ueber den Stand und den Fortschritt der Unternehmungen der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft gibt der Bericht des Koloniedirektors über das Jahr 1910, der aus Hamonia zuzug, lesenswerte Darstellungen. Die Gesellschaft verfügt über ein Landgebiet von insgesamt 174.874,70 Hektar. Hiervon waren bis zum 31. Dezember 1910 1463 Kolonielose und 427 Stadtplätze, zusammen 44.000 Hektar vermessen, sodaß noch 130.874 Hektar zur Verfügung stehen. Hiervon dürfte sich allerdings, wie der Bericht sagt, nur die Hälfte für Kolonisation eignen, während der übrige Teil nur für die Ausnützung des Holzbestandes in Betracht kommen könnte. Von den vermessenen Grundstücken waren bis zum 31. Dezember 1910 1235 mit einem Flächeninhalt von 33.094 Hektar im Werte von 1.100.797\$000 verkauft. Im Berichtsjahre wurden 46 Landlose und 3 Stadtplätze im Wert von 47:550\$000 verkauft, während 18 Kolonien an die Gesellschaft zurückgingen. Im Jahre 1910 hat die Gesellschaft 8736 m Fahrstraße, 2 Brücken und 27 Durchlässe gebaut, wofür 13:968\$000 ausgegeben wurden; außerdem kostete die Erhaltung der Straßen 12:492\$000, sodaß für das Straßenwesen über 26 Contos ausgegeben wurden. Hiervon wurden 3:896\$000 durch Municipalsteuern im Distrikt Itajahy-Hercilio, aufgebracht. Die Einnahmen der Gesellschaft beliefen sich im Jahre 1910 auf 126:431\$000, die Ausgaben auf 119:619\$000, sodaß ein Saldo von 6:812\$000 verbleibt. Nach Hamburg remittiert wurden 22:367\$000. Die kolonisatorische Tätigkeit der Gesellschaft erstreckt sich auf vier Distrikte: Itajahy—Hercilio mit dem Sitz in Hamonia (Blumenauer Hansa); Itapocu mit Sitz in Humboldt (Joinvillenser Hansa); Sertão de S. Bento mit dem Sitz in der Villa S. Bento und Pirahy mit dem Sitz in Joinville. Der weitaus bedeutendste dieser vier Distrikte ist die Blumenauer Hansa mit einem Flächeninhalt von 127.318 Hektar und einer Bevölkerung von 2006 Personen, am 31. Dezember 1910. Die Einwanderung geht leider von Jahr zu Jahr zurück. Insgesamt sind im Berichtsjahr der Hansa 152 Personen zugezogen, während 35 sie wieder verlassen haben. Die Wegzügler wenden sich hauptsächlich den federalen Koloniegründungen zu, besonders der Kolonie „Annitapolis“, wo sie, nachdem sie bereits von der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft unter großen Opfern angesiedelt waren, nochmals alle Vorteile Neuangesiedelter ausnutzen. Ueber das Schulwesen sagt der Bericht, daß in der Hansa zurzeit 13 gemischte Schulen bestehen, von denen 12 durch die Gesellschaft mit insgesamt 3:560\$000 jährlich unterstützt werden. Ueber die Indianergefahr erwähnt der Bericht die bekannten Ueberfälle der letzten Zeit. Der Gesundheitszustand hat sich wieder bedeutend gebessert und das Fieber, welches während des ganzen Jahres 1910 herrschte, ist fast vollständig verschwunden.

Der Export aus dem Distrikt Blumenauer Hansa betrug im Jahre 1910 55:252\$000, und zwar setzt er sich folgendermaßen zusammen: Butter, 20.150 Kilo, 34:685\$000; Mais, 1653 Kilo, . . . 8:963\$000; Holz 6:112\$950; Schmalz, 2455 Kilo, 1:970\$000; Eier, 3383 Dtz., 1:054\$500; Häute, 227 Stück, 979\$500; Tabak, 2395 Kilo, 816\$000; Bohnen (schwarze), 61 Sack, 516\$000; Käse, 50 Kilo, 125\$000; Kartoffeln, 5 Sack, 30\$000. Der Gesamtwert der Ausfuhr betrug 55:252\$750, der der Einfuhr in derselben Zeit 89:732\$000. Der Wert der Einfuhr zeigt also gegenüber der Ausfuhr ein bedeutendes Mehr, jedoch hat sich das Verhältnis in den letzten Jahren schon ganz bedeutend gebessert und es ist zu hoffen, daß Ausfuhr und Einfuhr sich bald die Wage halten. Die Einfuhr ist seit 6 Jahren nicht gestiegen und stand im Jahre 1905 schon auf derselben Höhe wie heute, während die Ausfuhr, die heute einen Wert von über 55 Contos repräsentiert, vor 6 Jahren gleich Null war.

— Vorgestern kamen in Florianopolis 272 Einwanderer an, die nach den Kolonien „Annitapolis“ und „Esteves Junior“ gehen.

Rio Grande do Sul. Die Zollbehörde von Livramento beschlagnahmte 550 Stück Rindvieh, das heimlich über die Grenze transportiert werden sollte.

Vom 15. April.

Rio de Janeiro. Nictheroy hat in Bezug auf Wahrung der gesundheitlichen Interessen ein nachahmenswertes Beispiel gegeben. Die Municipalkammer hat nämlich angeordnet, daß in jedem Hause ein eiserner verschließbarer Behälter zur Aufnahme von Abfällen aufgestellt wird, der stets eine gehörige Menge Desinfektionssubstanz enthalten muß.

Parana. Der Syrier Abdala Jacob wurde in Curitiba in dem Moment abgefaßt, als er seinem Landsmann, dem Kaufmann Abid Esper, mehrere falsche Banknoten in Zahlung geben wollte. Schon vor einigen Tagen hatte er denselben Landsmann unter Beihilfe eines Komplizen mit vier gefälschten 200 Milreis-Scheinen reingelegt. Die Gaunerei wurde entdeckt, als Abid Esper auf der Agentur der Londoner Bank eine Zahlung machen wollte, doch ließ er nichts verlauten, da er die Fälscher zu einem Geschäftsabschluß wieder erwartete, wovon er die Polizei in Kenntnis setzte. Wie oben erwähnt, ist dabei das Abfangen des einen Täters geglückt, während der andere Reißaus nahm und nun eifrig gesucht wird.

Santa Catharina. Die Rondonschen Schützlinge, die Indianer, haben es jetzt auf ihre eigenen Beschützer abgesehen. Aus Florianopolis kommt die Nachricht, daß die wilde Horde im Munizip Blumenau eine Abteilung der von dem Leutnant Vieira Rosa geleiteten Katechese angegriffen habe. Die Leute wurden von den Indianern mit Pfeilen beschossen und suchten ihr Heil unter Zurücklassung ihres Gepäcks in der Flucht. Dieses Vorkommnis sollte doch ein Wink sein, was eigentlich von dem wilden Gesindel zu erwarten ist.

Rio Grande do Sul. Vorgestern herrschte in Porto Alegre ein großes Unwetter. Das Stadttinnere ist überschwemmt. Gestern machte sich hingegen eine außerordentliche Hitze bemerkbar. Im Innern des Staates sind starke Regenfälle zu verzeichnen.

Vom 17. April

Rio de Janeiro. In Macahé wurde am Sonnabend abend ein großer Meteorist beobachtet, der im Westen auftauchte und eine deutliche Lichtspur am Himmel hinterließ. Nach einigen Minuten fiel er mit starkem Getöse zur Erde. Der unwissenden Bevölkerung bemächtigte sich ein heftiger Schreck.

— Während der letzten Woche starben hier 120 Personen, davon waren 67 männlichen, 53 weiblichen Geschlechtes. Unter ihnen sind 93 Brasilianer, 27 Ausländer.

Vom 18. April.

Minas. Commendador Carlos Wigg und Dr. Sachline befinden sich in Bello Horizonte, um über die Gründung einer Seidenweberei in großem Maßstabe in der Nähe unserer Hauptstadt Studien anzustellen. Auf Veranlassung des Präfekten von Bello Horizonte haben die Herren verschiedene Punkte in der Umgegend einer Besichtigung unterzogen, unter anderen die Gebirge in der Nähe des Curral und des Pico.

Rio Grande. Gestern nachmittag stieß ein Personenzug, welcher von Caxias kam, in der Station Esperança auf einen Güterzug, welcher im Begriff stand, abzufahren. Die beiden Lokomotiven wurden zerstört und viele Wagen beschädigt. Unter der grossen Zahl Verwundeter befinden sich zwei, welche schwere Verletzungen davontrugen.

# Telegramme der Woche.

Vom 13. bis 19. April.

## Deutschland.

— Wie es heißt, werden bald wichtige Veränderungen in den oberen Kommandostellen des deutschen Heeres vorgenommen werden.

— Die Ausfuhr Deutschlands nach seinen Kolonien betrug im Jahre 1910 die Summe von 48.798.000 Mark gegen 40.850.000 im vorhergehenden Jahre. Die Einfuhr aus den Kolonien erreichte im gleichen Zeitraum 49.544.000 Mark gegen 29.238.000 in 1909. An erster Stelle bezüglich Ausfuhr nach dem Mutterlande steht Kamerun mit 23.470.000 Mark gegen 11.108.000 im vorhergehenden Jahre.

— In Berlin traf aus St. Petersburg die telegraphische Nachricht ein, daß der Minister des Auswärtigen, Graf Sasonow, auf Anraten seines Hausarztes zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einige Zeit auf der Insel Madeira zubringen wird.

— Prinz Heinrich von Preußen machte vorgestern in Darmstadt einen Aufstieg mit dem vom Herzog Ernst erfundenen Aeroplan.

— Berliner Zeitungen künden die am 22. dieses Monats in Hamburg stattfindende Versteigerung von 92.500 Sack Santos und 20.000 Sack Rio-Kaffee an.

— Die Unterhandlungen zwecks Abschlusses eines Handelsvertrages zwischen Deutschland und Japan sind bereits weit vorgeschritten. Man erwartet, daß der Reichstag ihn im Laufe des Monats Mai annehmen werde.

— In Dresden stürzte gestern ein Freiballon aus geringer Höhe ab. Die 5 Insassen wurden verwundet. Der Materialschaden ist bedeutend.

— Die berühmte deutsche Violinistin Halle ist gestorben.

— Der letzte Wochenausweis der Reichsbank zeigt folgende Änderungen: Vermehrung des Goldbestandes um 24 Millionen Mark; Abnahme der diskontierten Wechsel um 150 Millionen, der Lombarddarlehen um 37 Millionen und des Notenumlaufs um 152 Millionen Mark.

— Aus Kiel wird gemeldet, daß vier Kinder beim Spielen mit Streichhölzern ihren Tod durch Verbrennen fanden.

— Die französische Regierung teilte der deutschen offiziell mit, daß sie Truppen nach Casablanca gesandt habe infolge der ungünstigen Nachrichten über die Lage in Fez. Die Nachrichten deutschen Ursprungs aus jener Gegend laufen den französischen entgegen und sind derart, daß sie jede Beunruhigung in politischen Kreisen verschwinden lassen. Die deutschen Meldungen besagen, daß augenblicklich keine Gefahr besteht, weder für die Stadt noch für die Fremden. Die Truppen des Sultans Muley Hafid haben schon verschiedene Male die Angriffe der aufständischen Stämme zurückgeschlagen. Die französischen Truppen werden einstweilen in Casablanca bleiben und nicht nach Fez vorrücken.

## Oesterreich-Ungarn.

— Telegramme aus Wien besagen, daß der Minister des Aeußern, Graf Lexa von Aehrenthal, in Abazzia die gesuchte Heilung von den Nachwirkungen einer Influenzaerkrankung fand, und seinen Posten Anfang Mai wieder übernehmen wird.

## Frankreich.

— Die Unruhen in der Champagne sind infolge der energischen Haltung der Regierung beendet.

— In Paris wurde der Präsident der nationalen Vereinigung für das Volkwohl verhaftet. Er soll in den Fall „Valense“ verwickelt sein.

— Die französische Regierung beabsichtigt, weitere drei Bataillone nach Casablanca zu entsenden, da sie die Sicherheit in Marokko noch nicht für gewährleistet hält.

## Italien.

— In Ancona sind vorgestern 30 österreichisch-ungarische Parlamentarier angekommen, die nach Rom weiterreisten, nachdem

ihnen der Bürgermeister ein Frühstück gegeben hatte. (Es handelt sich um die interparlamentarischen Ausgleichs- und Abrüstungsbestrebungen, von denen wir schon mehrfach berichteten.)

— Ein heftiges Schadenfeuer zerstörte in Castellamare di Stabia bei Neapel das dortige Theater, die Feuerwehr arbeitete um die Wette mit Soldaten- und Matrosenabteilungen, um das Feuer von den Nachbargebäuden abzuhalten, was auch schließlich gelang. Menschenleben sind nicht zu beklagen.

— Die Krise in der Baumwollbranche wird von Tag zu Tag schlimmer, da viele Absatzgebiete verloren gehen und die neuen Fabriken den alten schwere Konkurrenz machen. Die großen Kreditinstitute sind sehr zurückhaltend geworden, weshalb viele Fabriken gezwungen wurden, zu schließen.

— Man versichert, daß trotz der offiziellen Dementis der Regierung bekannt ist, daß Vorbereitungen für eine Expedition zugunsten der albanesischen Rebellen getroffen werden. Die Regierung soll die Behörden der der albanesischen Küste gegenüberliegenden Plätze angewiesen haben, die Abreise von Freiwilligen zu verhindern und über irgend welche Einschiffungsversuche zu berichten. Torpedoboote bewachen die Küsten des adriatischen Meeres, um wenigstens eine Massenexpedition zu verhindern, damit die Türkei keinen Anlaß zu einem Protest hat. General Ricciotti Garibaldi, von einem Berichterstatter der „Ragione“ interviewt, erklärte u. a., daß keine Anstrengung der Regierung imstande sein werde, die Abreise der Freiwilligen zu verhindern. „Ich begreife die Haltung der Regierung,“ sagte er, „aber ich glaube nicht, daß sie den Torpedobooten Befehl geben wird, uns in den Grund zu bohren. Wenn ich mit den Freiwilligen gehen wollte, so würde Giolitti geschickt genug sein, um den äußeren Schein zu wahren, er weiß auch als guter Patriot ganz genau, wie große Vorteile Italien davon haben würde, wenn die Legion ihre Aufgabe mit Heldenmut und Aufopferung erfüllte.“ — „Jedermann muß einsehen, daß für die tatsächliche Beherrschung des adriatischen Meeres es für Italien nichts Vorteilhafteres geben könnte, als einen treuen und tapferen Verbündeten auf der anderen Seite zu haben. Das offizielle Italien wollte oder konnte nicht soweit gehen. Man lasse also die freien Menschenmassen, das Volk, handeln.“ — Es unterliegt also wohl kaum einem Zweifel, daß ein starker Strom italienischer Freiwilligen den Albanesen zu Hilfe kommen wird. Ob es etwas helfen wird, ist eine andere Frage.

— Die Gesellschaft des Komponisten Mascagni wird heute mit dem Dampfer „Tomaso di Savoia“ von Genua abgehen. Sie nimmt alle Dekorationen und sonstige Ausrüstungsstücke mit. Am 14. fand in Genua die Hauptprobe für „Isabeau“ statt. Die Kosten für die ganze Tournee wurden auf 2.200.000 Lire veranschlagt.

— Aus S. Mauro kommt über Turin die telegraphische Nachricht von dem Selbstmorde des bekannten Forschers Augusto Franzoi. Er machte seinem Leben durch einen Schuß in die Brust ein Ende, nachdem er an mehrere Freunde Abschiedsbriefe geschrieben hatte. Sein trauriges Ende wird von den Zeitungen sehr beklagt und sind die Gründe des Selbstmordes unbekannt. Franzoi hat des öfteren Beweise von außerordentlicher Kühnheit bei seinen Forschungsreisen gegeben.

— Die Bewohner von Castrogiovanni, Provinz Caltanissetta, wurden durch ein schreckliches Ereignis in Aufregung versetzt. Der Apotheker Augusto Bruno, 40 Jahre alt, verlor plötzlich den Verstand, schloß seine Wohnung von innen ab und tötete seine Frau und zwei kleine Kinder durch Revolverschüsse. Ein drittes Kind befand sich gerade in Catania bei seinem Großvater zu Besuch und erging somit dem Tode.

— Es heißt, daß Kaiser Wilhelm II. einem italienischen Politiker, der den Kaiser in Venedig im vorigen Monat aufsuchte, erklärt habe, daß er dem König Victor Emanuel III. im Frühjahr 1912 in Rom einen Besuch abstatten werde. Der Kaiser soll weiter gesagt haben, daß ihn der Kronprinz begleiten werde.

— In Bologna kam es zu einem Zusammenstoß zwischen Streikern und der Polizei, wobei es viele Verwundete gab. Die Presse zensiert scharf das brutale Vorgehen der bewaffneten Macht.

— Die Eisenbahngestellten wollen, falls ihnen nicht Lohn-erhöhung und Verbesserung ihrer Lage zugesichert wird, am 29. d. M. den Generalstreik erklären, an dem Tage, an welchem die Weltausstellung in Turin eröffnet werden soll.

— In Florenz trank Isolina Ciapini aus Versehen statt Wasser eine Sublimatlösung und starb. Ihr Bräutigam war darüber so be- trübt, daß er sich eine Kugel ins Herz schoß. Das Schicksal des Paars hat allgemeine Teilnahme erregt.

— In Bari entgleiste ein Postautomobil. Ein Passagier wurde getötet, der Postbeamte schwer verletzt. Die übrigen Insassen kamen mit dem Schrecken davon.

— Es wird aus Bologna gemeldet, daß gestern morgen eine Abteilung Kavallerie und Infanterie die Ausständischen daran ver- hinderte, die Verkäufer von Milch und Lebensmitteln aufzuhalten, nachdem sie schon einige Wagen umgestürzt hatten. Es wurden viele Verhaftungen vorgenommen. Sämtliche Fuhrwerke, welche Lebensmittel anbrachten, wurden darauf von 2 Soldaten mit geladenem Gewehr begleitet. Fast sämtliche Zeitungen ver- urteilen die Handlungsweise der Ausständischen aufs heftigste und fordern die Regierung auf, energische Maßregeln zu ergrei- fen, damit nicht die ganze Einwohnerschaft durch die Uebergriffe einer kleinen Zahl unzufriedener Personen zu leiden hat.

Die Versuche, eine Verständigung zwischen den Ausstän- dischen und den Arbeitgebern herbeizuführen, sind gescheitert. Der Versammlung, welche in Gegenwart des Präfekten der Pro- vinz Herr Ernesto Dallari abgehalten wurde, wohnten außer der von der Arbeiterkammer gesandten Kommission und derje- nigen der Arbeitgeber die Deputierten José Bacchelli, Alberto Calda und Henrique Pini bei, Vertreter der drei Distrikte von Bologna. Infolge des allgemeinen Ausstandes machte sich das Fehlen von Lebensmitteln sehr fühlbar, da nur Brot zu haben war, welches von der Militärbäckerei geliefert wurde. Viele wohl- habende Familien verließen die Stadt, aus Furcht, daß der Aus- stand sich in die Länge ziehen wird.

— Die „Tribuna“ schreibt, daß der Advokat Scimoncelli, Ver- teidiger des Mörders der Gräfin Giulia Trigona de Sant Elia, des Leutnants Baron Vicenta Paterno, bei Gericht beantragte, daß der Mörder einer ärztlichen Untersuchung unterworfen werde, um ihn auf seinen Geisteszustand zu prüfen. Dr. Scimoncelli fußt darauf, daß der Mörder in seiner Kindheit an Typhus er- krankt war, welche Krankheit sein Gehirn angegriffen habe. Um diese These zu begründen, wird Dr. Scimoncelli folgende Her- ren als Zeugen aufrufen lassen: den Herzog von Aosta, den Gra- fen von Turin, die Fürsten Lanza di Scalea und Raphael Torri- giani, die Grafen Bastogi und Frassineto, die Marquis Di Bu- gnano und Niccolini, die Generäle Vicenzi, Giggia und Paniz- zardi, den Präfekten von Neapel, höhere Offiziere des elften Ka- vallerie-Regiments und andere hochgestellte Personen. Der Pro- zess wird wahrscheinlich in Florenz geführt werden.

— Aus Treviso wird gemeldet, daß in der Nähe von Lancenigo, Distrikt der Villa Villorbe, ein Automobil infolge der großen Ge- schwindigkeit, mit welcher der Chauffeur eine Kurve nehmen wollte, sich überschlug. Der Chauffeur und ein Insasse wurden schrecklich zerquetscht und starben sofort; drei weitere Perso- nen trugen schwere Verletzungen davon.

— Aus Sassari wird gemeldet, daß bis jetzt unbekannt Spitz- buben den Landsitz der Frau Domingas Mansini überfielen, und diese, sowie ihre Dienerin Johanna Tiele ermordeten, nachdem sie sie vergewaltigt hatten. Darauf plünderten sie das Gut aus und machten sich mit einer Beute im Werte von 50.000 Lire in Ju- welen und Geld aus dem Staube. Soldatenpatrouillen und bewaff- nete Bürger sind auf der Suche nach den Strolchen.

— Telegramme aus Neapel besagen, daß im Konzert-Café „Or- feo“ ein großer Konflikt zwischen zwei Gruppen von Zuschauern ausbrach, von denen die eine Beifall klatschte und die andere die Darsteller auspuffte. Stühle, Tische, Gläser und Flaschen schwirrten durch die Luft und verletzten viele Anwesende. Der Saal wurde vollständig verwüstet. Da die Polizei die Ordnung nicht herstellen konnte, wurde die Feuerwehr gerufen, welche

mittels eines Wasserstrahles den Saal säuberte. Die Hitzköpfe, von oben bis unten durchnäßt, wurden festgenommen.

— Aus Neapel wird gemeldet, daß der Hilfs-Chef der Bahn- station Carlos Baronio von einem Zuge erfaßt und schrecklich verstümmelt wurde. Der Vorgang spielte sich in Gegenwart sei- ner Frau ab, welche nahezu irrsinnig wurde.

#### England.

— Der Londoner „Standard“ läßt sich aus Berlin melden, daß Deutschland unter gewissem Vorbehalt das Recht Frank- reichs und Spaniens anerkennt, die zum Schutze der in Marokko lebenden Europäer notwendigen Maßregeln zu ergreifen.

— Die „Financial Times“ hebt in ihrer Notiz über die S. Paulo Railway Co. den ständig wachsenden Aufschwung Brasi- liens, und besonders des Eisenbahnnetzes hervor. Zum Schluß macht das Blatt die englischen Kapitalisten auf die großen Vor- teile aufmerksam, welche Brasilien bietet.

— Die „Morning Post“ weist in einem Artikel über die Vor- gänge in Agua Prieta und Douglas darauf hin, daß die Vereinigten Staaten im Jahre 1846 erklärten, daß sie nicht beabsichtigen, sich irgend welcher Territorien zu bemächtigen. Trotzdem haben sie schon eine halbe Million Quadratmeilen, welche zu Mexiko gehörten, an sich gebracht.

#### Portugal.

— Der deutsche Dampfer „Portinão“ landete in Lissabon vier Leute von der Besatzung des spanischen Dampfers „San Fer- nando“, welcher auf der Höhe des Cap Finisterre strandete. Die Besatzung des gestrandeten Dampfers bestand aus 25 Mann.

— Der frühere Geheimpolizist Brasilio de Souza ermordete heute aus unbekanntem Gründen seine Frau, und versuchte als- dann, sich durch Erhängen selbst umzubringen. Da er sah, daß er auf diese Art nicht zum Ziel kam, nahm er ein Messer und schnitt sich die Kehle durch. Er wurde in hoffnungslosem Zu- stande nach dem Hospital S. José gebracht.

— Auf dem Tejo kenterte ein Boot, in welchem 6 Personen eine Vergnügungsfahrt machten. Nur zwei konnten sich retten.

— An Bord des Dampfers „Sanranc“ verstarb Herr Robert Boyd, Geschäftsführer der Companhia do Amazonas, bei seiner Ankunft in Funchal.

#### Spanien.

— Man versichert, daß die transatlantische Schiffahrtsgesell- schaft von der Regierung Weisung erhielt, sich zum Transport von 1200 Mann Soldaten bereit zu halten.

— Bei einem Eisenbahnunglück in Malaga kamen 2 Beamte ums Leben.

— Im Hafen von Barcelona herrscht großes Unwetter; viele Fahrzeuge sind untergegangen. Ein spanisches Kanonenboot hatte Gelegenheit, mehrere Fahrzeuge zu retten. Beim Hafeneingang hat ein großes Fischerboot Schiffbruch erlitten, wobei 18 Mann der Besatzung, die gerettet wurden, Verletzungen davontrugen.

— Aus Cadix telegraphiert man das Auslaufen des Dampfers „Santos“, welcher als erstes Schiff eine monatliche Linie zwi- schen Deutschland, Cadix und Argentinien eröffnet.

#### Japan.

— Der Admiral Prinz Higashi Fushini ist mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Kancko, nach London abgereist, wo sie bei der Krönung des Königs Georg V. das japanische Kaiserpaar ver- treten werden.

#### Vereinigte Staaten.

— Bei St. Louis stürzte ein mit vier Mann besetzter Militär- ballon aus einer Höhe von 4000 Fuß ab. Alle vier Insassen wur- den schwer verwundet.

— New Yorker Zeitungen berichten, daß die an der mexika- nischen Grenze zusammengezogenen Truppen diese bei Agua Prieta überschritten und die kämpfenden revolutionären und federalen Truppen auseinandergesprengt haben. Der Eingriff seitens der Amerikaner geschah, nachdem durch verirrte Kugeln auf ame- rikanischem Gebiete drei Personen getötet und viele andere ver- wundet wurden. Weitere Telegramme aus New York von gestern

Besagen, daß der Vater und ein Bruder des Generals Madero, Anführer der aufständischen Bewegung in Mexiko, wie es scheint, im Auftrage der Regierung des Generals Porfirio Diaz nach Chihuahua abgereist sind, um die Unterhandlungen zum Friedensschlusse zu beschleunigen.

— Aus Newyork kommt die Nachricht von einem erbitterten Kampfe in der Nähe von Santa Cruz zwischen mexikanischen Aufständischen und den Regierungstruppen. Die Revolutionäre sollen 40 Tote und mehr als 100 Verwundete gehabt haben. Auf Seiten des Heeres fielen 5 Mann.

— Aus Douglas wird gemeldet, daß nahe der Grenze ein blutiger Kampf zwischen mexikanischen Aufständischen und Bundesruppen stattfand. Ein wahrer Kugelregen fiel auf amerikanischen Boden, wobei zwei Amerikaner verwundet wurden. Auf Gesuch der Fremdenkommission beschloß der Senat, eine Untersuchung über die Zustände in Mexiko einzuleiten. Das Auswärtige Amt wird die Regierung Mexikos auffordern, ernstliche Maßregeln zu treffen, damit ähnliche Vorfälle sich nicht mehr wiederholen.

— Man erwartet mit Ungeduld weitere Nachrichten über die mexikanische Revolution, obgleich viele sich widersprechende Berichte einlaufen. Aus Douglas wird gemeldet, daß bei dem vorgestrigen Gefecht sechs Amerikaner verwundet wurden. Der Präfekt jener Stadt telegraphierte an den Präsidenten Taft, damit er die nötigen Maßregeln ergreife, um die Stadt Garcia zu beschützen. Der Kommandant der Aufständischen überschritt die amerikanische Grenze und ergab sich dem Kommandanten der amerikanischen Truppen. Das Gefecht endete gestern abend. Die Aufständischen behaupteten Agua Prieta. Der Präsident Taft weigert sich, den Truppen Befehl zu geben, die Grenze zu überschreiten, aus Furcht vor dem Widerstande der Mexikaner.

#### China.

— Der chinesische Gesandte in Tokio kam hier an, um seiner Regierung mitzuteilen, daß Japan einen Staatsstreich veranlassen will, um die Leitung der äußeren Politik Chinas unter seinen Einfluß zu bringen.

#### Mexiko.

— Fünfzehn Meilen südlich von Agua Prieta fand gestern ein neuer Kampf zwischen den mexikanischen Aufständischen und den Regierungstruppen statt. Der Kommandant der Regierungstruppen teilte dem Befehlshaber der an der Grenze stationierten amerikanischen Truppen mit, daß er dafür sorgen werde, daß die Kugeln die Stadt Douglas im Territorium Arizona nicht erreichen.

#### Uruguay.

— In Montevideo wurde gestern der Besitzer einer Buchdruckerei namens João Samaschini verhaftet, weil er brasilianische Konsumsteuermarken fälschte. Die brasilianische Polizei hatte die Sache herausgebracht und durch Vermittelung der Gesandtschaft der uruguayischen mitgeteilt.

— Vorgestern morgen ging ein heftiges Unwetter über Montevideo nieder. Während langer Zeit wehte ein heftiger Nordwind, welcher später nach Südwest übersprang. An verschiedenen Stellen schlug der Blitz ein. Der Materialschaden ist beträchtlich. Einige Stadtteile wurden überschwemmt.

#### Peru.

— Ein aus Engländern und Argentinern zusammengesetztes Syndikat hat 300 Quadratmeilen Land angekauft. Auf dem Terrain sollen verschiedene Kolonien angelegt und Viehzucht im größten Maßstabe betrieben werden. Die Zuchttiere werden aus den besten europäischen Rassen ausgewählt, um Kreuzungen mit den einheimischen zu erzielen.

#### Chile.

— In Valparaiso gingen schwere Unwetter nieder. Der Materialschaden soll groß sein. Verschiedene Stadtteile standen unter Wasser.

#### Argentinien.

— „La Prensa“, die bekanntlich keine Gelegenheit unbenutzt läßt, um Brasilien etwas am Zeuge zu flicken, läßt sich aus Assuncion in Paraguay melden, daß ein brasilianischer Marine-

offizier, der dem in einem Konflikt mit der Polizei umgekommenen Matrosen Adão Felix vom Monitor „Pernambuco“ die Leichenredo hielt, u. a. gesagt habe: „Wir legen einen Helden in einem von Wilden bewohnten Lande zu Grabe, fern von der Sonne Brasiliens, die jedoch eines nicht fernen Tages seinen Grabhügel beleuchten wird!“

— Vierhundert in Paraguay ansässige Argentinier beabsichtigen, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, da die Lage daselbst immer kritischer wird. Das Heer soll sehr unzufrieden sein, im ganzen Lande soll ein allgemeines Unbehagen herrschen. (Jedenfalls ist die wirtschaftliche Lage auch mehr als erbärmlich, so daß Ausländer, die keine zwingenden Gründe haben, im Lande zu bleiben, lieber nach ihrer Heimat zurückkehren.)

— Gestern ist über Buenos Aires und Umgegend ein furchtbares Unwetter niedergegangen. Der Wagen- und Straßenbahnverkehr war viele Stunden lang unterbrochen. Die elektrische Kraft für die Fabriken etc. versagte ebenfalls vollständig. Die tiefer gelegenen Stadtteile wurden vollständig überschwemmt. Vier Häuser stürzten ein, wobei drei Personen das Leben verloren und viele verwundet wurden. Die Telegraphenleitungen nach dem Innern sind sämtlich unterbrochen. Der angerichtete Sachschaden ist sehr bedeutend.

— Der Gouverneur von Misiones rät der Regierung, die Kolonisation dieses Teiles der Republik mit allen Mitteln zu fördern.

— Die Studenten des Nationalgymnasiums wollten heute den Ausstand erklären, doch nahm die Polizei den Rädelsführer der Bewegung fest.

— Die Direktion der Anglo-Argentinischen Straßenbahn gestattete, daß Frauen auf der Plattform zugelassen werden.

— Aus Rosario wird gemeldet, daß in einer dortigen Fabrik von Feuerwerkskörpern eine heftige Explosion stattfand, wobei eine Person umkam und mehrere andere verwundet wurden. Der Materialschaden ist beträchtlich.

## Feuilleton.

### Bozena.

Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

Der Graf blieb neben Regula stehen und sah sie erwartungsvoll an. Sie schwieg und — schwieg.

Er sprach endlich mit Ungeduld: „Was sagen Sie zu meiner Aussicht?“

Regula liebte es nicht, interpelliert zu werden. Mit steifer Haltung und einem bösen Lächeln antwortete sie: „Wenn ich gleich Ihnen, Herr Graf, mit Polykrates sprechen dürfte: ‚Dies alles ist mir untertänig‘, würde ich ohne Zweifel finden, daß Ihre Aussicht schön sei.“

Röschen hatte sich stumm neben die Gräfin gesetzt und versank ganz und gar in Verwunderung. — So große Weizenfelder, das ist ja eine Pracht! Und wie der Wind spielend darüber gleitet und sanfte Wellen sich bilden, die jetzt wie Silber schimmern und jetzt wie Gold. Der Schatten einer Wolke kommt geflogen und spiegelt sich in diesem Meere von Aehren. Neben den gelben Feldern stehen grüne, dazwischen farbenprächtige Mohnblumenbeete, sie würden einen Garten schmücken! An der Ecke der Parkmauer, wo der Weg in das Dorf führt, erheben sich die uralten Linden, ihre Zweige sind so dicht verschlungen, daß sie zusammen nur eine Krone bilden — eine Riesenkuppel über den heiligen Johannes aus Stein, der sein graues Haupt zu dem Kreuz in seinem Arm demutvoll niederbeugt.

Die vom Acker heimkehrenden Weiber, mit schweren Grasbündeln auf den Rücken, steigen, so müde sie sind, doch die Stufen des Standbildes hinan und küssen den halbverlöschten Namen Jesu auf seinem Sockel. Desgleichen tun die alten Bauern, und ihre aufgeklärteren Söhne entblößen zum mindesten das Haupt vor dem Schutzpatron des Dorfes. — Die Sonne neigt sich zum Untergange,

mer einsamer wird es auf den Wegen, nur einzelne Nachzügler  
men noch langsam einhergeschritten. An ihnen vorbei gelop-  
rt eine Schar kleiner Jungen mit nackten Beinen; sie reiten  
Pferde von der Hutweide nach Hause unter Hurra und lautem  
schrei . . .

Röschen möchte mit ihnen jauchzen, so seelenvergnügt fühlt  
sich. Sie sieht die Augen der Gräfin mit dem Ausdruck so  
igen, so mütterlichen Wohlgefallens auf sich gerichtet. Ach,  
ante sie etwas tun für die arme alte Frau! . . . Aber sie kann  
chts tun, als sich zu ihr neigen und sagen: „Wie schön ist  
bei Ihnen!“

Die Gräfin streichelt ihr sanft die Wange, — der alte Herr  
ekt schalkhaft zu ihr hinüber und droht mit dem Finger:  
— O diese Augen! Werden die noch Unheil genug in der Welt  
richten? . . . Sehen Sie mich nicht an, Fräulein von Fehse —  
nen Sie mich nicht an!“

Am nächsten Morgen, in aller Gottesfrühe, war Röschen schon  
Garten, und zu Mittag lag schon — niemand wußte, durch  
che Zauberkünste — das Kindervolk im ganzen Umkreise des  
schlosses in ihren Fesseln. Die zwei „Jüngsten“ des Maiers und  
s „Allerjüngste“ des Schmiedes und die „Sämtlichen“ des Gärt-  
erhilfen liefen hinter ihr her wie Hündlein. Eine kleine, kugel-  
nde Anischka mit kurzem Näschen und roten Bausbacken pflanzte  
ch vor dem Schlosse auf, als Röschen darin verschwunden war,  
nd ließ sich so wenig wie eine treue Schildwache von ihren  
osten vertreiben. Sobald der Gegenstand ihrer Leidenschaft wie-  
er erschien, machte sie eine dicke Lippe, ergriff eine Falte von  
öschens Kleid und watschelte so resolut neben ihr her, als  
eße es nun: „Durch Not und Tod!“

Während Röschen die Jugend bezwang, eroberte Bozena das  
lter. Gleich bei der ersten Begegnung mit ihm hatte sie des  
ten Grafen Gunst errungen. Er erklärte sie sofort für eine der  
escheitesten Personen, die ihm jemals vorgekommen seien. Sie  
ußte sich nachmittags auf der Terrasse einfinden und die Aus-  
cht bewundern. Zufällig (dieser Fall traf immer ein, sobald der  
reis zehn Worte mit einem fremden Menschen gewechselt hatte)  
am das Gespräch auf die Ergebnisse des Jahres achtundvierzig.  
ozena erzählte, durch seine Fragen gedrängt, von ihrem Aufent-  
halte in Ungarn, von ihrer Wanderung durch das kaum nieder-  
eworfene Land. Der Graf — honneur aux dames! — forderte sie  
uf, sich zu setzen, und als Bozena diese Zumutung, als könne sie  
ur im Scherze gemeint sein, lächelnd ablehnte, nahm der alte  
err seinen Hut ab und legte ihn neben sich auf die Bank.

Beim Abendessen sprach er mit Regula mehrmals von ihrer  
agd: „Eine Libussa, Ihre — wie heißt sie? . . . eine Fürstin Li-  
bussa! . . . Eine solche Dienerin macht der Herrin Ehre. Auf  
ur Wohl, mein Fräulein!“

Er leerte ein Glas sauren Landweins mit einem solchen Beha-  
agen, als verwandle er sich auf seiner Zunge in den edelsten  
phannisberger.

Regula hatte den Nachmittag ihrer Korrespondenz gewidmet.  
te schrieb einen langen Brief an Wenzel und einen nicht viel  
ürzeren an Mansuet. Dem letzteren trug sie Grüsse auf an alle  
re Bekannten und Verehrer. In der langen Liste der angeführten  
amen fehlte nur der des Professors Bauer. Von diesem Getreuen  
wartete sie schon mit der morgigen Post einen Brief, den zu  
antworten sie sich vornahm.

Ihr letzter Gedanke, als sie ihr Haupt auf das Kissen ihres  
irftigen Lagers legte, war an ihn: „Was wird er sagen, wenn  
von meiner Verlobung hört? . . . Der Arme — vielleicht er-  
hießt er sich.“

Es war Sitte auf Schloß Rondsparg, um neun Uhr zur Ruhe  
u gehen. Drei Stunden vor Mitternacht mußte der Graf geschla-  
en haben, sonst hatte er, seiner Meinung nach, nicht geschlafen.  
an zehn Uhr durfte eigentlich kein Licht mehr im Hause brennen.  
o war denn auch heute alles still und dunkel, als Ronald lang-  
m in den Schloßhof ritt. Nur an einem Fenster schimmerte  
och ein matter Lichtschein wie der von einer verdeckten Lampe.

Zu diesem blickte Ronald eine Weile sinnend und zögernd empor,  
dann faßte er einen raschen Entschluß, übergab seinen Klepper —  
einen Sohn der Myska — dem herbeieilenden Florian, und trat  
einige Minuten später, nach leisem Pochen, in das Schlafzimmer  
seiner Mutter.

Die alte Frau saß noch angekleidet vor dem Arbeitstischchen  
im Fenster. Vor ihr, auf dem Nähkissen lag ein zerlesenes Buch:  
Albachs „Heilige Anklänge“. — Bei dem Anblick ihres Sohnes  
fuhr sie erschrocken zusammen; er bemerkte es wohl und sprach  
beklommen: „Sie sind noch auf, gute Mutter?“ . . .

„Ich werde sogleich Nacht machen — wollte nur noch —“  
wie entschuldigend wies sie auf das Buch, „ein wenig beten.“  
„Der Vater schläft?“

„Seit einer Stunde.“ Sie wagte nicht, ihn anzusehen; ein Ge-  
fühl peinlicher Furcht hatte sie ergriffen, das echt weibliche Ge-  
fühl der Furcht vor der Entscheidung. „O ging er wieder! . . .  
O spräch er nicht!“ dachte sie und sagte: „Es ist spät.“

Ronald blieb trotz dieses Winkes. Er holte einen Stuhl aus  
der Ecke des Zimmers und setzte sich seiner Mutter gegenüber.  
„Wir haben Gäste?“ fragte er.

„Ja. Und — die kleine Waise,“ fügte sie mit Lebhaftigkeit  
hinzu: „welch ein holdes Geschöpf! . . . Ein Herzenslabal, dieses  
Kind . . .“

„So?“ entgegnete Ronald zerstreut und suchte vergebens nach  
Worten. Auch er hatte die Augen gesenkt, und sah die Hände seiner  
Mutter in ihrem Schoß beben; und diese welken, hilflosen Hände  
raubten ihm den Mut, brachten ihn um seine Entschlossenheit.

Mutter und Sohn wandelten seit Jahren fast stumm nebenein-  
ander. Was am schwersten auf ihnen lastete, darüber durften sie  
nicht sprechen, denn es hätte zur Klage geführt über den Gatten,  
den Vater, und Sorglosigkeit zu heucheln vermochten sie nicht.

Bei ihrem Manne und bei ihrer Tochter, die in ihrer Nähe lebte,  
hatte die Gräfin es endlich aufgegeben, Verständnis zu suchen;  
allzu verschieden von ihr waren sie geartet. Durch mehr als  
vierzig Jahre konnte sie es täglich erfahren: Sie lieben mich,  
aber sie kennen mich nicht. Von der zweiten, ihrer Lieblings-  
tochter, war sie durch die Verhältnisse getrennt. Jahre verflossen,  
ohne daß sie ihres Anblicks froh wurde, Monate, ohne daß Nach-  
richten von ihr eintrafen. Alle an seine Frau gerichteten Briefe  
gingen durch des Grafen Hände, er bemerkte es mißbilligend,  
wenn die Korrespondenz zwischen Mutter und Tochter zuzeiten  
etwas lebhafter wurde.

„Eine glückliche Frau hat nichts zu schreiben,“ meinte er, „und  
glücklich zu sein ist die Pflicht einer jeden, die einen braven  
Mann hat.“

Es war endlich dahin gekommen, daß die Gräfin nur mit Ban-  
gen dem Erscheinen der Briefe entgegensah, nach denen sie doch  
zugleich so sehnsüchtig verlangte.

Ronald saß mit gekreuzten Armen da, starrte vor sich hin  
und dachte: „Könnt' ich ihr's ersparen?“

Zu drückend wurde dieses Schweigen; die alte Frau unter-  
brach es mit der Frage: „Du gehst doch morgen auf die Jagd?“

Er nickte gequält: Gewiß — gewiß.“

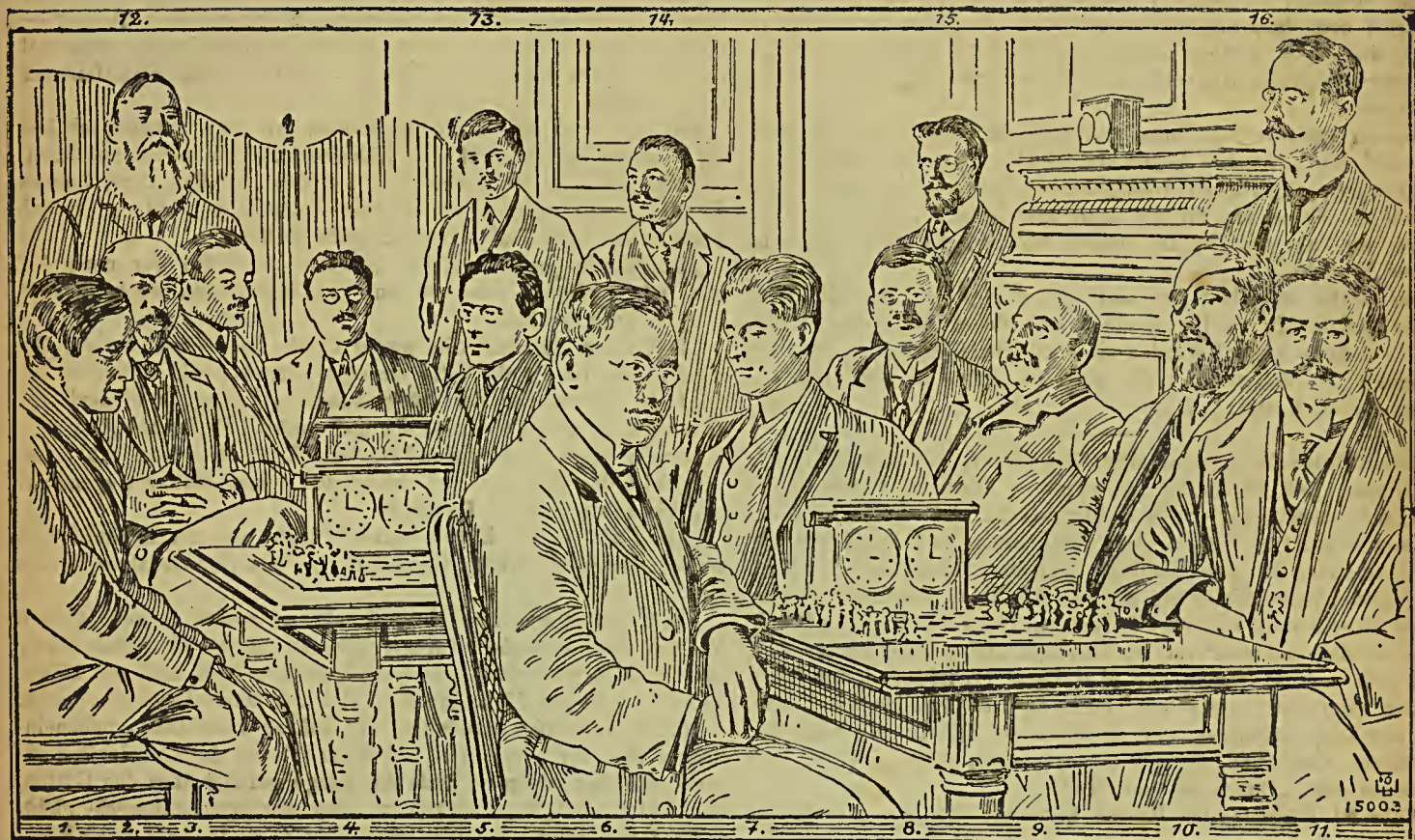
Seine Stimme klang so seltsam; die Gräfin blickte besorgt zu  
ihm empor und sah in sein bekümmertes Gesicht. Jeder seiner  
Gesichtszüge verriet den schweren Kampf in seinem Innern —  
ein bitterer Vorwurf gegen sich selbst, gegen ihr feiges Zagen  
vor dem eingestandenem Leid regte sich in ihr. „Du armes Kind,“  
dachte sie, und das Mitleid mit dem Sohne gab der Schwachen  
Kraft, mit einemmal das Schwerste und mit wenigen Worten  
alles zu sagen: „Ronald — Lieber — sprich getrost. Wann müssen  
wir wegziehen von hier?“

Aufatmend ergriff er mit beiden Händen die Hand, die sie ihm  
reichte und rief: „Niemals gute Mutter! Sie werden Rondsparg  
nie verlassen!“

„Wie kann das sein, da wir's doch nicht behaupten können?“

„Der Kauf wird unter der Bedingung geschlossen, daß Sie  
hier fortleben, genau wie bisher.“

Die Gräfin schüttelte bedenklich den Kopf: „Wenn diese Bedin-



Die Teilnehmer am Schachmeister-Turnier in San Sebastian.

Obere Reihe (stehend): 12. Burn, 13. Maroczy, 14. Leonhardt, 15. Vidmar, 16. Mieses.

Untere Reihe (sitzend): 1. Marshall, 2. Bernstein, 3. Duras, 4. Rubinstein, 5. Janowski, 6. Spielmann, 7. Capablanca, 8. Nieuwenhuis, 10. Teichmann, 11. Tarrasch.

gung angenommen wurde, dann hast du sie sehr teuer bezahlt . . .“ Er wollte verneinen, „leugne nicht,“ sprach sie, „es kann nicht anders sein . . .“

„O Mutter,“ fiel er ihr mit erzwungener Heiterkeit in's Wort, „Fräulein Heißenstein verzichtet gern auf das Glück, in unserm alten Neste zu wohnen.“

„Es wird mehr von ihr verlangt als das. Sie darf die Rechte, die sie erwirbt, nicht geltend machen, wenn wir hier — wie du sagst — fortleben sollen wie bisher.“

„Auch dazu ist sie bereit.“

„Weil ihr Vorteil es ihr rät. Nicht wahr? . . . Nicht wahr?“ wiederholte sie angstvoll. „Du hast dein Eigentum verschleudert, damit zwei alte Leute ihre letzten Jahre in altgewohnter Weise hindämmern können!“

„Verschleudert? Was du nur denkst? Darüber mache dir keine Sorgen.“

Sie seufzte schmerzlich: „Unser Alter zehrt deine Jugend auf . . . Ständ' es bei mir, das sollte nicht geschehen. Dürft' ich sprechen, ich würde dich anflehen, Kind: Vergeude nicht länger dein Leben! — Geh, tausendmal gesegnet — gründe dir eine Zukunft, und laß zusammenstürzen, was morsch und reif zum Untergang ist — der Wechsel alles Irdischen verlangt sein Recht.“

Er wollte sich der Rührung erwehren, die ihn ergriff, und entgegnete: „Wie beredt ist meine Mutter heute geworden! Und wozu? — Um zu sagen, was sie nicht sagen darf.“

Ein leuchtendes Lächeln verklärte ihre Züge: „Beredt — ja. Bin ich nicht wie eine alte Harfe mit zerrissenen Saiten, die auf einmal zu klingen beginnt? Es ist ein Wunder — ein gar verhängliches. Weil mir aber die Zunge gelöst ist, so höre, Sohn, deine stumme Mutter sieht und zählt jeden Schweißtropfen auf deiner lieben Stirn, jeden unterdrückten Widerspruch, jedes still und freudig gebrachte Opfer . . .“

Plötzlich beugte sie sich nieder und preßte ihre Lippen auf seine Hand.

Im selben Augenblick lag er auf den Knien und schloß mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit die gebrochene Gestalt in seine Arme . . .

„Und Sie, Mutter?“ flüsterte er, „leiden Sie nicht auch?“

„Schweig, mein Kind!“ mahnte sie und zog sein Haupt an ihre Brust. Und an diesem schweren Tage war ihnen beiden leichter ums Herz, als seit langer Zeit.

#### XVII.

Ronald kam von der Jagd zurück. An seiner Waidtasche hingen zwei Hasen und ein Dutzend Rebhühner und Wachteln. Er ging die Hügellehne, die zum Schlosse führte, langsam hinauf, denn die Sonne stand im Scheitel, und die Hitze war groß. Sein Hund zottelte hinter ihm her mit weit aus dem Maule hängender Zunge. Nun waren sie am Pfortchen in der Parkmauer angelangt, das auf die Felder führte. Während Ronald den Schlüssel aus der Tasche zog und sich bemühte, das vom letzten Regen her noch stark verrostete Schloß zu öffnen, hatte sich der Hund hingelegt, keuchend, mit fliegenden Flanken, den Kopf auf den ausgestreckten Vorderpfoten, und verwandte kein Auge von seinem Herrn, der nun, im Begriffe, die Tür aufzustoßen, lächelnd zu ihm niederblickte, als wolt' er sagen: Ist dir's recht, daß wir heimgekommen sind? Und Herr und Hund sahen einander an mit inniger Freundschaft und mit einem Ausdruck so voll von Rührung, daß es sich beinahe komisch ausnahm in den Angesichten zweier solcher Recken. Dann gingen sie durch verwachsene Laubgänge über Wege, von Disteln und Hasenkraut überwuchert, dem Hause zu.

Ronald hatte die Terrasse erreicht und schritt dem Saal zu, der zwischen ihr und der Halle lag. Auf der Schwelle, die Klinke der halbgeöffneten Tür in der Hand, blieb er plötzlich stehen und winkte seinem Hunde, der sogleich, wie zu Stein geworden.

ich nicht mehr regte, nicht einmal mehr keuchte, sondern seinen Herrn mit derselben atemlosen Aufmerksamkeit anblickte, mit welcher dieser das Bild betrachtete, das sich ihm darbot.

Mitten im Saale auf einem Schemel saß Röschen und erzählte in einem Auditorium von sechs kleinen Personen eine, wie es schien, bewegliche Geschichte. Ihre Stimme hob sich hell und laut bis zu einem Ausrufe, dem eine Pause höchster Spannung folgte, dann sank sie zu geheimnisvollem Flüstern herab. Was sie erzählte, verstand Ronald kaum, er lauschte auch nicht ihren Worten, ganz ergriffen von ihrem Klang, in dem eine Fülle von Empfindungen nach Ausdruck zu ringen schien. Röschen saß von ihm abgewandt, er konnte ihr Gesicht nur zum Teil sehen, nur den Umriss ihrer zarten Wangen, nur die dunkelblonden Zöpfe des reichen Haares, die über ihre Schultern fielen, und die Löckchen in ihrem schlanken Nacken.

Das Publikum der Erzählerin hingegen war eitel Neugier. Die eine der Zuhörerinnen hatte den Zeigefinger in den Mund gesteckt, so tief es ging, riß die Augen und blies die Backen auf, und hörte zu aus allen ihren Kräften. Eine andere preßte das Kinn an die Brust, glühte über und über, hielt beide Fäuste fest geballt, und die trotzige Ungeduld ihrer Mienen sprach: „Weiter! Weiter! — Was kommt jetzt?“

Anischka, im höchsten Staate, mit buntem, turbanähnlich um den Kopf gewundenen Tuche und breiter Halskrause, saß steif und feierlich neben ihrem Abgott. Ihr dreijähriges Schwesterchen und noch ein zweites leichtsinniges Wesen in gleichem Alter hockten auf dem Boden und teilten ihre Aufmerksamkeit zwischen der Rednerin und einem goldgrün schimmernden Rokenkäfer, den sie in einem Schächtelchen mitgebracht hatten und nun auf der Diele herumspazieren ließen.

Ronald blieb eine Weile in der Betrachtung dieser Gruppe versunken, bald jedoch, als würde er beschämt inne, daß er hier die unwürdige Rolle eines Lauschers spiele, zog er vorichtig einen seiner schwerbestiefelten Füße nach dem andern zurück und trat von der Tür weg, die er unhörbar wieder schloß. Dann wendete er sich rasch ab und — stand Aug' in Auge mit Bozena.

Sie war hinter ihm durch den Gang gekommen, ohne daß er sie gemerkt hatte.

Die beiden maßen einander mit den Blicken. Fast drohend schien der ihre zu fragen: „Was hast du hier zu lauschen?“

Mit harmlosem Erstaunen schien der seine zu sagen: „Warum mißgönnst du mir den holden Anblick?“

Ronald legte grüßend die Hand an seinen Hut. „Sie sind Bozena,“ sprach er, „wir haben uns vor zehn Jahren am Grabe des Herrn gesehen.“

Bozena bejahte.

„Und die Märchenerzählerin dort ist das kleine Mädchen, das Sie damals vom Friedhof hinweg in Ihren Armen trugen. Nicht wahr?“

„Ja, Herr Graf.“

„Wie ist sie hold und lieblich geworden!“ sprach er mehr zu sich selbst als zu ihr.

Das Gesicht der Magd wurde immer finsterer. Sie warf den Kopf in den Nacken, sah Ronald wieder an wie früher, mit dem mißtrauisch forschenden Blick, und schritt an ihm vorbei in den Saal.

Ronald gab seine Jagdbeute in der Küche ab und wanderte nach seinen Zimmern. Auf dem Schreibtische, neben den hochaufgestapelten Wirtschaftsbüchern und Rechnungen, fand er neugelangte Briefe, alle dringenden, gleichen Inhalts. „Ihr sollt bald erledigt werden,“ dachte er und ergriff die Feder, um den Auszug aus der Gutsbeschreibung zu beenden, die er für Regula entworfen hatte. Die Arbeit wollte nicht vom Fleck gehen; lächerlich zu sagen, denn — wer könnte diese optische Täuschung klären? — über die Katastralmappe, auf die er von Zeit zu Zeit einen Blick werfen mußte, sah er ganz deutlich kleine braune Locken fliegen, wie man sie doch nur, natürlich gekräuselt und seidenweich im Nacken eines Mädchens schimmern sieht . . .

Und auf dem länglichen Viereck, das cyrillische Buchstaben als „Wiese“ bezeichneten, lagen Rosen — Rosen die Fülle . . . Eine Knospe darunter, die aufgeblühten alle an Schönheit überstrahlend, wunderbar in sich geschlossen, den grünen Kelch in zartes Moos gehüllt. Sie schien sich leise zu regen, ihr duftendes Blättergefüge sich zu lösen, sich atmend zu entfalten unter seinem Blicke. . . Wie kindisch doch und störend, solch ein müßiges Spiel der Phantasie! — Am störendsten aber und wirklich unerträglich ist ein Vorwurf, den er sich machen muß. Seine Mutter hat gestern zu sprechen begonnen von einem jungen Geschöpf, einem Kind, dessen Anwesenheit für sie ein wahres Herzenslabal sei, und er, nur mit dem beschäftigt, was er selbst zu sagen hatte, schenkte ihr kein Gehör. Ein Unrecht, das er sogleich gut machen will.

Er hatte sich rasch umgekleidet und schreitet durch die Halle; heiß strömt die Luft ihm entgegen, die Hitze ist drückend, ein schweres Gewitter stieg am Horizonte auf; wie dichter bleigrauer Qualm türmen die Wolken sich übereinander, dazwischen schießen Blitze ihre glühenden Pfeile.

Ein Knecht rennt über den Hof und ruft Ronald zu: „Da kommt's! Das kommt!“

Ronald stieg die Treppe empor und begab sich nach dem Zimmer seiner Mutter. Er fand sie nicht allein, das Fräulein von Fehse leistete ihr Gesellschaft; sehr angenehme wie es schien, denn beide lachten herzlich. Die Wände haben Ohren, aber keine Zeugen, sonst hätten sie allein ihre Bewunderung ausgesprochen über den ihnen völlig fremd gewordenen Schall, der heute so munter an sie anprallte.

Die Gräfin stellte Ronald ihrer kleinen Freundin vor. Diese wurde etwas verlegen, als sie hörte, daß er sie heute schon gesehen, und beinahe in Versuchung geraten sei, sie zu belauschen, und sagte: „Das wäre nicht recht gewesen.“ Er wisse es wohl, meinte Ronald, deshalb sei es auch nicht geschehen. Sie sprachen angelegentlich zusammen, von Weinberg, von dem alten Hause, in dem Röschen aufgewachsen, von Bozena und Mansuet. So unbefangen auch ihr Auge dem seinen begegnete, es lag etwas in ihrem ganzen Wesen, das sagte: „Wie weit bist du mir jungem Kinde überlegen und lässest mich's doch nicht empfinden! — Ihn aber machte der Anblick dieses anmutigen Röschens gar nachdenklich. Für wen bist du erblüht in Dunkel und Stille? Welche Hand ist bestimmt, dich einst zu pflücken? O wär' sie stark, dich zu behüten im rauhen Leben! . . . O wär' sie zart, den Schimmer nicht abzustreifen, der wie ein Himmelsabglanz dein Wesen verklärt, ja, stark und zart, und bewahre dir die Unschuld deiner Seele!“

Das Gewitter war immer näher gekommen und stand nun senkrecht über dem Schlosse; keine Pause mehr zwischen dem Aufleuchten des Blitzes und dem Rollen des Donners. Die Gräfin und Röschen waren an das Fenster getreten und blickten hinaus, als plötzlich ein harter, rasselnder Schlag niederfuhr, der das Haus bis in seine Grundmauern erschütterte. Der Graf stürzte mit den Worten herein: „Das hat eingeschlagen!“ Ronald eilte aus dem Zimmer, und sein Vater rief ihm nach: „Im Gartenflügel war's!“ . . . „Nein — nein!“ hörte man ihn schon aus der Ferne antworten. — „Doch!“ schrie der Graf, „im Gartenflügel!“ Und so rasch er konnte, gefolgt von seiner Frau und von Röschen, lief er in den Saal hinüber. An der Altantüre angelangt, schlug der Greis die Hände laut zusammen und jammerte: „Meine Linden brennen! . . . Der Sturm erhebt sich — kein Tropfen fällt vom Himmel, wir haben so lange Dürre gehabt . . . Meine Linden sind verloren!“

In der Tat, der große Ast des mittleren der Bäume, der weststrebend aus der gemeinsamen Krone einen buschigen Bogen über die Straße bildete, stand in Flammen. Knechte und Landleute hatten sich um die Linden versammelt, blickten hinauf, schüttelten die Köpfe und teilten einander mit: „Dort oben brennt's.“ Jetzt aber drängte sich ein Mann durch die Gruppe der müßigen Zuschauer, erstieg den Sockel der Johannesstatue und schwang sich von da aus in die Zweige, in denen er ver-



Noch ein Bild aus dem Pestgebiet in der Maudschurei.  
Sanitätsmannschaften in ihren mit Jodoform getränkten Schutzmasken und Mänteln beim Verbrennen von Geräten und Kleidern aus pestverfäulten Häusern.

schwand. Bald sah man ihn, in der halben Höhe des vom Sturme gerüttelten Baumes, auf einem Ast stehen und gegen den brennenden wuchtige Beilhiebe führen, um ihn vom Stamme zu trennen.

„Wer ist der Narr?“ fragte der Graf, mit schlecht verhehlter Besorgnis.

„Es ist Ronald,“ antwortete die Gräfin, kaum des Wortes mächtig. Eine kleine Hand streckte sich nach der ihren aus, Stütze bietend und — suchend, und die alte Frau blieb, an Röschen gelehnt, in stummer, von dem Kinde treulich geteilter Angst, im Fenster stehen.

Die Leute unten hatten inzwischen Feuerhaken herbeigeholt, und zerrten aus allen Kräften an den ihnen erreichbaren Zweigen des brennenden Astes. Das Feuer griff immer weiter um sich, beleckte schon das dürre Holz am Stamme, loderte schon zu Ronalds Füßen empor . . . Da strömte, wie aus plötzlich geöffneten Schleusen, ein Platzregen aus den Wolken nieder, und fast zugleich stürzte rauchend und prasselnd der gewaltige Ast unter weithin vernehmbarem Gekrache zur Erde. Die Heldenschar am Fuße der Linde machte sich über ihn her und löschte die aufzüngelnden Flammen, die noch um den Leichnam ihres Opfers kämpften. Erstaunliche Tätigkeit entfalteten dabei der Burggraf, Kutscher Florian, vor allen jedoch — Meister Peter.

Von dem Augenblicke an, da der Regen zu strömen begann, war der Graf ungeduldig geworden.

„Da haben wir's!“ rief er, „der Himmel löscht selbst, was er angezündet hat . . . Warum mir meine schönste Linde zu ruinieren?“ . . . Er wandte sich um — — und sah mitten im Saale, möglichst fern von Fenstern und Türen, eine schwarz verhüllte Gestalt auf einem Sessel sitzen. Während die Anwesenden das Schauspiel an der Parkmauer mit leidenschaftlichem Interesse verfolgten, mußte sie sich, von ihnen unbemerkt, eingefunden haben.

„Fräulein Heißenstein?“ fragte der Graf.

„Jawohl,“ antwortete eine Stimme unter der seidnen Mantille hervor, die ihre Eigentümerin sich um den Kopf gewickelt hatte: „Aber — sprechen Sie nicht! Der geringste Luftzug könnte einen Blitz herbeilocken.“

Der Graf versicherte, das Gewitter sei vorübergezogen, und bat sie, „sich zu developpieren.“

Die Gräfin und Röschen halfen ihr bei dieser Operation, denn

allein vermochte sie sich nicht zu helfen. Sie war noch zu gegriffen und stammelte nur mit bleichen Lippen: „Ich glaube mich in das größte Gemach des Hauses flüchten und mich Seide isolieren zu sollen . . . wegen der gefährlichen Elektrizität, Herr Graf, welche jetzt über unsrer Atmosphäre schwebt.“

„Bravo, bravo, mein Fräulein!“ sagte der Greis, „das ist nicht — deren Verwandtschaft mit Weisheit wir kennen.“

Jetzt kam der Burggraf, pustend und sich den Schweiß der Stirne wischend: „Keine Gefahr! . . . Wir haben alles rettet!“

„Ihr habt! Ihr habt! — Der liebe Gott hat! — Ihr habt nichts getan als Unsinn, mir meinen Baum verstümmelt . . . Gibt denn keine Feuerspritze? Hat keiner von den Dummköpfern eine Feuerspritze gedacht?“ rief der Graf zornig — in die Augenblicke war das nächstliegende Auskunftsmittel ihm schon eingefallen.

„Die Feuerspritze ist noch nicht zurück von dem Wald, wohin sie gestern geschickt wurde, weil ein paar leere Bauerscheunen brannten — ganz unnötigerweise — ich hab' es gesagt,“ versetzte der Burggraf.

Sein Herr fuhr ihn an: „Da haben Sie etwas Sauberes gesagt! . . . Aber lassen Sie das jetzt gut sein. Kümmern Sie sich auch ein wenig um mich — sorgen Sie dafür, daß endlich getragen werde. Meine ganze Hausordnung ist gestört . . . bleibt Peter?“

Trotz aller Eile, mit der man nun das Auftragen des tagmahles betrieb, wurde es vier Uhr, bevor die Herrschaften sich zu Tische setzen konnten. Der Gewitterregen war in dichten, anhaltenden Landregen übergegangen, man mußte Rest des Tages im Zimmer zubringen, was die üble Laune der Grafen nicht wenig erhöhte.

Er hatte Ronald mit den Worten empfangen: „Trop de bien, mein guter Ronald — trop de zèle,“ und sah ihn, schwellend ein Kind, entweder verdrießlich, oder gar nicht an. Der Nachmittag drohte langweilig zu werden; die Gesellschaft hatte in den großen Saal begeben. Regula dachte im stillen darüber ob Ronald sie wohl verstehe? Der Graf vertiefte sich in erstaunlichen Kombinationen eines Kapuzinerspiels, auch die Gräfin und Ronald schwiegen. Da sagte Röschen, die bisher still und nachdenklich gewesen war, plötzlich: „Es war schrecklich, das Gewitter!“

„Haben Sie Angst gehabt?“ fragte Ronald.

„O, sehr,“ erwiderte Röschen, „um Sie!“

Regula warf ihrer Nichte einen mißbilligenden Blick zu, der Graf jedoch hob den Kopf empor und ein schalkhaftes Lächeln erhellte sein altes Gesicht. Seine Liebe zu seinen Kindern kam ihm augenblicklich zum Bewußtsein, sobald andere ihnen Teilnahme zeigten. Mit unnachmachlicher Liebenswürdigkeit sagte er zu Röschen: „Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen im Namen dieses Landjunkers ergebenst danke!“

Seine Verstimmung war wie durch Zauber verschwunden, er machte Fräulein Heißenstein förmlich den Hof, was sie entzückte, und bat sie endlich, eine Partie „Bèzique“ mit ihm zu spielen: „Um die Ehre, natürlich.“ Ronald könne indessen der Gräfin und Röschen etwas vorlesen. „Etwas Heiteres, etwas von Kotzebue. Nur mit deinen Klassikern verschone die Damen.“

Der Graf und Regula gingen an den Spieltisch, der in einer Ecke des Saales stand, und Ronald erkundigte sich nach Fräulein Röschens Geschmack in der Literatur. Die Schülerin Mansuet Weberleins legte arglos ihre Kenntnisse an den Tag, und welch eine drollige Raritätensammlung kam da zum Vorschein! Ronald konnte sich nicht genug wundern. Dieses reichbegabte, begeisterungsfähige Geschöpf hatte in die lichte Zauberwelt der Poesie niemals einen Blick getan; fremd geblieben war ihr alles Schöne, was je gesungen und gesagt worden.

Nach kurzem Besinnen holte Ronald ein stattliches Buch herbei; vielgelesen gab es Zeugnis von der Freundschaft, in welchem sein Besitzer zu ihm stand. Es enthielt einfache und hehre Gesänge aus uralter Zeit. Teils las, teils erzählte Ronald „dem freudig blickenden Mägdlein“ von den Kämpfen herrlicher Helden um ein zauberisches Weib, um eine Stadt, die mit dem Urbilde der Schönheit das Verderben in ihre Mauern aufgenommen; vom unversöhnlichen Haß der Menschen und der Götter — aber auch von Vaterlandsliebe, häuslicher Tugend, von Kindes- und Gattentreue. Er las, wie der tapferste all der Königssöhne, die hinauszogen, um ihren bedrängten Herd zu verteidigen, Abschied nahm von seiner Gattin und seinem lieben Kinde, wie er es geküßt und sanft in den Armen gewiegt . . . Ein tiefes Atmen, ein leises Schluchzen unterbrach Ronald. Röschen, die ihn eben noch mit leuchtenden Augen angesehen hatte, saß nun da mit gesenkten Lidern, bebenden Lippen und rang mit ihren Tränen.

Die Gräfin legte den Arm um sie, Ronald sprang bestürzt empor . . .

„Double Bèzique!“ rief der Graf triumphierend und lachte aus vollem Herzen: „Sie hätten das verhindern können, mein Fräulein!“

Aber das Fräulein war zerstreut gewesen. Sie hatte, statt ihre Aufmerksamkeit auf das Spiel zu konzentrieren, Ronalds verwünschtem „Tic-tac-tac“ zugehört, wie der Graf, den Silbenfall des Hexameters nachahmend, sagte.

„O Herr Graf!“ sagte Regula, ihre Karten auf den Tisch legend, „verunglimpfen Sie nicht den traulichen Sänger von Chios!“

Sie wünschte, daß Ronald weiter lese, aber dieser entschuldigte sich und sah dabei so verlegen, ja fast verstört aus, daß Fräulein Heißenstein die Behauptung des Grafen, eine gelehrte Dame, wie sie, imponiere seinem Sohne viel zu sehr, allen Ernstes Glauben schenkte.

Röschen blieb den Rest des Abends schweigsam; sie hatte einen mächtigen Eindruck empfangen; einen Blick in eine neue Welt getan; Gestalten, von unsterblichem Leben erfüllt, groß in Tugend und Schuld, an sich vorüberwandeln gesehen. Und aus dem Bilde voll Erhabenheit und Glanz war, umstrahlt von der Majestät des Schmerzes, ein liebes, schönes Menschenpaar hervorgetreten, und sie hatte an eine Erinnerung aus frühen Kindertagen gemahnt, die in ihr noch dämmerte.

„Es hat Sie allzusehr ergriffen,“ sagte Ronald zu Röschen, „den Abschied des Kriegers von Frau und Kind wollen wir nicht mehr lesen.“

„Im Gegenteil! noch oft, sehr oft!“ erwiderte sie.

Ronalds Gedanken beschäftigten sich noch lange mit ihr, und

kamen auch immer wieder auf eine vorläufig noch fiktive Persönlichkeit, auf den Mann zurück, der sie einst heimführen sollte. Wird er seines Glückes wert sein? — Wird er es zu ermaßen verstehen? . . . Der Beneidenswerte! — nicht das Leben nur darf sie kennen lernen, auch dessen verklärtes Bild, die Poesie. Weiß unter Hunderten Einer, was das bedeutet? Was es bei ihr bedeuten würde?

Im Laufe des nächsten Vormittags suchte Ronald das Fräulein Heißenstein im Garten auf, wo sie sich nach Bozenas Angabe befand, um ihr die inzwischen beendete Gutsbeschreibung zu übergeben und um mit ihr die Angelegenheit Rondspergs zu besprechen. Regula versuchte mehrmals, der Unterhaltung einigen Schwung zu verleihen, aber es wollte nicht gelingen. Einmal wurde Ronald sogar fürchterlich zerstreut und antwortete auf die Bemerkung, es gebe nichts Träumerischeres, als einen sonnigen Sommertag, besonders nach einem Regentag: „Achthundert Joch, mein Fräulein!“ Ein paar Minuten früher waren sie Röschen und Anischka begegnet, die große Sträuße von Wiesenblumen trugen. Röschen hatte den ihren emporgehalten und Ronald im Vorübereilen zugerufen: „Für Ihre Mutter!“

Er wanderte weiter an Regulas Seite, und in einiger Entfernung von ihnen ging sein Vater mit der Burggräfin im Garten spazieren; er hatte Ronald und das Fräulein wohl bemerkt, schien ihnen aber sorgfältig auszuweichen. Eine böse Vorbedeutung! Ronald wußte, wenn der alte Herr es vormittags vermeidet, mit ihm zu sprechen, so geschieht es, weil er etwas gegen ihn auf dem Herzen hat. Vor Tische darf aber keine unangenehme Erörterung stattfinden, das wäre gegen alle Regeln der Hygiene. Aerger darf man sich ohne Schaden erst nachmittags.

Bis dahin versparte sich denn auch heute der Greis das Aussprechen seines Verdrusses; der tückische Anstifter desselben, sein Günstling, wurde ausnahmsweise zum schwarzen Kaffee auf die Terasse geladen. Und kaum hatte sich die Gesellschaft um den runden Tisch versammelt, als der Graf auch schon seinem ihm gegenüberstehenden Sohne zurief: „Unter anderm! Mir ist gemeldet worden, daß die Bauern Tag und Nacht an der Grenze jagen. Weißt du davon?“

„Nein, Vater,“ erwiderte Ronald und sah dabei den Burggrafen strafend an, was der mit dreister Gelassenheit ertrug.

„Mein guter Sohn kümmert sich um derlei Lappalien nicht,“ spöttelte der Graf. „Was liegt ihm daran? . . . Warum sollte der Bauer nicht jagen? — Es freut auch ihn, und seine Freude wiegt die des Edelmanns auf. Vor Gott sind wir alle gleich. Deshalb nehmen wohl die Hannaken, wie ich ebenfalls höre, die Pfeife nicht mehr aus dem Munde, wenn sie mit dir sprechen.“

Den Anfang dieser Rede hatte der alte Herr an die ganze Gesellschaft, ihren letzten Satz an seinen Sohn allein gerichtet; es war ein direkter Angriff, den Ronald mit lächelnder Ruhe hinnahm und mit dem offenen Geständnis beantwortete: „Es kommt freilich vor!“

Der Graf schüttelte sich wie durchfröstelt von Widerwillen. „Zu meiner Zeit,“ fuhr er fort, „steckte der Bauer, wenn er mich von weitem sah, auf die Gefahr hin, in Flammen aufzugehen, die brennende Pfeife in seine Tasche. Dir — klopfst er sie einmal auf der Nase aus.“

Das sollte im Scherze gesprochen sein, kam aber um so bitterer heraus, je mehr der Graf sich bemühte, die in ihm gärende Entzündung hinter dem Spotte zu verbergen.

Die Gräfin erbebt leise, Regula verzog den Mund und dachte: „Wie kann man sich das bieten lassen?“ Der Burggraf kicherte untertänig und Röschen erschrak und erleichte . . . Was wird geschehen? — Wird Ronald zornig auffahren gegen seinen Vater? . . . Angstvoll schoß ihr Blick zu ihm hinüber und traf ein ernstes, aber unbewegtes Angesicht, auf dem ihr Auge hängen blieb so voll Mitgefühl, so voll Bewunderung, daß der Mann unter diesem begeisterten Kinderblicke errötete und den seinen senkte.

Es war eine schwüle Sekunde, und allen gereichte es zur Er-

quickung, einen Wagen in den Hof rollen und Peter melden zu hören: „Frau Baronin kommen.“

„Meine Thilde!“ rief der Graf lebhaft und erhob sich, um die Tochter zu begrüßen, deren sonore Stimme sich bereits in der Halle vernehmen ließ.

Gleich bei ihrem Erscheinen erklärte die Baronin, sie käme heute weder um Papas, noch um Mamas, sondern nur um Regulas willen, auf welche sie auch zuerst zuzuging und der sie flüchtig einen Kuß auf die Wange gab.

„Ronald und ich,“ rief die Freifrau, „wollen diese Städterin mit unsrer Landwirtschaft bekannt machen, für die sie sich außerordentlich interessiert.“

Der Graf dachte zwar, davon habe er bis jetzt nichts bemerkt, aber es freute ihn immer, wenn sich jemand geneigt zeigte, die Herrlichkeiten Rondspergs in Augenschein zu nehmen.

Auf den Wunsch der Baronin mußte ohne Verzug angespannt werden; sie lachte, als ihre Mutter sie bat, doch ein wenig von ihrer Fahrt auszuruhen. Was tut man denn beim Fahren anders als ruhen? Sie hatte keine Zeit zu verlieren, übermorgen in aller Gottesfröhe mußte sie wieder fort; denn: „Wir nehmen die Sommerbirnen ab und fangen schon Montag an, das Korn zu schneiden.“

Während die Baronin von der bevorstehenden Ernte sprach, hörte sie nicht auf, Röschen zu beobachten, und zwar mit einem Interesse und einem Wohlwollen, das ihr ein fremdes Wesen nicht leicht einflößte.

Sie hatte dem Unglück ihres Bruders heiße Tränen gezollt, damit war aber auch die Sentimentalität abgetan; nun hieß es, sich eine Raison machen, sich in das Unvermeidliche fügen. Ronald kann nichts Gescheiteres tun, als in den sauren Apfel beißen und die Weinhändlerin heiraten. Wenn die einmal ihre Schwägerin ist, wird Thilde sie schon dahin bringen, ihre allerliebste Nichte so großmütig auszustatten, daß sie ohne weiteres auf das Glück Anspruch machen darf, eine Schwiegertochter der Baronin Wafenanau zu werden.

„Das kann sich alles finden,“ dachte die praktische Frau und mahnte zum Aufbruch.

„Auf Wiedersehen, Papa, auf Wiedersehen, Mama, auf Wiedersehen, Kleine!“ Sie fuhr schneichelnd mit der Hand über Röschens Scheitel. „Mich wundert,“ sagte sie zu sich selbst, „daß die kluge Regula dieses bezaubernde Ding mitgenommen hat. Ronald ist zwar sehr verständig, aber — er ist ein Mann; und ihn so geradezu herausfordern zum Vergleich . . . Ich hätt' es an ihrer Stelle nicht gewagt.“

Sie nahm Regulas Arm und führte sie hinweg. Fräulein Heißenstein aber fand, die Baronin erweise Höflichkeiten, die sie füglich ihrem Bruder überlassen sollte.

Ein hoher Jagdwagen war vorgefahren; die beiden Damen installierten sich darin, Ronald schwang sich auf den Vordersitz und ergriff die Zügel. Florian wurde, zu seiner großen Unzufriedenheit, daheim gelassen. Er hätte sich so gern zum Cicerone des Stadtfräuleins gemacht, weil der junge Herr Graf gar nicht verstand, den Leuten, wie sich's gehört, Sand in die Augen zu streuen.

Das Ziel, nach dem Ronald lenkte, war ein ansehnlicher zu Rondsperg gehörender Hof, der von ziemlicher Höhe aus die Gegend beherrschte. Nach einer Viertelstunde raschen Fahrens hielt der Wagen vor einem Gebäude, das ehemals ein Schloßchen gewesen und später in einen Schüttkasten umgewandelt worden war. Leere Scheunen und Ställe schlossen sich hufeisenförmig an ihn an. In der Mitte des Hofes stand ein Kastanienbaum, in dessen Schatten ein alter Hahn mit gichtisch zuckenden Beinen und zerzaustem Gefieder seinen ihn umgebenden Harem bewachte. Ein paar Schritte weiter befand sich ein Ziehbrunnen, neben dem einige Holzrinnen, die ein Knabe mit Wasser zu füllen beschäftigt war, auf dem Boden lagen. Dieser Junge wurde herbeigerufen und ihm die Hut der Pferde anvertraut.

„Gib acht auf Kocka und Myska!“ rief ihm die Baronin zu,

und hüpfte leicht, wie ein sechzehnjähriges Mädchen, aus dem Wagen.

Regula zeigte sich beim Aussteigen so unbeholfen, hatte sogar keine Ahnung, wohin sie den Fuß setzen sollte, daß Ronald sich genötigt sah, sie in seine Arme zu nehmen und aus dem Wagen zu heben, was er denn auch ohne Umstände tat und was ihr recht zu sein schien. Dann geleitete er sie durch das offene Tor der Scheune zu einem mit Erlen bewachsenen Platze, der eine weite Fernsicht gewährte.

„Von hier aus,“ sagte Ronald, „überblicken Sie so ziemlich die Rondsperger Flur. Die Wiese dort unten, hinter dem breiten Gerstenfeld . . . Mein Gott, Fräulein, wohin sehen Sie denn? Links — noch weiter — so! Diese Wiese dort, die Pappeln auf jener Hügelkette, zu deren Füßen Sie das Schloß sehen . . . sehen Sie es?“

Regula versicherte, sie „nehme es ganz deutlich wahr.“

„Und das Flüßchen drüben im Tale, das stellenweise herüber schimmert, wo seine Ufer sich verflachen — bilden die Grenzen Ihres Reiches. Hier, mein Fräulein, übergebe ich Ihnen Rondsperg. Die gerichtlichen Schritte macht Doktor Wenzel, unser beiderseitiger Vertrauensmann. Für Sie und mich ist der Kauf mit diesem Handschlage geschlossen.“

Er reichte ihr die Hand und seine Schwester bemerkte, daß er leicht erblaßte, als Regulas Hand in die seine sank. Fräulein Heißenstein blickte ihn dabei an, schmachtend — erwartungsvoll, und sah so komisch aus, daß die Baronin ein Lachen verbeißen mußte, obwohl sie in einer Stimmung war — einer Stimmung! . . . Sie hätte alle Welt prügeln mögen.

Regula warf Kennerblicke um sich, fragte vor einer Stechapfelstaude, ob dies nicht Enzian sei; verwechselte Schierlingsmit Eibischblüte und Hirse mit Raps, und erklärte zuletzt, sie müsse gestehen, daß sie die umliegenden Felder schön finde.

„Sie sind leider verpachtet auf Jahre hinaus,“ rief die Baronin, „parzellenweise verpachtet und — unter welchen Bedingungen! . . .“

Sie lief in Verzweiflung zwischen der Scheune und einem Hühnerstalle hin und her. „Das ist der gute Papa gewesen, sehen Sie — der gute Papa! Ganz Rondsperg verpachten, was uns vor Jahren noch hätte retten können — o eher sterben! . . . Aber hie und da einen abgelegenen Acker an einen Gläubiger, warum nicht? — Dann aber auch um ein Stück Brot! . . .“

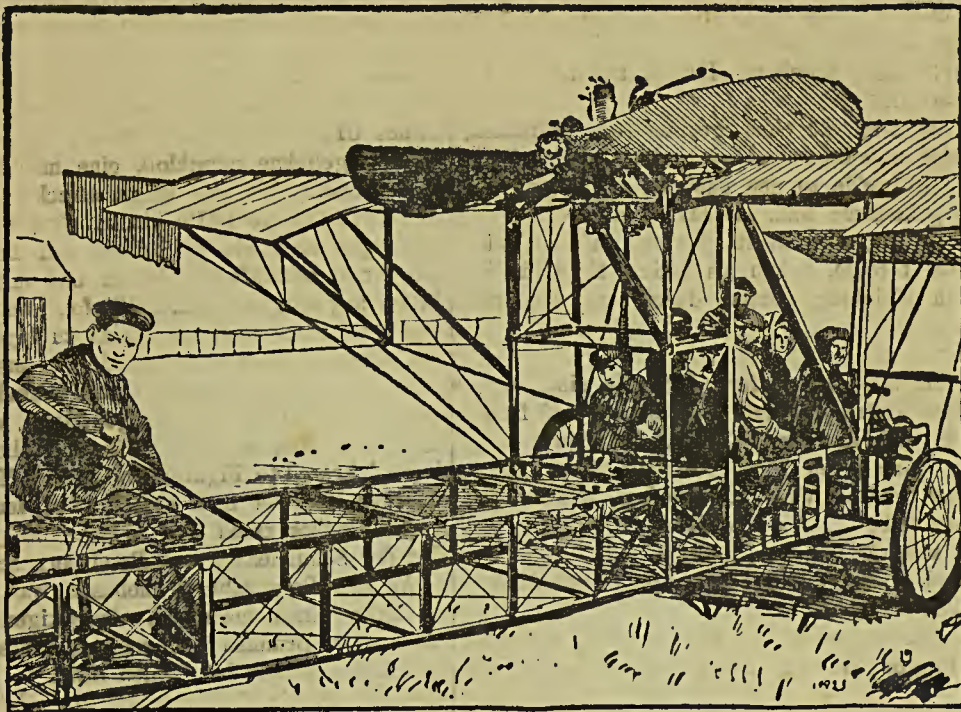
Ronald fiel seiner Schwester ins Wort: „Es bietet sich jetzt die Gelegenheit,“ sagte er, „den größten Teil der Pächter mit geringen Opfern abzufinden. Sie müssen es tun, Fräulein. Ich rate Ihnen, diesen Ihren besten Hof einzulösen und, wenigstens solange ich noch hier als Bevollmächtigter fungiere, in eigener Regie zu behalten.“

„Ich werde tun, was Sie mir raten, Herr Graf,“ sprach Regula und trat an seine Seite, und als die beiden nebeneinander standen: dachte die Baronin: „Es ist doch nicht möglich! — Nein, es ist doch nicht möglich!“

„Auch wollte ich Ihnen ankündigen,“ fuhr Regula fort, „daß mein Sekretär mit der ersten Rate des Kaufschillings morgen früh hier eintrifft und —“

„Aber liebste Regula!“ unterbrach sie die Baronin, „was fällt Ihnen ein, den Mann hierher zu bestellen? Seine Ankunft würde Aufsehen in Rondsperg machen. Er darf nicht kommen. Ronald muß Ihren Schimmelreier“ — sie nahm sich niemals Zeit, Schimmelreiters vollen Namen auszusprechen — „auf der Station erwarten, das Geld in Empfang nehmen, den Ueberbringer aber bitten, um Gottes willen wieder heimzufahren. Wenn der Burggraf zehn Worte mit dem Sekretär tauscht, so kommt er euch hinter euren frommen Betrug und rapportiert ihn Papa in einer Weise, die an uns allen zusammen nicht ein gutes Haar läßt.“

Ein alter Schäfer, der den Tieren, die er trieb, ähnlich sah, kam mit seiner kleinen Herde den Berg herauf und wünschte „guten Nachmittag“. Während Ronald sich mit ihm in ein Gespräch einließ, spazierte Thilde von einem Gebäude zum andern, öffnete die Türen, sah in die Fenster hinein und rief: „Diese



Der „Blériot-Luftomnibus.“

Vor einigen Tagen unternahm der Blériotpilot Lemartin auf dem Flugfelde in Pau bei Paris einen Flug mit acht Personen, der glänzend gelang. Der Blériot-Monoplan, der eigens für Passagierflüge erbaut wurde, wiegt 600 Kilogramm; der 100 PS starke Gnommotor hatte somit bereits einschließlich des Gewichts der Passagiere, das 473 Kilogramm betrug, und der 30 Kilogramm Del und Benzin eine Last von 1100 Kilogramm in die Luft gehoben.

Mauer stürzt nächstens zusammen, — hier braucht's einen neuen Dachstuhl, — der Stall muß eingerissen werden! . . . Prickelt es einem nicht in allen Fingern? Möchte man nicht gleich selbst Hand anlegen?“

Jetzt kam auch das Weib des Schäfers herbei und begrüßte die Baronin mit großen Freudenbezeugungen, brach aber sofort in heftiges Schluchzen aus und klagte unter beständiger Anrufung des göttlichen Heilands und der „svata panenka“ Maria: „Daß ich meine gnädigen Herrschaften so selten sehe! Dreizehn Jahr — dreizehn Jahr sind der Herr Vater und die Frau Mutter nicht mehr bei uns gewesen . . . Es ist ihnen hier zu traurig . . . Freilich, wie sieht es auch aus!“

Die Baronin tröstete sie: „Sei ruhig, Liborka!“ Es wird anders werden. Nicht wahr!?“ sprach sie zu ihrem Bruder, der sich genähert hatte: „Nächstens schickst du Maurer und Zimmerleute herauf?“

Ronald erwiderte, dies könne, mit Erlaubnis Fräulein Heißensteins, schon morgen geschehen. Fräulein Heißenstein freute sich darüber sehr, erkundigte sich nach den Ziegelpreisen und legte beachtenswerte Kenntnisse im Baufache an den Tag.

Die Heimfahrt wurde unter tiefem Schweigen zurückgelegt; die Baronin gab sich ihren Beobachtungen hin und das Ergebnis derselben war: „Ronald hat ganz recht, in den sauren Apfel zu beißen. Wenn meine Wirtschaft in einem solchen Zustande wäre, wie die seine — und müßt' ich, um ihr aufzuhelfen, die Frau des Teufels werden — ich nähm' den Teufel, weiß Gott!“

Ronald dachte an ein paar braune Augen, an einen leuchtenden Blick. Er dachte: „Röschen, Röschen, wie wird es dir ergehen in dieser argen Welt, du Herz voll Mitleid, du Seele voll Begeisterung!“

Regula hingegen sagte zu sich selbst: „Dieser arme Graf, man muß ihn bedauern . . . Er kann nicht sprechen — aus Delikatesse . . . Ich werde — es ist schrecklich — die ersten Schritte tun müssen!“

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als die Equipage in der Nähe des Parks anlangte; die Baronin schrie plötzlich auf: „Un-

erhört! Da steht Papa mit Röschen unter den Linden — außerhalb seiner vier Mauern, außerhalb seines ‚freiwilligen Kerkers‘ . . . Ein Ereignis! Das ist ja ein Ereignis!“ rief sie dem Grafen zu, vor dem jetzt der Wagen hielt.

„Jawohl, aber“ — der alte Herr deutete auf seine Begleiterin — „wo es Feen gibt, da geschehen Zeichen und Wunder. Sie befehlen, der Sterbliche gehorcht. Jetzt jedoch, bitte ich euch, mich aufzunehmen. Thilde, räume mir den Platz und ergreife die Zügel. Mein Sohn wird die Ehre haben, Ihnen auf dem Heimwege seinen Schutz angedeihen zu lassen, oder vielmehr, ich empfehle ihn dem Ihren!“ sagte er zu Röschen.

Die Baronin hatte sich beeilt, auszusteigen, und half ihrem Vater in den Wagen. Dann besann sie sich einen Augenblick und wollte schon sagen: „Fahr zu Ronald, ich will Röschen begleiten.“ Aber als sie zu ihm hinaufblickte, ergriff sie ein menschlich Rühren. Es war ein solcher Glanz des Glückes über sein Gesicht verbreitet, daß sie dachte: Er hat der Bitternisse genug, mag er auch einmal Freude haben! . . . Und schon saß sie auf dem Bock und nahm die Zügel aus Ronalds Hand. Mit einem Satze sprang er herab, die Baronin trieb die Pferde an, und rasch rollte der Wagen längs der Mauer des Parks davon.

Ronald sah ihm nach und ihm war zu Mute, als entführe dieser enteilende Wagen alle seine Sorgen und als stände er nun allein und frei auf der Erde mit dem Lieblichsten, das sie trug, und ihn überkam eine Empfindung der Seligkeit, wie er sie nicht mehr gekannt seit seiner Knabenzeit; seit den Tagen unbewußter Wonne, wo man sich noch nicht wundert, daß man glücklich ist.

Nicht minder froh als er schien Röschen, und als er fragte: „Wohin nun? Welchen Weg nehmen wir?“ antwortete sie, ohne sich zu besinnen: „Den weitesten!“

„Das mein' ich auch!“ rief er, „am liebsten führt' ich Sie über jene Berge fort!“

Er glitt rasch mit der Hand über die Augen. „Wie wär's, was denken Sie, wenn wir so zusammen wandern gingen, weit — weit, und erst heimkehrten in unzählig vielen Jahren . . . Da klopfen ein paar uralte Leute an der Pforte des Schlosses: ‚Wer

ist's?" fragt eine Stimme, die wir nicht kennen. Ronald und Röschen, die eines schönen Abends spazieren gingen sind und länger, als sie anfangs dachten, verweilen auf dem Weg . . ."

„Traurige Heimkehr!" sagte Röschen. „Ihre Mutter tot — Bozena tot — und wir so alt!"

„Gut denn! Wenn Sie sich vor einer großen Reise fürchten, so wird nur eine kleine unternommen. Wir gehen durch's Dorf, in den Hain, über die Hutweide zu den Pappeln, denselben Weg von dort an, den Sie gekommen sind. Ist das recht?"

„Es ist recht. Sie müssen aber nicht glauben, daß ich mich vor einer großen Reise fürchte. Schon als kleines Kind bin ich aus Siebenbürgen nach Weinberg gereist, durch ganz Ungarn."

„Ja — auf Bozenas Arm."

„Und auch zu Fuß."

„Was hilft's, daß Sie eine so tapfere Reisende sind, wenn Sie nicht mit mir reisen wollen?" Ronald blieb stehen und fragte plötzlich: „Wissen Sie, daß ich Ihr Vater sein könnte?"

Röschen antwortete, ohne ihren Blick von dem seinen abzuwenden: „Ich kann mir meinen Vater nur denken, wie ich ihn zum letztmal gesehen habe . . ." Sie stockte.

„Erinnern Sie sich seiner?"

„O ganz deutlich und doch . . ." Sie hielt von neuem inne.

„Röschen, was denken Sie jetzt?"

„Ob Sie ihm nicht ähnlich sehen? — Er war auch jung wie Sie, und war . . . Fragen Sie nur Bozena und Mansuet, die haben ihn gekannt."

Sie schritten weiter, langsam und ernst und dabei glücklich wie Kinder. Bauersleute gingen und fuhren an ihnen vorüber, und mit jedem tauschte Ronald einen Anruf oder einige Worte.

Im Dorf hatte man bereits Feierabend gemacht. Vor einem hübschen Hause, das sich durch den Anschein von Wohlhabenheit von seinen Nachbarn auszeichnete, saßen drei Männer auf einer Bank: Großvater, Vater und Enkel. Als Ronald sich ihnen näherte, nahm der Greis die Pelzmütze vom Kopfe und erhob sich; der Mann blieb sitzen, zog aber den breitkrempigen Hut grüßend ab. Der Jüngling hatte die Arme gekreuzt, rührte sich nicht und blickte gleichgültig vor sich hin."

Ronald sagte zu Röschen: „Ein Beispiel für viele. An die Art des Greises war mein Vater gewöhnt."

Er dankte dem Grusse der Männer, trat dicht vor den Jüngling hin und streifte ihm ruhig des Käppchen ab.

„Nicht meinethwegen," sprach er, „aber deinetwegen. Hut ab, mein Junge, wenn dein Vater und dein Großvater ihre Häupter entblößen, sonst stehst du einst mit dem Hut in der Hand vor deinen Kindern."

Der Bursche blickte trotzig zu ihm auf und schien von der Lehre wenig erbaut. Aber der Großvater sagte zu seinem Enkel: „Es ist dir recht geschehen."

Ein junges Weib, das am Zaune ihres Gartens stand, riß die Augen weit auf, als Ronald vertraulich mit Röschen plaudern sah, und rief ihm zu: „Aha! Das ist die Braut aus der Stadt!" Sie stemmte beide Hände in die Seiten und betrachtete das Mädchen mit Wohlgefallen: „Meiner Treu, eine Hübsche haben Sie sich ausgesucht."

„Was fällt Euch ein?" erwiderte er, „das ist nicht meine Braut. Die würde mich ja nicht nehmen, die wartet ja auf einen Jüngeren."

„Sie soll sich nicht versündigen!" sprach das Weib und schien sehr aufgeregt, Röschen eine wohlgemeinte Zurechtweisung zu erteilen. Aber Ronald kam ihr zuvor und sagte scherzend: „Die Frau meint mir's gut!"

An einem der letzten Häuser des Dorfes eilte Röschen rasch vorbei — „denn," sagte sie, „hier wohnt Anisehka, wenn sie mich sieht, will sie wieder mit. An der Hand habe ich sie nach Hause führen müssen, sie wäre sonst nicht gegangen."

„Wie?" fragte Ronald, „Sie waren heute schon hier?"

„Eben — mit Ihrem Vater."

„Armer Vater," dachte er, „heute vergaß er seines langjährigen Grolles, heute, da sich das letzte Band gelöst hat zwi-

sehen ihm und den Bewohnern seines Rondsperg. Er hat, ohne es zu wissen, Abschied von ihnen genommen."

Zum Ausgange des Dorfes befand sich ein Hain, aus dichten Gebüsch gebildet, das einzelne Buchen und Birken überragte. Ein klares Wässerchen schlang sich durch das Gehölz, längs seines Ufers führte ein Fußsteig zu einem freien Platze empor. Eine Hügellehne umschloß, eine mächtige Eiche beherrschte die grüne Bucht. Die alte Riesin streckte drohend einen abgeborstenen Zweig in die Lüfte hinaus; ihre dunkel belaubten Aeeste verschlangen sich wie zu Schutz und Trutz. Finster stand sie da mit ihrem zerklüfteten Stamm und ihrem breiten, von manchen Sturm arg mitgenommenen Wipfel, inmitten des üppigen, strotzenden Anwuchses, und sie schien zu sagen: „Solche, wie ihr, haben ich schon viele kommen und — verschwinden gesehen."

Zu ihren Füßen, unter einem schindelgedeckten Dache, erhob sich ein Standbild der heiligen Anna, die ein Buch in der Hand hielt, aus dem sie eine außerordentlich kleine Jungfrau Maria lesen lehrte. Die Figuren waren aus Holz und von einem einheimischen Künstler bunt bemalt. Auf den Blättern des aufgeschlagenen Buches stand das A B C; demjenigen treu nachgebildet, das der Schulmeister von Rondsperg seiner Jugend vorschrieb.

An den Bergesabhang nebenan war ein Kapellchen angebaut, es hatte einen niedrigen, dreieckigen Giebel und wölbte sich über einen Brunnen voll reinsten Wassers. Röschen schöpfte so gleich daraus mit der hohlen Hand. — Nein! so wie dieser, hatte sie noch nie ein Trunk gelabt. Sie kniete am Rande des Brunnen und sah hinein. Ruhig und dunkel schimmerte der Wasserspiegel und von der Tiefe herauf drangen, sich regelmäßig wiederholend, glucksende Laute.

Ein leises Lüftchen erhob sich und rauschte wie Gesang in den Wipfeln der Buchen und Birken, und wie ein dumpfes Brausen in dem Gezweig der Eiche. Die kecken Vöglein, die darin hausten, fielen mit lustigem Gezwitscher ein und umflogen geschäftig die traulich sichere Wohnstätte, die ihnen der alte Baum in dem Gewirre seiner Aeeste bot.

Röschen hatte sich auf eine der Wurzeln gesetzt, die wie gepanzerte Schlangen aus dem Boden ragten; glücklich schaute sie vor sich hin. Eine schlanke, blaue Glockenblume, hoch emporgeschossen aus dem Moose, schien ihre besondere Bewunderung zu erregen. Ronald wollte sie brechen: „Lassen Sie die Blume leben!" rief Röschen, „es sind noch nicht einmal alle ihre Glocken aufgeblüht, und — sehen Sie nicht, wie sie sich freut, daß sie dastehen darf im kühlen Schatten auf ihrem samteneu Teppich? . . . Aber —" sagte sie plötzlich mit einem forschenden Blick, „warum so traurig?"

„O Fräulein Röschen!" antwortete Ronald, „ich bin es lange nicht so sehr, als ich Ursache dazu hätte . . . Eine törichte Behauptung — nicht wahr?" besilte er sich hinzuzufügen, als er sah, wie bei diesen Worten die Heiterkeit auf ihrem Gesichte erlosch: „Es kann großes Leid sein, das nicht einmal vermag uns recht traurig zu machen. Und überdies — wer hat nicht seine Sorgen?"

„Ich," sprach Röschen, „ich habe bis jetzt keine Sorgen gehabt!"

„Jetzt aber haben Sie welche?" versetzte er und beugte sich lächelnd näher zu ihr. Ein sanfter Vorwurf lag in ihren Augen und der Seherblick der Liebe las mit innigem Entzücken Röschens Antwort darin und alle ihre unausgesprochenen Gedanken. Sie sagten in ihrer stummen Sprache: Wie kannst du so fragen? weißt du nicht, daß fortan deine Sorgen die meinen sind? . . . Seit jetzt, — seit dem Augenblick, wo ich dich bewundert habe in deiner Güte, du starker Mann. Plötzlich ist's gekommen und wird immer bleiben, die Empfindung stirbt nicht, die uns beide zueinander zieht. Kann ich aufhören, das Edle zu lieben? Kannst du aufhören, zu beschützen, was sich dir so vertrauensvoll hingegen hat?

In gar lieblicher Gestalt tritt die Versuchung an ihn heran, doch er muß ihr widerstehen. Der Traum des Kindes ist zu schön,

um Wirklichkeit zu werden... Ein Wort würde den Zauber zerstören. Soll er es sprechen?

Röschen hatte sich erhoben: „Wir vergessen ja, daß wir heute noch heim wollen!“ sagte sie.

Er ging voran, bog mit beiden Händen die Zweige auseinander, die den schmalen, steil aufwärts steigenden Pfad überdeckten, und bahnte so seiner Begleiterin den Weg. Sie folgte schweigend. Hinter ihr schlugen die Zweige wieder zusammen, und wenn er anhielt und sich umwandte, sah er sie dastehen unter dem grünen lebendigen Gewölbe wie ein Heiligenbild in laubgeschmückter Nische. „So bist du mein,“ dachte er, „so bin ich allein mit dir abgeschlossen von der ganzen Welt.“

Tiefe Stille senkte sich über den Hain, leise nur zwitscherte noch hie und da ein silbernes Stimmchen in den Wipfeln, bewegte sich ein Blatt an den hängenden Zweigen der Birken; ein rosenroter Schimmer fiel durch das Dickicht, es lichtete sich immer mehr. Ronald und Röschen traten in das Freie. — Der Himmel war mit runden, flockigen Wolken überzogen, die im Widerschein der untergehenden Sonne leuchtend das Firmament bedeckten wie ein ungeheures purpurnes Vlies.

Röschen breitete die Arme aus: „Schön!“ rief sie, „wunderbar schön!“

„Ich bin so glücklich, Fräulein Röschen,“ begann Ronald etwas unsicher und zögernd, „daß es Ihnen hier gefällt. Rondsberg ist vielleicht bestimmt, Ihr zukünftiger Aufenthalt zu werden.“

Sie sah ihm mit schmerzlichem Erstaunen an, der Ton, in dem er diese Worte gesprochen hatte, klang so seltsam, fremd und kühl.

„Es ist doch etwas Ernstes an dem, was ich vorhin im Scherze zu Ihnen sagte,“ fuhr er fort. „Ich muß wandern, liebes Röschen, wer weiß wie bald — wer weiß wie weit... über die Berge, die Ihnen von den Linden aus so fern erschienen sind. Ich gehe einer ungewissen Zukunft entgegen und darf niemandem sagen: teile sie mit mir. Aber das Schicksal ist mir doch günstig... Sie sollen ja daheim sein an dem Orte, den ich von meiner Kindheit an geliebt habe und ich werde an Rondsperg nicht denken können, ohne zugleich an Sie zu denken... Das wird mir die Seele erhellen — immer und überall!“

Röschen war sehr blass geworden, ihr Herz klopfte rasch und bang, tausend Fragen drängten sich auf ihre Lippen, doch sprach sie nur die eine aus: „Sie wollen fort?“

„Nicht heute, noch morgen,“ antwortete er hastig und beklommen, „und daß ich gehe, ist ein Geheimnis, das nur Sie erfahren, weil ich vor Ihnen keines haben will, und weil ich Ihnen alles Gute zutraue, demnach auch Verschwiegenheit.“

Bestürzt erhob ihr Blick sich zu ihm, er hatte den seinen abgewendet und eilte rasch vorwärts, sie hielt Schritt mit ihm, in wenigen Minuten war die Allee erreicht.

„Wir sind so fröhlich ausgegangen und kommen nun so traurig heim,“ sagte Ronald, „und ich bin schuld daran...“

„Es tut nichts,“ erwiderte Röschen, „traurig sein ist auch gut.“

„Sie sind es nie gewesen... niemals — sagten Sie nicht?“

Sie schüttelte den Kopf und lächelte ihn mit feuchten Augen an.

„O Röschen!“ sprach er...

„Willkommen!“ rief eine Stimme, und aus dem Schloßhofe trat ihnen der alte Graf entgegen, den Hut auf dem Ohre, gerade ausgerichtet, mit Augen so frisch und hell wie die eines Jünglings. Erbarmungsvoll ließ er seinen Blick auf dem Gesichte seines Sohnes ruhen und weidete sich an dessen Verwirrung mit herzlichstem Ergötzen.

„Nun, mein Fräulein,“ sagte er zu Röschen, „ich hoffe, Sie haben meine Begleitung bitter vermißt?“

„Ja — nein — ja,“ stotterte sie in größter Verlegenheit und entfloh in das Haus.

„Ich lege mich Ihnen zu Füßen!“ rief der Greis ihr nach und klopfte mit einer plötzlichen Anwandlung von Zärtlichkeit seinem Sohn auf die Schultern: „Nicht übel die kleine Person? — Was sagst du? — Flösst dir Aversion ein?... Schade!“

Er lachte, und als Ronald stockend antwortete: „Was denken Sie, lieber Vater?“ sprach er: „Nichts — was sollte ich denken — ein alter Mann — wer kümmert sich heutzutage um die Gedanken eines alten Mannes?..“

Er sah Ronald an, und es ward ihm weich und liebevoll zu Mute wie lange nicht. „Basta... Lassen wir das gut sein... und wieder klopfte er ihm auf die Schulter. „Wir verstehen uns Er war davon überzeugt.“

Röschen wurde aus dem Schlafe, in den sie gesunken war, so bald sie ihr Haupt auf das Kissen gelegt hatte, durch melodisch Klänge geweckt, die leise und lieblich durch das offene Fenster hereinschwebten. Aus einem Zimmer des Erdgeschosses stieg sie zu der Schlummerstätte des jungen Mädchens empor. Eine Geige sang in ihrer wortlosen Sprache ein beredtes Lied... Kein Lied der Sehnsucht und der werbenden Liebe! — Wie innig und heilig auch seine Töne erklangen, sie sprachen nicht von den ungestümen Wünschen der Menschenbrust, sie sprachen von überwundener Schmerz, von gebändigter Leidenschaft, von Frieden und von seliger Erhebung über alles Erdenweh.

Röschen lauschte, aufrecht sitzend auf ihrem Lager, mit halb geöffneten Lippen, mit gefalteten Händen. Wie durchsichtig schimmerte ihr Angesicht im Mondschein. Sie hörte nicht, daß eine Tür aufgestossen worden, daß jemand sich näherte, sie zuckte zusammen, als eine wohlbekannte Hand sie berührte, und — im nächsten Augenblicke weinend in den Armen Bozenas. Die schloß das Kind an ihre Brust und sprach ihm beruhigend zu bis Röschen in den süßen und tiefen Schlummer fiel, der sich rasch auf müde junge Augenlider senkt.

Bozena beugte sich über die Schlafende: „Armes Kind, streckst du die Hand nach dem Gute deiner Freundin aus?... Was ist der Himmel mit dir vor? — Will er sie strafen durch dich oder mußt auch du zugrunde gehen, damit drüben noch eine Stelle die Klage führt über sie vor Gottes Thron?... Ueber sie — über mich!“

Bozena rang die Hände: „O hätt' ich noch meine alte Kraft!“

Im Nebenzimmer hatte sich indessen folgendes begeben: Regula erhob sich, nachdem sie eine Weile dem Spiele Ronalds lauschte, aus ihrem jungfräulichen Bett, zog ihre gelben Pantoffeln an und trat an den Tisch, auf dem in einem Glase eine Rose stand, die die Baronin von Wappenau ihr verehrt hatte. Die Rose nahm Regula und warf sie zum Fenster hinaus, das möglichst geräuschlos geöffnet hatte. Sie dachte dabei an „Sängers Fluch“. Sodann schlüpfte sie wieder unter ihre Decke und schlief unter den Klängen von Ronalds Geige ein. Geht Morgens träumte sie, Napoleon der Erste sei angekommen und werbe um ihre Hand.

### XVIII.

„Fremdes Eigentum!“ dachte Ronald, als er um die Mittezeit von der Eisenbahnstation zurückkehrend, auf welcher er Schmelreiter erwartet hatte, über die Rondsperger Grenze ritt. Fussteig führte durch die Felder, den schlug er ein. Das Feld stand dicht und mannshoch; vom Winde bewegt, beugten sich Halme, als ob sie grüßten, und trauliches Geflüster erhob sich über ihren goldig schimmernden Wogen. „Wie bald, und ich werde nicht mehr dein pflegen dürfen, du mütterliche Erde,“ dachte Ronald.

Wer liebt den Boden nicht, den er bebaut?“ Dem Landwirte war zu Mute, als er so dahinritt zwischen seinen Feldern, einem Herrscher, der scheiden muß von seinem treuen Volke.

Baronin Thilde hatte soeben ihre anspruchslose Dinertafel beendet, da pochte es an ihre Türe und Ronald trat ein. Sie empfing ihn mit der Frage: „Nun, das Geld erhalten?“

„Ja.“

„Auf dem Heimwege den Notar gesprochen? Mit den Pächtern unterhandelt?“

„Mit zweien schon abgeschlossen.“

„Ja, ja, es ist unglaublich, was man auf dem Lande mit dem Gelde ausrichten kann,“ sagte die Baronin seufzend.

Sie ließ sich genau Bericht erstatten über die Bedingu-

die vereinbart worden waren, und begleitete Ronalds Auseinandersetzungen mit den Ausdrücken der Zufriedenheit.

„Ist recht. — Gebührt ihm. — Gebührt dir. — Nutzen gleich groß für beide Teile. — Das sind Geschäfte, wie ich sie liebe, und wie unsereins sie machen darf.“

Während des Gesprächs ordnete sie auf dem Tisch die eben benutzten Gegenstände aus ihrer Reisetoylette, nachdem sie jeden sorgfältig mit einem Rehfellen abgewischt hatte, und fuhr fort: „Nimm dich nur vor dem Burggrafen in acht. Ich habe dem alten Spion anvertraut, du hättest ein billiges Anlehen gemacht, das dich in den Stand setzt, alle die Einlösungen und Bauten, die im Werke sind, durchzuführen. Das mag er getrost rapportieren. das schadet nicht. Daß man Schulden machen müsse, leuchtet dem guten Papa immer ein. — Nun aber denk auch an dich, mein Sohn! und daran, dich selbst sicher zu stellen!“

„Wie meinst du das?“

Die Speiseglocke sandte ihre schrillen Töne durch das Haus und die Geschwister beeilten sich, ihrem Rufe zu folgen. Der Graf forderte Pünktlichkeit von seinen Kindern, nicht er wollte sie — sie sollten ihn im Speisesaal erwarten. Es lief niemals ohne Rüge ab, wenn dieses Gesetz auch nur minutenlang übertreten wurde.

„Hast du denn mit ihr gesprochen?“ fragte die Baronin im raschen Weiterschreiten.

„Mit wem?“

„Nun — mit ihr — mit der ‚dame de vos pensées‘.“

„Was fällt dir ein?“ antwortete Ronald, seine Stimme war bewegt, „wie dürfte ich . . . Ein solches Glück ist nicht für mich.“

Er blieb plötzlich stehen, erfaßte die Hand seiner Schwester und preßte sie so gewaltig, daß Thilde einen Ausruf des Schmerzes nicht unterdrücken konnte.

„Nun höre!“ rief die Baronin, in der das Blut der Rondsperg aufwallte, mit heftigem Unwillen, „Gott danken auf ihren Knien kann sie jede Stunde — die . . .“

Sie bogen eben um die Ecke des Ganges und erblickten Regula und Röschen, die ihnen entgegen kamen, ebenfalls auf dem Wege nach dem Speisesaal begriffen.

Man begrüßte einander und die Baronin bot Fräulein Heißenstein den Arm.

„Nein!“ dachte sie, „kostbar wirst du dich nicht machen, meine Beste, schön bitten wirst du, daß man dich aufnehme, denn ‚das Glück‘ — ach, die Männer sind doch unbegreiflich! — ist ganz und gar auf deiner Seite.“

„Seien Sie barmherzig, Regula,“ flüsterte sie dem Fräulein zu. „Unser Recke ist schüchtern, wagt es nicht, seine Gefühle auszusprechen — man muß ihm zu Hilfe kommen.“

Regula erwiderte: „O Baronin!“ Ihr Gesicht glänzte von jener kalten Freude, die befriedigte Eitelkeit allen eines tieferen Gefühls Unfähigen gewährt.

„Schüchtern ist er allerdings über die Maßen,“ sagte sie zu sich selbst. „Er hat nicht einmal gewagt, die Rose aufzuheben, die gestern abends aus meinem Fenster flog.“ Sie lag am Morgen noch auf derselben Stelle, auf die Regula sie geworfen hatte, und es blieb dem Fräulein nichts übrig, als hinzuschleichen und das inzwischen verwelkte, verräterische Symbol ihrer Huld — wieder abzuholen.

Ronald hatte (vermutlich um nicht unhöflich zu erscheinen im Vergleiche mit seiner Schwester) Röschen seinen Arm geboten. Die kleine Hand, die sich auf denselben legte, zitterte so sehr, daß er so schutzbedürftig aus, daß es unmöglich gewesen wäre, sie nicht mit der freigebliebenen Linken zu erfassen, sie nicht zu drücken, treuherzig und warm. Und dann war es wieder unmöglich, die freudige Bestürzung zu sehen, die die Augen des Mädchens aussprachen, ohne mit innigster Teilnahme zu fragen: „Was ist Ihnen, liebes Röschen?“

Es folgte keine Antwort. Sehr beängstigend — — und doch auch wieder sehr natürlich. Man war mechanisch weiter geschritten, man trat ja schon in den Saal, wo der Graf und die Grä-

fin soeben von Fräulein Heißenstein bekomplimentiert wurden. Arm in Arm und Hand in Hand stand das junge Paar vor dem alten.

Der Vater warf einen triumphierenden Blick auf seinen Sohn — wie aus dem Traum erwachend ließ Ronald den Arm plötzlich sinken und stammelte einige unverständliche Worte. Die Gräfin aber zog Röschen, die in lieblicher Verwirrung auf sie zu eilte, an ihr Herz.

Zu Anfang des Mittagessens trug der alte Graf die Kosten der Unterhaltung fast allein. Er erzählte Anekdoten, denen man gleich anmerkte, daß sie einer bedenklichen Pointe zusteuerten, sobald er sich der jedoch näherte, hielt er inne, mit gespielter Verwirrung und sprach: „Die Ehrfurcht, die ich für sie hege, meine Damen, verbietet mir, das Ende dieser Geschichte zu erzählen.“

Er überbot sich an Liebenswürdigkeit gegen Regula und sagte ihr sogar etwas Schmeichelhaftes über die Farbe ihres Kleides, die er — da sein Geschmack ein ausgezeichneter war — abscheulich fand; er gab sich die Mühe, sie zu bereden, ein Gläschen Wein zu trinken, sie lehnte es ab mit einem obligaten Schreckensrufe. Als der Braten kam, wurde Fräulein Heißenstein gelehrt und brachte mancherlei wissenschaftliche Dinge zur Kenntnis der Gesellschaft. Sie befiel sich einer besonderen Vornehmheit in jeder ihrer Bewegungen, und steckte keinen Bissen in den Mund, ohne dabei ein Gesicht zu machen, das ihre Verachtung einer so untergeordneten Beschäftigung, wie es die Ernährung des leiblichen Menschen ist, an den Tag legte. Sie war ganz Geist, ganz Verstand, und bediente sich nur der gewähltesten Ausdrücke; sie sagte Kossaten statt Halbbraten und Pretia rerum statt Preise der Lebensmittel.

Nachmittags hatte Ronald einen Auftrag seines Vaters auszuführen, entschuldigte sich und fuhr davon. Die Gräfin begab sich mit Regula und Röschen nach der Terrasse, die Baronin, die ihnen folgen wollte, wurde von ihrem Vater zurückgehalten, da er mit ihr zu sprechen wünschte.

„Wir werden die Ehre haben, Sie bald einzuholen, meine Damen, und hoffen sie dann in günstiger, huldvoller Stimmung zu finden,“ sprach der alte Herr und zwinkerte dabei Regula schalkhaft zu. Sie fand es angemessen, die Augen niederzuschlagen — sie verstand ihn ja so wohl! Ronald hatte sich seinem Vater anvertraut und ihm die Förderung seiner Herzensangelegenheit übertragen. Der Graf will sich nun mit seiner Tochter beraten, in welcher Weise dies am besten geschähe. Das alles liegt auf der Hand. Die Entscheidung naht — morgen vermutlich wird die Verlobung gefeiert. Regula kann nicht umhin, mit dem größten Erbarmen an Ludwig Bauer zu denken. In den letzten drei Tagen hatte er dreimal geschrieben. Es tut ihr sehr leid um ihn — aber wer kann helfen? Der Augenblick, in dem man die Hand nach einer Grafenkrone ausstreckt, ist nicht der, in dem man in Versuchung kommt, Frau Professor zu werden. Regulas Wege sind gewiesen, und Ehrgeiz ist und bleibt die Leidenschaft großer Seelen.

„Nun Thilde!“ fragte der Graf, indem er sich auf seinen mit gesteihtem Kattun überzogenen Diwan niederließ, „was habe ich dir zu sagen?“

„Nun, lieber Papa,“ erwiderte die Baronin, die sich an seine Seite gesetzt hatte und sofort eifrig an ihrer Häkelei zu arbeiten begann, „wenn Sie das nicht selbst wissen —“

Er lachte, lehnte sich behaglich zurück und sprach: „Sag einmal an, Thilde, was sind von jeher meine Ansichten gewesen über den Wert der Gabel im Stammbaume? Was halte ich davon?“

„Nicht viel,“ erwiderte die Baronin und sah ihren Vater verwundert an. „Ja,“ sagte sie zu sich selbst, „wenn sich's nur um die Gabel handelte — ich sehe aber nicht einmal eine Zinke.“

„Ich bin nur für das englische Prinzip!“ rief der Graf. Der Mann gibt seiner Frau mit seinem Namen auch seine Ahnen.“

„Jawohl, Papa, das ist Ihre Ansicht.“

„Und so habe ich denn nichts gegen eine Verbindung deines Bruders mit dem kleinen Fräulein von Fehse einzuwenden,“ fuhr der Graf fort, „es ist mir gleichgültig, daß ihre Mutter aus bür-

gerlichem Hause stammte. Der Adel ihres Vaters macht alles wieder gut.“

„O Gott, der arme Papa!“ dachte die Baronin, und ließ in stummer Bestürzung die Arbeit in ihren Schoß sinken.

„Du kannst mit der Tante sprechen,“ sagte der alte Herr in einem Tone, als ob er seiner Tochter die huldvollste Vergünstigung erweise. „Heiraten einleiten ist Weibersache. Mein guter Ronald, obwohl rechtschaffen verliebt, tut den Mund nicht auf. Wenn man ihn sich selbst überläßt, findet er Mittel, sich die Sache am Ende gar noch auszureden. Lauter Vernunft, lauter Ueberlegung und kein Entschluß, das sind die Liebhaber von heute. Was meinst du, Thilde?“ fragte er etwas ungeduldig nach einer Pause, in welcher er vergeblich auf ein Wort der Zustimmung gewartet hatte.

Die Baronin war — ein seltener Fall — ratlos und außer Fassung. Wie es kam, wußte sie nicht, aber es kam, es ging ihr plötzlich auf, deutlich und überzeugend: der unpraktische Papa versteht diesmal seinen unpraktischen Sohn. Ronald hat die Torheit begangen, sich in die kleine rosige Fee zu verlieben. Thilde erklärte sich jetzt alles: seine erregte Antwort von vorhin, seinen leidenschaftlichen Händedruck. An eine Verbindung mit dem Fräulein Heißenstein hat er nie gedacht, er hat Rondsperg ohne jeden eigennützigsten Vorbehalt verkauft. Die Baronin irrte sich, wie schon so oft, in ihm, indem sie meinte, das Vernünftige erscheine auch ihm einmal als das Selbstverständliche. Sie ist voll Unmut gegen ihn, und doch, — Welch ein Wirrsal von Gefühlen in ihrer Brust! — doch auch wieder stolz auf diesen törichten Bruder, mit seiner verwünschten Selbstlosigkeit, mit seiner Großmut, die an Tollheit grenzt. Das Abscheulichste ist das Klügste in gar vielen Fällen und wär's in diesem ganz gewiß. Wie hatte sie es ihrem edlen Ronald zutrauen können? — Sie begreift sich nicht! Sie fühlt sich beschämt über ihre Kurzsichtigkeit, sie ist entsetzt über den voreiligen Wink, den sie Regula gab. Diese denkt nicht anders, als Gräfin Rondsperg zu werden — das ist ausgemacht. Sie wird sich bitter rächen, wenn ihre Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen, die kalte Kreatur, und sie kann es — Ronald ist in ihren Krallen.

Die Baronin war eine zu starke Seele, um durch Mienen zu verraten, was in ihr vorging. Ihr Vater las darin nichts von ihrer Angst und ihrer Bestürzung, aber gar ernst sah die Tochter aus, und ihr langes Schweigen verdroß ihn. In gereiztem Tone wiederholte er den letzten Satz seiner unbeantwortet gebliebenen Rede: „Was meinst du, Thilde?“

Sie erwiderte langsam und zögernd: „Ach — Papa — es ist schwer . . .“

Der alte Herr fuhr auf: „Was ist schwer? — Einem Menschen ankündigen, daß man beabsichtigt, ihm eine Ehre zu erweisen? . . . Die Weinhändlerin hat sich wohl in ihren kühnsten Träumen nicht bis zu einer Verbindung mit unserem Hause verstiegen. Ich meine, sie würde, um eine solche zu ermöglichen, alle denkbaren Opfer bringen. Nun — Opfer fordern wir gerade nicht, aber sie kann etwas tun für ihre Nichte. Ronald braucht nichts von seiner Frau, aber seine Frau braucht etwas für sich. Sie wird bei uns nicht einziehen wollen wie Griseldis bei Percival von Wales, und so wünsche ich denn,“ fügte der Graf freundlich und fast bittend hinzu, „daß meine kluge Thilde die Sache mit der alten Tante in Ordnung bringe, und zwar gleich, wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn du uns durchaus morgen schon verlassen willst.“

Die Baronin hatte ihre Häkelei wieder aufgenommen und schien ganz vertieft in ihre Arbeit. Jetzt erhob sie den Kopf und sprach: „Lieber Papa, das geht nicht so schnell.“

Ihr Vater stand mit einer zornigen Gebärde auf. Er machte, leise und ungeduldig vor sich hinsummend, einige Gänge durch das Zimmer, blieb dann plötzlich stehen und sprach: „Du legst großen Eifer für das Wohl deines Bruders an den Tag.“

„Was ich irgend kann, will ich für ihn tun.“

„So tu es gleich,“ sagte er, etwas besänftigt.

„Unmöglich — ärgern Sie sich nicht, lieber Papa!“ rief sie,

als er wieder Miene machte, aufzufahren, „aber ich werde morgen noch hier bleiben, und dann wollen wir sehen.“

„Wollen wir sehen,“ spöttelte er giftig, und mit der Absicht, zu verletzen. „Du sprichst wie ein Minister . . . Meine Kinder dürfen sich nicht oft rühmen oder — beklagen, daß ich Ansprüche an sie stelle. Wenn es aber einmal geschieht, dann lassen sie mich fühlen, daß es nie geschehen sollte.“

„Der arme Papa — der arme Papa!“ dachte die Baronin wieder. Sie legte ihre Arbeit zusammen. Ganz und gar mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt, fiel ihr nicht ein, dem heftigen Ausfall ihres Vaters die geringste Beachtung zu schenken. Sie hatte sich erhoben und schritt dem Ausgange zu.

„Wohin?“ rief der Graf.

„Ich will einen Boten nach Haluschka senden, damit sie mich dort nicht umsonst erwarten,“ antwortete sie und verließ das Zimmer.

(Schluß folgt.)

## Buntes Allerlei.

Der Caruso der Zukunft. Wenn man den begeistertsten Schilderungen begeisterter amerikanischer Musiker und Musikfreunde glauben will, wird in Amerika bereits zum kommenden Winter ein junger Sänger debütieren, der berufen erscheint, ein neuer Caruso zu werden. Der neue Tenor, der jetzt 21 Jahre alt, heißt John Dridnee und erhält gegenwärtig seine Ausbildung bei dem bekannten amerikanischen Gesangspädagogen Alexander Wilcox in St. Louis. Das Stimmaterial des angehenden Sängers soll von einem solchen wundervollen Schmelz des Tones und dabei so kraftvoll sein, daß alle, die Gelegenheit gehabt haben, Dridnee zu hören, ihm eine rasche und glänzende Karriere prophezeien. Dabei kann dieser angehende Caruso auf eine ungewöhnliche Vergangenheit zurückblicken, denn bis zu seinem 14. Jahre war John Dridnee taubstumm. Das Leiden überfiel ihn in einem zweiten Lebensjahre, in dem er durch Unvorsichtigkeit des Kindermädchens vom Tisch herabfiel und seitdem nicht nur taubstumm, sondern bei kränklicher Konstitution auch in der seelischen und geistigen Entwicklung zurückblieb. Als er zwölf Jahre alt war, überfiel den Knaben ein heftiges Fieber und während dieses Anfalles hörte man ihn zum ersten Male einige Vokale aussprechen. Man brachte das Kind nach seiner Genesung in ein Taubstummeninstitut, und hier gelang es durch eine besondere Behandlungsweise wirklich, das Kind mit der Zeit zum Sprechen zu bringen. Das Merkwürdige an dem Fall ist, daß zugleich mit der erwachenden Fähigkeit der Sprache das Gehör sich entwickelte und die Taubheit gänzlich verschwand. Der genesende Knabe zeigte eine unbezähmbare Leidenschaft für die Musik, ja diese Vorliebe nahm extravagante Formen an, und Professor Wilcox erklärte sich sofort bereit, die Ausbildung Johns kostenlos zu übernehmen. Die Oeffentlichkeit wird also bald Gelegenheit haben, die Wundermär von dem neuen Caruso nachzuprüfen.

Vom Kronprinzen zum Polizeiwachtmeister. Hieronymus Jobs brachte es bekanntlich vom Kandidaten der Theologie zum Nachtwächter. Seinem Lose sind wohl manche andere Kandidaten nicht der Theologie allein, sondern auch der Philologie, der Medizin und selbst der Juristerei gefolgt. Kaum einem andern Menschen dürfte aber das Schicksal schon so mitgespielt haben, daß er es vom Kronprinzen und Erben eines großen Reiches zum Polizeiwachtmeister brachte, obendrein noch vom Erben einer absoluten Krone zum Polizeibüttel einer Republik. Die französische Republik besitzt diesen einzigen Büttel, dem einst ein Thron winkte und der jetzt froh ist, aus dem Stadtsäckel von Paris mit 300 Franken Gehalt monatlich sein prinzliches Dasein als Wächter der Ordnung im 16. und 17. Stadtbezirk — dem feinen, jedenfalls mit Rücksicht auf seine ehemalige Würde für

ihn ausgesuchten Paschy — fristen zu können. Es ist Prinz Glegle Unibalo, der älteste Sohn des von Frankreich entthronten Sultans Behazin von Dahomey. Nach dem Tode seines bekanntlich in die Verbannung auf eine der französischen Inseln der Südsee geschickten Vaters trat er in das 2. algerische Fremdenregiment ein. Er brachte es hier bis zum Sergeanten. Dann gefiel es ihm dort nicht mehr und er ging nach Paris. Mit seinen wenigen Ersparnissen war es hier bald Mathäi am letzten. Kümmerlich schlug er sich dann als Türsteher eines Tingeltangels von Montmartre durch, wofür er, mit herkulischer Kraft begabt, der ideale „Hausknecht aus Nubierland“ war. Keiner warf so ruhig und sicher die übermütigen, unbequemen Gäste zur Tür hinaus als er. Das war es, wie es scheint, auch, was die Aufmerksamkeit der städtischen Polizeibehörde auf ihn lenkte und sie bewog, den Sultansohn mit einem seinen Fähigkeiten entsprechenden bessern Posten zu bedenken, für den er auch eine schmucke, zu seiner schwarzen Haut in ihrer mattgelben Farbe vortrefflich stehende Uniform anzulegen hat. Prinz Unibalo soll darob so zufrieden und stolz sein, daß er den ernstlichen Gedanken gefaßt hat, sich sofort auch jetzt nach einer Lebensgefährtin umzusehen. Eine hübsche Gemüsehändlerin soll die Ausgewählte sein. Man darf daraus schließen, daß die blutgierigen Genüsse seines Vaters in ihm glücklicherweise keine atavistischen Neigungen ähnlicher Art hinterlassen haben.

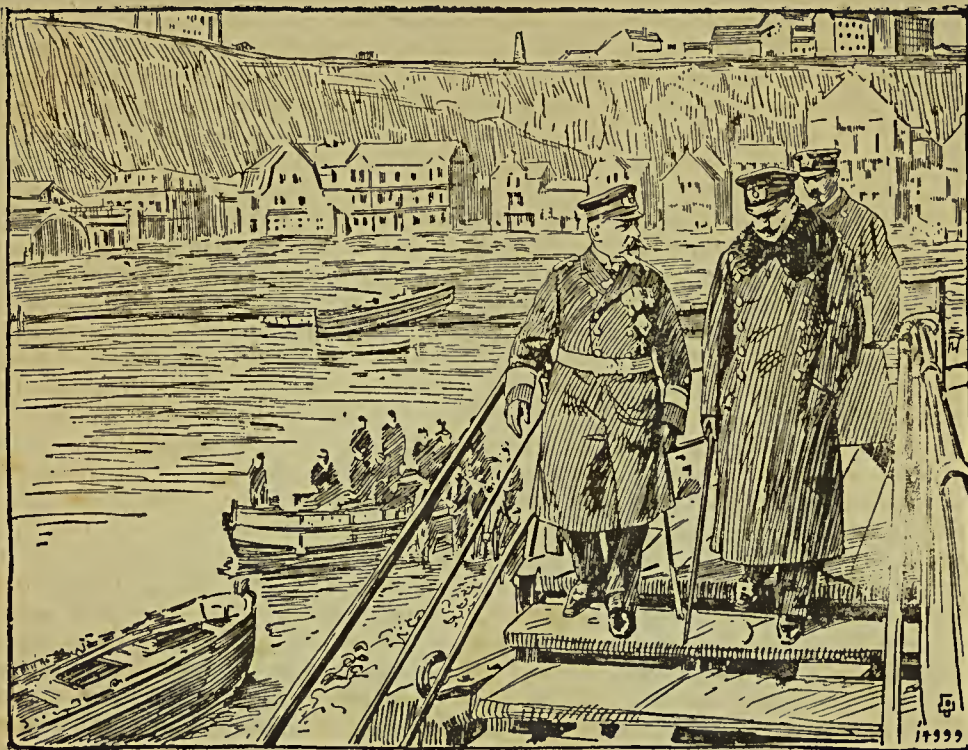
Das Leben einer Weltdame vor dreißig Jahren und jetzt. Alles wird teurer — nicht am wenigsten der Luxus! Wenn wir heute darauf zurückblicken, mit welchen Mitteln man vor einem Menschenalter ein luxuriöses Leben führen konnte, so möchte es uns scheinen, daß uns ein Jahrhundert, und nicht nur drei Jahrzehnte von der Zeit um 1880 trennen. Eine französische Frauenzeitschrift hat kürzlich in einer hübschen Zusammenstellung die Kosten verglichen, die das Leben einer Pariser Weltdame vor dreißig Jahren verursachte und die sie heute macht. Wenn die elegante Dame von 1880 sich von ihrem Lager erhob, so hüllte sie sich in ein Morgenkleid aus Wollmusselin, das mit vielen kleinen Schleifen von Bändern und einem bescheidenen Leinen- oder Spitzenkragen geschmückt war; die reichsten Modelle davon kamen auf 60 bis 80 Frank zu stehen. Für die Straße, die Rennen usw. konnte man bei einem hervorragenden Schneider für 150 bis 300 Frank ein schönes Kleid bekommen; ein Hut, der 100 Frank kostete, galt als eine unerhörte Extravaganz; die meisten Hüte der eleganten Damenwelt überstiegen den Preis von 25 bis 40 Frank nicht. Zu Ausfahrten mietete die Weltdame einen Wagen, der 5 Frank die Stunde kostete; für den ganzen Nachmittag stand er gegen den Preis von 25 Frank zur Verfügung. Wer einen Wagen für den ganzen Monat mietete, galt schon für sehr reich, und eigenes Fuhrwerk bezeugte unwidersprochen den Millionär. Für einen Abendmantel, der mit allerlei schönem Pelzwerk besetzt war, hatte man nicht mehr als höchstens 300 Frank aufzuwenden. Des Nachmittags nahm man in einer eleganten Konditorei der Boulevards eine „Charlotte“ für 40 Centimes und trank dazu ein Glas Malaga für 60 Centimes; und wenn man die Verschwendung voll machen wollte, so ging man abends ins Alcazar, um die Theresen zu hören, und bezahlte für zwei Plätze 6 Frank. Mit 20.000 Livres Rente war man damals reich. Und nun heute! Das Morgenkleid unserer Eleganten besteht, wenn sie etwas auf sich hält, aus feinsten Wäschestoffen und echten Spitzen; 800, 1000 oder 1200 Frank sind nicht zu viel dafür, aber ein Schneider von Ruf liefert ein vollkommenes Morgenkleid erst zu etwa 3000 Frank. Das „bescheidenste“ Schneiderkleid kommt auf 300 Frank zu stehen, ein Straßenkleid auf 600, eine sozusagen einfache Besuchstoilette erfordert 800 bis 1000 Frank; und was das berühmte Kapitel der Hüte angeht, so bezahlt die Dame von Welt für die billigeren ihrer „Behauptungen“ 200 Frank, aber die Hüte für große Gelegenheiten, die mit echten Federn, Aigretten usw. geschmückt sind, müssen häufig mit 1500 Frank bezahlt werden. Daß Pelzmäntel 20.000 Frank kosten und ihr Preis selbst bis zu 100.000 Frank steigt, ist bekannt.

Ein Scherz des Barons Rothschild. Anlässlich des Todes des Barons Rothschild erinnerte der Alfiere an den schon vor längerer Zeit verstorbenen Baron Alfons Rothschild, dessen geistreiche Scherze fast ebenso berühmt waren wie die vielen Millionen, die er aufgehäuft hatte. Von den vielen witzigen Bemerkungen, die über ihn erzählt werden, dürfte die folgende nicht allgemein bekannt sein: Eines Tages ließ sich bei dem Baron ein deutscher Fürst melden. Nachdem er etwa fünf Minuten gewartet hatte, ließ er dem Baron durch den Türhüter sagen, daß er nicht länger im Vorzimmer zu warten gedulde. Der Baron blickte von den Papieren, die er vor sich liegen hatte, kaum auf und sagte nur: „Wenn er nicht draußen warten kann, soll er meinerwegen hier warten.“ Im nächsten Augenblick stand der Fürst im Arbeitszimmer des Barons. Baron Alfons, der gerade mit einer schwierigen Multiplikation beschäftigt war, nickte grüßend mit dem Kopf und schrieb dann in großer Eile weiter. „Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß ich stehe,“ sagte der Fürst in scharfem Ton. — „Nehmen Sie sich, bitte, einen Stuhl,“ erwiderte der Baron mit großer Ruhe. — „Ich muß Sie ferner darauf aufmerksam machen,“ fuhr der andere, immer pikierter, fort, „daß ich Fürst bin.“ — „Dann nehmen Sie sich, bitte, zwei Stühle,“ sagte Alfons Rothschild gleichgültig.

Die Abenteuer einer Millionärstochter. Miß Helen Gould, die von ihrem Vater ein Vermögen von 40 Millionen geerbt hat, wird, wie sie in einem Zirkular an alle Bittsteller erklärte, wöchentlich um zirka 6 Millionen Mark Unterstützung angegangen. Vor wenigen Tagen rächte sich ein nicht angekommener, gut gekleideter Mann dadurch, daß er einen Backstein durch das Fenster warf, in welchem Miß Gould sich gerade aufhielt. Sie selbst wurde nicht getroffen und eine anwesende Dame, Mrs. Edward Scholes, glücklicherweise nur leicht am Kopfe verletzt. Der Täter ist entkommen. In der letzten Zeit sind der Millionärin öfters Drohbriefe zugegangen und einmal soll sogar eine Verschwörung im Werk gewesen sein, sie zu entführen, um ein hohes Lösegeld zu erpressen.

Eine „Dynastie“ von deutschen Postbeamten. Das Städtchen Barntrop kann sich einer wahren Dynastie von Postbeamten rühmen, deren letzter Sprosse, Postsekretär Dieckmeier, vor einigen Jahren in hohem Alter gestorben ist. Die Familie Dieckmeier hat seit ungefähr 200 Jahren in ununterbrochener Reihenfolge in Barntrop Poststellen inne. Der erste Posthalter in Barntrop aus der Familie Dieckmeier hatte dieses Amt schon 1730, er wird in der Kriegsgeschichte Friedrichs des Großen des öfteren erwähnt, da in Barntrop eine sehr wichtige Poststation und ein bedeutender Kreuzungsort von Hannover nach Frankfurt a. M. aus war. Als er im Jahre 1771 starb, erhielt sein Sohn das Amt eines Postmeisters in derselben Stadt. Auch er hatte diese Stellung bis zu seinem Tode 1823 inne. Nach altem Herkommen wurde jetzt der Enkel des alten Dieckmeier zum Posthalter gewählt, der im Jahre 1875 starb. Er verwaltete das Amt über 60 Jahre. Sein Erbe trat sein Sohn an, dem es nur 35 Jahre vergönnt war, das Amt eines Postsekretärs in Barntrop zu bekleiden. Zugleich war er der letzte Nachkomme und Erbe dieser alten Postdynastie, die mit ihm ausstirbt.

Die Diebe und der Bauchredner. Wie man auf eine originelle Art Diebe sicher fangen kann, lehrte eine Verhandlung von der Strafkammer in Halle a. S. Ein Gastwirt in Halle-Giebichenstein besitzt einen Ruf als ausgezeichneter Bauchredner. Das hat natürlich zur Folge, daß sein Lokal eine sehr gute Frequenz aufzuweisen hat. Seine Kunst konnte er aber auch einmal praktisch in Anwendung bringen. Als er nämlich eines Nachts sein Lokal geschlossen hatte und einen Rundgang um sein Haus unternahm, bemerkte er im Hofe zwei Diebe, die sich am Hühnerhaus zu schaffen machten. Um jeden Preis wollte er die Kerle fassen. Wenn er ohne weiteres auf sie zugegangen wäre, wären sie ihm wohl entwischt. Da kam er auf eine glückliche Idee. „Halt!“ rief er den Spitzbuben zu, „keinen Schritt weiter“. Dann setzte er hinzu: „Karrel, bring de Doggen hinten ruff!“ und ließ auch diesen „Karrel“ in veränderter Stimme



**Kaiser Wilhelms kürzlicher Besuch auf Helgoland.**  
Der Kaiser, im Gespräch mit Admiral Schröder, dem Kommandanten von Helgoland, vor seiner Abreise auf der Helgoländer Landungsbrücke.



**Wie man in Amerika pflügt.**

An Stelle des wohl malerischen, aber überaus mühsam zu gebrauchenden Pfluges, den der Landmann bisher benutzte, ist in Amerika die Pflugmaschine getreten. Unser Bild zeigt die neueste Maschine dieser Art, die gleichzeitig zehn lange Erbschichten umpflügt. Die Maschine wird mit Petroleum betrieben und von zwei Personen bedient, von denen eine die Maschine lenkt, die andere die Hebel reguliert.

antworten. Desgleichen ahnte er die schnarrende Stimme eines Schutzmannes nach, so daß die Diebe ganz verduzt wurden, sich umstellt glaubten und sich von dem schlaun Bauchredner ohne weiteres festnehmen ließen. Auf der Straße kamen zufällig einige Soldaten daher, die die Burschen mit nach der Wache bringen halfen.

Ein Motor, der nicht laufen will. Ein eigenartiges Mißgeschick passierte vor kurzem einer amerikanischen Fabrik,

die elektrische Motoren erzeugte; sie sandte nämlich ihrem Kunden einen Motor, der absolut nicht laufen wollte. Die Ursache verhielt sich folgendermaßen: Ein Farmer in Kansas wollte einen Teil seiner Farmarbeiten durch elektrische Kraft besorgen lassen und er schrieb daher an eine bekannte Firma, die elektrische Maschinen baut, sie möchte ihm doch einen bestimmten elektrischen Motor laut Katalog senden. Da das Geld dem Auftrag beilag, wurde derselbe ausgeführt und gleichzeitig ein Diagramm beige-

geben, welches aufs genaueste die Verbindungen, die zu machen waren, nebst einer Instruktion, wie sich der Farmer dabei benehmen müsse, enthielt. Nach einiger Zeit erhielt die Firma die Nachricht von dem Farmer, daß die Anweisungen aufs genaueste befolgt seien, daß aber der Motor dennoch nicht laufen wolle. Nun erging eine neue Unterweisung an den Farmer mit wiederholter genauester Detaillierung der Verbindungen. Wieder kam ein Brief, daß der Motor immer noch nicht funktioniere. Nun blieb der Firma nichts anderes übrig, als einen ihrer Monteure nach Kansas zu schicken. Der konstatierte nun, daß tatsächlich die Verbindungen nach der Anweisung tadellos ausgeführt waren, daß sich aber auch im Umkreise von 40 km keine elektrische Kraftquelle befand, und daß der Motor daher im vollsten Sinne des Wortes isoliert war. Daß ein Motor auch gespeist werden müsse, hatte der gute Farmer ganz übersehen.

Ein erster Versuch zur Entthronung des Dampfes in der Hochseeflotte. Die Hamburg-Amerika-Linie hat jetzt ein Transportschiff von 9000 Tonnen im Bau, in welchem der Dampf überhaupt keine Verwendung mehr findet. Die Zeit der Dämmerung scheint für die Dampfer zu beginnen, denn der Motor nimmt die Stelle der Dampfmaschine ein. Es ist dies vorläufig ein Versuch, der ja zeigen wird, was der Motor als Antriebsmittel für große Schiffe zu leisten vermag. Zwei Gründe sprechen von vornherein für den Motor: die Ersparnis an Raum und an Brennmaterial. Was den Raum betrifft, so erspart man bei Anwendung motorischer Kraft 75 Proz., so daß also für Ladung ein sehr bedeutendes Raumausmaß gewonnen wird, ferner erspart man an Personal, denn die Motoren des im Bau befindlichen Schiffes werden nur drei Maschinisten und drei Heizer brauchen. Das Petroleum, das nun statt der Kohle als Heizmaterial dient, führt eine weitere Ersparnis von 75 Proz. herbei, denn bei dem Dampfer können nur 16 Proz. des Energiewertes des Heizmaterials in nutzbare Energie übergeführt werden, während der Gebrauch des Motors das Quantum der nutzbaren Energie auf 30 Proz. erhöht. Das neue Schiff soll Anfangs 1912 fertig sein und wird zwischen Hamburg und New York und Philadelphia verkehren. Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß es ausschließlich ein Produkt deutscher Arbeit sein wird.

Eine tragikomische Erbenschaftsgeschichte ist dieser Tage im Foyer des Reichstages viel belacht worden. Im Kreise Stuttgart starb kürzlich ein Schneidermeister, der von der Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit seines Reichstagsabgeordneten so begeistert gewesen war, daß er diesen zum Universalerben eingesetzt hatte. Der also ganz unerwarteterweise bedachte Erbe hatte keine Ursache, die Annahme der Erbenschaft auszuschlagen, und erhielt nach Abzug von Erbchaftsteuer, Stempelgebühren usw. rund 1400 Mark in bar ausgezahlt. Einige Zeit danach erschien nun in seinem Hause eine ältliche Frau, in sichtbarer Trauer schwarz gekleidet, und legitimierte sich als die seit Jahren getrennte Ehefrau des verstorbenen Schneidermeisters. Sie hatte zwar kein gesetzliches Anrecht an den Nachlaß ihres „Seligens“, hoffte aber, daß man ihr moralisches Recht gelten lassen werde. Der Erbnachfolger, ein vornehm denkender, praktischer Sozialist und Christ, zahlte ohne weiteres 700 Mark an die „trauernde Witwe“ aus. Kurze Zeit darauf kam ein amtliches Schreiben des Magistrats der Stadt E., worin nachgewiesen wurde, daß der verstorbene Schneidermeister jahrelang Armenunterstützung erhalten habe, die nunmehr aus der Erbschaftsmasse in Höhe von 400 Mark zurückgefordert werde. Blieben dem Universalerben noch 300 Mark. Dieses Geschäft war kaum erledigt, da ging ein rundliches, mehrere Kilo schweres Naehnahmepaket vom Krematorium in C. ein, das mit der netten Summe von 288,75 Mark einzulösen war. Denn der in seinem Leben durchaus modern veranlagte Meister von Zwirn und Nadel hatte sich auch noch verbrennen lassen. So ist denn das Universalerbe zusammengeschrumpt auf 11,25 Mark und einen toten Schneider im Glase. Ob die 11,25 Mark nächster Tage nicht auch noch abgeholt werden?

„Meine Herren Kollegen und Ignoranten!“ Ein amüsanter Fall von offener Geradheit, wie er in solcher Form im akademischen Leben wohl nicht alltäglich ist, versetzt die ehrwürdige philosophische Fakultät der Universität Toulouse gegenwärtig in nicht geringe Erregung. Der Lehrstuhl für Physik war neu zu besetzen, und der Rat der Fakultät hatte den Professor Bouasse damit beauftragt, seinen Kollegen über die Befähigung der Kandidaten Bericht zu erstatten. Die Herren waren zur Beratung versammelt und harrten nun der Darlegungen des erwählten Berichterstatters; doch die ehrsam Professoren starrten nur in wortloser Verblüffung auf den Kollegen, der seine Darlegungen mit folgenden kurzen und markigen Sätzen begann: „Ich werde Ihnen keinen Bericht erstatten und Ihnen auch sagen, warum. Mit Ausnahme des Professors Camichel sind Sie in Sachen der Physik vollkommene Ignoranten. Wenn ich daher vor Ihnen die Befähigung und die Verdienste der Kandidaten erörtern wollte, würde ich meine und Ihre Zeit vergeuden. Auf der andern Seite wäre es überflüssig, dem Professor Camichel, dem einzigen Sachverständigen, das erst vorzutragen, was er ebenso gut weiß wie ich. Was Ihre Ignoranz anbelangt, so ist bewiesen, daß sie unüberwindlich ist. Wenn Sie zur Beratung kommen, wissen Sie längst, bevor der Berichterstatter auch nur gesprochen hat, wen Sie wählen wollen. Wenn ich also meinen Bericht ablegen würde, würde diese Darstellung nichts fruchten, auch nicht bei dem Conseil Supérieur, dessen Inkompetenz wie durch ein Wunder die Ihre noch übertrifft.“ Dann verbreitete sich der temperamentvolle Redner über den Physiker Professor Bouty, der durch seine miserable Lehrmethode die Physik herabgezogen habe. Inmitten der wachsenden Erregung der Kollegen schloß der Gelehrte mit folgenden Worten: „Die herrschenden Systeme züchten ein Heer von Unfähigen heran und machen die französische Wissenschaft und unser Institut zum Gespött der Welt. Derselbe Professor Bouty behauptet, daß der beste französische Physiker der Gegenwart Mme. Curie sei, die eine Polin ist. In Wirklichkeit ist die französische Akademie der Wissenschaften der Zufluchtsort einer Armee von Ignoranten.“ Und der Redner schloß seine im akademischen Leben nicht alltägliche Ansprache mit der beruhigenden, halb ernst, halb ironisch vorgetragenen Erklärung, daß seine Kollegen über ihre eigene Ignoranz in Sachen der Physik nicht zu erröten brauchten, sie, „die doch alle ihren Lehrstuhl nur durch wirkliches Verdienst errungen haben, ohne Protektion und Stützen, sie, die als Leuchten in ganz Europa bekannt und geehrt sind.“

Die Rasierstube im Löwenkäfig. Ueber eine schreckliche Szene im Löwenkäfig, die sich in Alsenborn bei Kaiserslautern abspielte und der der dreißig Jahre alte Friseur Feierabend zum Opfer fiel, wird folgendes berichtet: Das Programm hatte sich bis auf den letzten Teil abgewickelt, die Tiere, besonders die prächtige Löwengruppe, arbeiteten wie immer unter ihrer bewährten Leitung willig und ruhig. Mit lauter Stimme verkündete der Direktor Wieser als interessanteste Szene für den Schluß: „Die Rasierstube im Löwenkäfig“. Der Friseur Peter Feierabend hatte sich freiwillig erboten, in Gegenwart der fünf Löwen den Besitzer zu rasieren. Vom Publikum begrüßt, betrat der Friseur den Käfig. Funkelnden Auges verfolgten die Bestien jede Bewegung des fremden Besuchers. Als dieser dem Direktor die rechte Gesichtshälfte rasiert hatte und sich nun anschickte, hinter dem Stuhl herumgehend, auf die andere Seite zu gelangen, stürzte sich mit einem Satz ein Löwe auf den Barbier, riß ihn zu Boden und packte ihn mit den mächtigen Zähnen. Nun begann ein nervenaufregender Kampf. Der Ueberfallene suchte sich, auf den Knien liegend und mit den Händen entgegenstrebend, aus dem Löwenrahen zu befreien, die Dompoteure stürzten auf die Bestie los und machten vergebliche Versuche, ihr das Maul aufzureißen; auch die Wärter stürmten mit langen zweizinkigen Gabeln auf den Löwen zu. Die greise Besitzerin hielt unterdessen mit der Peitsche die anderen, unruhig gewordenen Tiere im Schach. Die Bändigerin lag auf dem Löwen und biß ihn ins Ohr. Nach minutenlangem, entsetzlichen

# Berndorfer Metallwaren-Fabrik

**Arthur Krupp, Berndorf Austria**

5000 Arbeiter, — Tägliche Erzeugung 3 500 Dtdz. Bestecke.

Schwer versilberte

## Bestecke und Tafelgeräte aus Alpacca-Silber



Eigene Niederlage in Europa:

**Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,  
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien**

Schutzmarken;

A. KRUPP  BERNDORF



080  BMF

für Alpacca-Silber I.

für Alpacca-Silber II.

für Alqacca

Ringem gelang es, dem Löwen den Rachen aufzureißen und von seinem Opfer abzubringen. Blutüberströmt trugen die Wärter den tollkühnen Friseur aus dem Käfig. Aus einer furchtbaren Nackenwunde sickerte unaufhörlich das Blut und aus der zerquetschten Schläfe quoll die weiß-graue Gehirnmasse. Wenige Stunden später trat der Tod ein.

Vom Kriegsminister Brun. Eine hübsche Anekdote von dem verstorbenen französischen Kriegsminister General Brun erzählt der „Gaulois“: Der General war in den Sommerferien des vorigen Jahres in seiner Heimat Marmande und hatte eines Tages die Idee, nach Gasteljaloux sich zu begeben, dem Geburtsorte der Cadets de Gascogne. Er wurde natürlich dort mit grossen Ehren aufgenommen und hatte für jedermann ein lebenswürdiges Wort. Aber sein Vorrat in diesen erschöpfte sich, und als nun ein braver Landarzt an ihn herantrat, der sich in der Intimität rühmte, der Schulkamerad des Ministers im Gymnasium von Marmande gewesen zu sein, den aber der General nicht wiedererkannte, rief der Minister aus: „Ah, mein braver Cadichou, wie geht's?“ Natürlich in der provençalischen Mundart. Cadichou ist nun einfach ein Koséwort in dieser; natürlich war der Landarzt sehr geschmeichelt, und erwiderte: „Und du, mein braver Minister?“ — „Und du reitest noch immer auf deiner alten, grauen Stute?“ — „Noch immer! Welch ein Gedächtnis!“ — Nachher fragte der Adjutant des Ministers ihn: „Wie haben Sie sich denn an die alte graue Stute Ihres ehemaligen Schulkollegen erinnern können?“ — „Ich habe den braven Doktor in meinem Leben nicht gesehen,“ erwiderte General Brun lachend, „und noch weniger seine graue Stute. Aber da er in Schäftenstiefeln erschien und sein Rock mit einigen grauen Haaren behangen war, habe ich mich herausgewagt und es auch glücklich getroffen.“ — Also Sherlock Holmes, aber bescheidener.

Wie Moltke im Feuer stand. Der Gedenktag an den Einzug des deutschen Heeres in Paris ruft, wie der „Inf.“ aus Offizierskreisen geschrieben wird, die Erinnerung daran wach, wie oft der greise Generalfeldmarschall Graf v. Moltke im Kriege 1870/71 besonders vor Paris sich in die größte Gefahr begab, und mit welcher unerschütterlicher Ruhe er im größten Kugelregen seine Beobachtungen anstellte. Besonders eine Episode sei wiedergegeben, wie sich Moltke durch seinen Heldenmut einmal in großer Todesgefahr befand. Es war am 11. Januar 1871. Der Kampf wurde vor Paris auf beiden Seiten mit größter Hartnäckigkeit und Todesverachtung geführt. Besonders an der Südfront in der Nähe des französischen Forts Ivry, wo das 2 bayrische Armeekorps stand, war der Kampf äußerst heftig, und ununterbrochenes Gewehrfeuer ertönte, da die Position der Deutschen derartig war, daß von ihrem äußersten Vorposten aus der Feind vorzüglich beobachtet werden konnte. Die Franzosen wußten das und wollten darum unter allen Umständen eine ruhige Beobachtung ihrer Lage von seiten der deutschen Vorposten verhindern. Jeder Schritt, der hier gemacht worden ist, wurde tatsächlich mit Lebensgefahr erkauft. Es wurden stets die allergrößten Vorsichtsmaßregeln bei Postenabläsungen angewendet. Eines Tages erschien plötzlich in einem alten und ziemlich ramponierten Ueberrock, eine zerdrückte Mütze auf dem Kopf, den Feldstecher in der Hand, der greise Feldmarschall zur größten Ueberraschung der Offiziere und Mannschaften. Er hatte mit scharfem Auge erkannt, daß von hier aus der Ausblick sehr günstig war und wollte sich diese gute Gelegenheit nicht entgehen lassen. Als der Feldmarschall Miene machte, weiter über die Schützenketten hinaus vorzugehen, wollten ihn die Offiziere davon abhalten unter Hinweis auf die Gefährlichkeit der Lage. Moltke wehrte aber lächelnd alle Einwände ab und sagte: „Wo so viel Soldaten

stehen und kämpfen, ohne an ihr kostbares Leben zu denken, da werde ich auch mal eine kleine Sekunde nachschauen können, ohne daß es bald an Hals und Kragen geht.“ Er wehrte auch gleichzeitig jede Begleitung ab, da er meinte, allein im Kugelregen am sichersten zu sein. „Denken Sie mal an“, sagte er, „wenn wir 10 Mann hoch gehen, dann brauchen sich die Herren Franzosen nur den 10. Teil so anzustrengen, um uns zu sehen und zu treffen, wie wenn ich allein gehe.“ Mit diesen Worten führte er seinen Plan aus und sprang wie ein junger Soldat von einer gedeckten Stellung zur anderen, um von den Franzosen nicht gesehen zu werden. Eine kurze Strecke, wo Deckung fehlte, lief er so rasch, daß niemand in diesem Krieger einen Mann von fast 71 Jahren vermutet hätte. Trotzdem die Offiziere und Mannschaften sahen, daß der Heerführer auch das Handwerk eines einfachen Schützen und Soldaten vorzüglich verstand, warteten sie doch mit Zittern und Zagen auf seine Wiederkehr. 48 Minuten nach 11 Uhr kam er plötzlich hinter einer Deckung hervor, schmunzelte und ging grüßend, ohne ein Wort weiter zu sagen, seines Weges. An seinem Gesicht konnte man aber erkennen, daß er all seine Absichten erreicht hatte.

„Notre Dame de France“. Neben den vielen bekannten Kolossalstatuen, wie die „Bavaria“ bei München und die Freiheitsstatue im Hafen von New York, giebt es ein seltsam schönes Riesenstandbild auf einem eigenartigen Platz, das wenig bekannt sein dürfte. Es ist eine Riesenbildsäule der Jungfrau Maria, die sich auf einem Bergkegel bei Le Puy im Departement Ober-Loire in Frankreich erhebt. Weithin sichtbar ragt die Spitze des Felsens empor und veranlaßte einen Abbé Combolat im Jahre 1850 zu dem Vorschlag, dort hoch oben eine Statue der Heiligen Jungfrau zu errichten. Dieser Vorschlag wurde angenommen, doch vergingen noch einige Jahre bis zu seiner Ausführung. Im Jahre 1859 endlich fand die Einweihung und Enthüllung von „Notre Dame de France“ statt unter allgemeiner Anteilnahme der Bevölkerung. Die Figur stellt die Himmelskönigin dar mit dem Sternendiamant und im blumengeschmückten Mantel, auf dem Arme hält sie das Jesuskind, das segnend seinen Arm über das Land ausstreckt. Die etwa 17 Meter hohe Statue ist innen hohl und auf einer durch Fensterchen erleuchteten Wendeltreppe zu besteigen. Der Vorderarm, der das Kind trägt, ist dreidreiviertel Meter lang. — Außerst schwierig war die Herstellung und das Zusammensetzen der Figur, ebenso der Transport der schweren Metalle und ihr Herauschaffen auf den Felsen. Zu dem Material wurde u. a. Gußeisen von russischen Kanonen verwendet, die bei Sebastopol erbeutet und vom Kaiser Napoleon, der auch sonst zum Bau der Statue große Summen stiftete, zum Geschenk gemacht wurden.

Der letzte Kanonenschuss im Kriege 1870/71. — Der letzte Schuß, der im Kriege 1870/71 gefallen ist, war nicht, wie vielfach angenommen, der Schuß auf Paris, der am 27. Januar 1871 zwei Minuten nach 12 Uhr abgefeuert wurde, sondern der letzte Schuß im ganzen Kriege fiel erst am 13. Februar, abends 9 Uhr, bei der Belagerung der Festung Belfort. Generalleutnant v. Treskow wollte, nachdem am 8. Februar die beiden großen Schanzen von Belfort, die „Hautes perches“ und „Basses perches“ von dem Bataillon Jauer des 7. Landwehrregiments genommen worden waren, Belfort im Sturm erobern. Er hatte zu diesem Zwecke 48 neue Geschütze auffahren lassen. Am 10. Februar begannen aber schon die ersten Verhandlungen, die dann am 13. Februar ihr Ende fanden. Während der Friedensverhandlungen fiel kein Schuß. Erst um 3/4 9 Uhr abends — nach den Mitteilungen anderer Augenzeugen um 1/2 6 Uhr abends — sahen plötzlich die Belagerer noch einmal einen Schuß aufleuchten, durch den übrigens noch ein deutscher Soldat getötet wurde. Dann wurden die Verhandlungen endgültig abgeschlossen und die deutschen Soldaten mit militärischen Ehren auf dem Friedhofe von Méroux bestattet. Der Abschluß der Kapitulation erfolgte erst am 16. Februar 1871, wobei der Besatzung unter ihrem tapferen Oberst Denfert bekanntlich freier Abzug bewilligt wurde. Am 18. Februar rückten die Deutschen in Belfort ein.

Aus der Schule. In einem Dorfe im Thüringer Wald ist der Herr Schulrat angekommen und hält Revision. Und die bringt den Herrn Lehrer gar kein Lob ein. Vor allem hat der Schulgewaltige eines als recht mangelhaft empfunden, das ist die Höflichkeit der dörflichen Schüler, und er ermahnt den Herrn Lehrer auf die Pflege dieser löblichen Eigenschaft mehr denn je Gewicht zu legen. So gezieme es sich beispielsweise, daß die Kinder der Antworten auf seine Fragen stets die Worte „Herr Schulrat“ beifügen. Der Lehrer versprach, hier Wandel zu schaffen, und schon bei der nächsten Revision konnte der Herr Schulrat konstatieren, daß seine Mahnung Früchte getragen hatte. Schon in der ersten Prüfungsstunde, beim Religionsunterricht, passierten dadurch einige lustige Frage- und Antwortspiele. Bei der Erzählung vom Sündenfall fragte der Gestrenge: „Mit welchen Strafworten wandte sich Gott an Adam?“ Antwort: „Die Erde sei verflucht, um deinetwillen, Herr Schulrat!“ Zweite Frage: „Was sprach Gott zur Schlange?“ Antwort: „Auf deinem Bauch sollst du kriechen, Herr Schulrat!“ Da wandte sich der Herr Schulrat an einen anderen Schüler und fragte diesen nach dem Schlusse der Strafrede. Und da ward ihm folgende Antwort: „Du sollst Staub fressen dein Leben lang, Herr Schulrat!“ Da empfahl sich der Herr Schulrat schleunigst, vor so viel Höflichkeit bangte ihm.

Das Ende von Lina Cavalieris Ehe. Ein New Yorker Blatt meldet, daß die oft besprochenen ehelichen Zwistigkeiten der bekannten italienischen Sängerin Lina Cavalieri und ihres Gatten, des Millionärs Robert Chanler, demnächst mit einer Scheidung endigen werden. Die Cavalieri hat sich verpflichtet, selbst den Scheidungsantrag zu stellen, ohne die Durchführung des vor der Hochzeit aufgesetzten berühmten Schenkungsvertrages zu verlangen. In dem Vertrag gab Chanler kund zu wissen, daß er seiner Frau alle seine Liegenschaften, die Millionenwerte darstellen sollten, schenke und außerdem noch eine jährliche Rente im Betrage von 20.000 Dollar zusichere. Später soll sich dann herausgestellt haben, daß Chanler mehr verschenkt hatte, als er überhaupt je besessen haben konnte. Jetzt heißt es, daß der Millionär, der als ein sehr exzentrischer Herr geschildert wird, seiner schönen Frau für den Verzicht auf die Fortsetzung der Ehe und auf die Schenkungsakte eine einmalige Abfindung von 50.000 Dollar zu zahlen gedenke. Wenn man Chanlers Freunden Glauben schenken darf, wäre der Gatte der Cavalieri sozusagen überrumpelt und geprellt worden, als er die Schenkungsurkunde unterzeichnete. „Ich hatte“, so soll er selbst erzählt haben, „niemals die Absicht, meinen ganzen Besitz aus der Hand zu geben, fühlte aber, während ich noch das Für und Wider sorgsam erwog, plötzlich, wie meine Braut mir ihre weichen Arme um den Hals legte und mir zärtlich ins Ohr flüsterte: „O, Robert, ich liebe dich!“ Da war es um mich geschehen. Ich hätte in diesem Augenblick auch meine Seele verschenkt.“ Lina Cavalieri behauptet, daß sie auf das ihr laut der Schenkungsurkunde zukommende Riesenvermögen freiwillig Verzicht leiste, weil sie des ewigen Haders und der Zänkereien müde sei; sie und ihr Gatte seien zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Ehe, wie sie sie führten, doch nicht von Dauer sein könne. Aus diesem Grunde wollten sie beide wieder frei werden. Der Scheidungsprozeß soll in Frankreich zur Verhandlung kommen.

Ehrliche Leute. Skandinavien gilt als das Land der ehrlichen Leute: hier kann man an fern von der Heerstraße gelegenen einsamen Orten, die keine Apotheke haben, Kisten mit allerlei Arznei und Verbandstoffen unbeaufsichtigt an den Baumstämmen hängen lassen, ohne befürchten zu müssen, daß irgend jemand den öffentlichen Medizinkasten gratis benutzt; die Bauern legen vielmehr gewissenhaft den Preis für die von ihnen gebrauchten Medizinalsachen, der auf den Flaschen und Schächtein genau angegeben ist, in eine besondere Abteilung des Kastens, und es wird keinem Menschen einfallen, das Geld, das oft tagelang dort liegen bleibt, auch nur anzurühren. Man darf aber nicht glauben — so schreibt Ernesto Serao in der Ora —, daß solche bewundernswerte Ehrlichkeit nur in Skandinavien zu Hause sei: es giebt auch im Veltlin ganze Ortschaften, in denen Diebstahl etwas

anz Unbekanntes ist, und es gibt vor allem im Kanton Tessin Dörfer, wo man seit undenklichen Zeiten noch nie etwas von einem Verbrechen gegen das Eigentum gehört hat; man ist hier so grundrührlich, daß man in einem Diebstahl eine Schmach für eine ganze Generation sehen und eine Familie, der ein Dieb entsprossen wäre, bis ins dritte Geschlecht ächten würde. Die Ehrlichkeit, die hier Landessitte ist, hat sich auch auf die vielen nur zeitweilig im Lande weilenden italienischen Saisonarbeiter, die zum größten Teil aus der Gegend von Bergamo und Mantua stammen, übertragen: sie werden von den „Eingeborenen“ geradezu systematisch zur Ehrlichkeit erzogen und sind, wenn sie sich bei einer auch noch so unbedeutenden Spitzbüherei ertappen lassen, für immer im Lande unmöglich. In dem am äußersten Saume des Tessin gelegenen Val Capriasca darf man nicht einmal gefundene Gegenstände mit nach Hause nehmen; man muß sie vielmehr dort, wo man sie gefunden hat, so hinlegen oder aufstellen, daß sie dem Erfinder, wenn er sie etwa suchen kommen sollte, sofort in die Augen fallen. Eines Tages verlor eine Amerikanerin während eines Ausfluges, der sie nach dem ehrlichen Tale geführt hatte, eine Börse, die außer einer wertvollen goldenen Taschenuhr mehrere Goldmünzen enthielt. Man kann sich denken, wie erstaunt sie war, als sie bei der Rückkehr, auf der Straße zwischen Oggio und Cresserate, ihre Börse unangetastet und weithin sichtbar auf einem hoch aufgeschichteten Häuflein Laub liegen sah. Solch schöne Kollektivachtung vor fremdem Eigentum ist seit dem großen Erdbeben auch in Messina festzustellen. Hier hängen an den Veranden all der vielen Holzhäuschen ganze Mengen Kleider und Wäsche, die auch während der Nacht draußen bleiben; und es ist seit zwei Jahren auch noch nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß eine Hand, und wäre sie auch noch so dürftig, sich ausgestreckt, um von den einen auch nur ein Taschentuch wegzunehmen.

Freude an der Arbeit. Nichts ist gefährlicher für ein Kind als Untätigkeit und Unbeschäftigtsein; Müßiggang ist der Vater vieler Unarten, und Langeweile hat schon mancher Bosheit im Leben verholfen. Jedem Kinde, wenn es gesund ist, wohnt von Jugend auf ein Trieb inne, der gleich nach dem des Hungers und des Durstes kommt, der Trieb zur Tätigkeit. Schon das kleine Baby, welches sein Püppchen aus dem Wagen wirft, ist nicht unartig, es will nur etwas tun. Und die Eltern? Wer hätte auf seinem Spaziergang durch die Straßen nicht schon mitangesehen, wie Knaben und auch Mädchen, ganz gleich, ob sie begüterten oder ärmeren Familien entstammen, den Arbeitern am Wege helfen? Wie sie eifrig Sand oder Schnee schippen, oder Holz packen? Warum tun sie das? Weil es ihnen keine Arbeit, sondern eine Freude ist. Mancher Mutter wird einwenden: „Ja, wenn sie das nur zu Hause täten, würden, da erreiche ich das nie.“ Und warum? Weil es ihnen zu Hause keine Freude bereitet. Würde ihnen ihr Tun mundgerecht, das heißt, ihrer Phantasie gemäß gemacht, auch im Hause wäre die Arbeit eine Freude. Welchen Genuß hat nicht ein Kind an dem, was es auf dem Wege der Selbsttätigkeit, d. h. mit Übung und Arbeit seiner Kräfte sich erworben hat! Und wie erklärt sich das Geheimnis, daß die Kinder bei dem einen Lehrer in der Schule so gute Fortschritte machen, während sie bei dem andern im gleichen Fache nur schlechte Resultate erzielen? Der eine versteht es eben, ihnen die Arbeit zur Freude zu machen, während sie bei dem andern zur Qual wird. Was ein Kind gern tut, tut es gut. Und diesem Prinzip sollte jede Schule folgen können. Ein bekannter Pädagoge, Hilstorff, sagte einmal: „Nicht diejenige Schule ist die beste, in der die Kinder die meisten Kenntnisse empfangen, sondern diejenige, in der sie auf dem Wege der Selbsttätigkeit sich ihre Bildung erarbeiten.“ Das, was den Kindern (und auch den Erwachsenen) das Höchste und Schönste sein sollte, ist die Schaffensfreude; nur mit ihr läßt sich ein glückliches Menschengeschlecht heranziehen. Jahre um Jahre galt auf unseren Gymnasien und Schulen nur das eine Prinzip: Kenntnisse und Wissenschaften zu erwerben. Sorgen und Qualen brachten die Schuljahre dem Kinde; jetzt haben die Pädagogen sich darauf besonnen, daß neben der Ausbildung der Sinnesorgane auch die Hand und der Tatsinn der Entwicklung bedürftig sind. Der Hand-



Automat für Einschreibbriefe.

Unser gesteigerter Verkehr erheischt eine schnellere Abfertigung der Postsendungen, als sie durch die bisherige Art des Schalterdienstes möglich ist. Deshalb sucht man auch hier die menschlichen Kräfte durch maschinelle und zwar durch Automaten, zu ersetzen, wie einen solchen die beistehende Abbildung darstellt. Dieser Automat wird von der „Dapag“ (Deutsche Post- und Eisenbahn-Verkehrswesen-Aktiengesellschaft) in Berlin hergestellt und funktioniert in sehr einfacher Weise folgendermaßen: Nach dem Öffnen der an der Vorderseite des Automaten befindlichen Tür schiebt der Aufleser den aufzugebenden Einschreibbrief in den Einwurfschlitze hinein. Es können Briefe jeden Formats bis zu den größten Aktienwerts aufgegeben werden. Sie müssen, wenn sie nicht als unfrankiert gelten sollen, mit den erforderlichen Frankomarken versehen sein. Dann wird die Tür geschlossen, wodurch bewirkt wird, daß sich die unter ihr befindliche Kurbel drehen läßt. Dreht man die Kurbel zweimal, so kommt der Brief zwischen zwei Walzen, die ihn mit entsprechendem Aufdruck versehen und die Marken entwerfen. Gleichzeitig fällt der ebenfalls von den Walzen bedruckte Einlieferungsschein in der Öffnung unter dem Schlitze heraus und kann als Quittung von dem Einlieferer entnommen werden.

fertigungsunterricht, der die Freude an körperlicher Arbeit zeitigt, ist endlich in sein Recht getreten. Er soll den Kindern nicht die Möglichkeit zum Erwerb schaffen, er soll sie nur zur Selbstständigkeit erziehen, zur Betätigung ihrer Kraft, soll die Abwechslung zwischen geistiger und körperlicher Beschäftigung geben. Ein Erzieher zur Freude soll er sein. Denn niemand wird doch das köstliche Gefühl der Freude unterschätzen, welches ein Kind empfindet, wenn es, ganz aus eigener Kraft, einen Gegenstand hergestellt hat! Früher galt der Satz: „Wissen ist Macht.“ Jetzt hat ein moderner Pädagoge ihn umgewandelt in: „Können ist Macht.“ Nicht der Kopf allein ist notwendig, sondern auch die Hand. Und wenn der Kopf ermüdet, so wird doch noch die Arbeit mit der Hand freudig erfüllt werden können. Der Knabe im besonderen zeigt sich oft recht ungeschickt im Gebrauche seiner Finger. Wie schnell ist dem abgeholfen, wenn die Basteleien mit Holz, Metall, Pappe usw. anfangen. Sie lernen freudig kleben, tischlern und schlossern. Deshalb gilt allen Eltern, die ihren Kindern Freude und Arbeit zugleich geben wollen, das Wort: „Laßt ihre körperlichen Kräfte nicht leiden unter der Ausbildung der geistigen!“

Englands berühmteste Wahrsagerin. Die als „Zigeuner-Lee“ in ganz England bekannte Wahrsagerin von Devils Dyke bei Brighton ist in diesen Tagen in Brighton zu Grabe getragen worden unter starker Beteiligung der englischen Zigeu-

nerstämme, die in der Verstorbenen lange Zeit ihre Königin verehrten. Frau Lee gehörte einer in der Grafschaft Kent ansässigen Zigeunerbande an und konnte ihren Stammbaum gradlinig 500 Jahre zurückverfolgen. Ihr Sohn Leonard Lee machte einem Mitarbeiter des „Daily Mail“ über den Lebensgang der toten Zigeunerin folgende interessante Mitteilungen: „Meine Mutter versuchte sich als Zukunftsprophetin erstmalig als dreizehnjähriges Mädchen; sie besaß in hohem Grade die Gabe des zweiten Gesichts, die bei Personen reinblütiger Zigeunerabstammung ja gemeinhin stark entwickelt ist. Ihr Vater und Mutter wurden von dem Stamme, der sich damals noch der heutzutage nahezu ausgestorbenen Zigeunersprache bediente, als König und Königin verehrt. Sie selbst folgte in Devils Dyke ihrer Tante Gentilia Hazelgrove, die seit Gründung des Ortes dort lebte und im Alter von 102 Jahren starb. Der Ruf meiner Mutter als Wahrsagerin erfüllte seinerzeit die ganze Welt, und nicht wenige Berühmtheiten haben sie wiederholt aufgesucht. So war der verstorbene König Eduard als Prinz von Wales mehrere Male bei ihr und hat sich stundenlang mit ihr unterhalten. Was sie ihm sagte, wollte sie indessen nie verraten. Auch Gladstone hat sie besucht und hat es selbst nicht verschmäht, den Tee in ihrem Reisewagen einzunehmen. Daß sie der Herzogin von Fife vorhergesagt, wen sie heiraten würde, hat sie uns oft erzählt. Und wie die Genannten gehörten ferner der verstorbene Herzog von Westminster, Rothschild, die Patti, Mrs. Langtry und viele andere wohlbekannte Personen, deren Namen mir entfallen sind, zu ihren Kunden.“ Frau Lee war zuletzt schwachsinnig geworden und starb in einer Irrenanstalt. Als sie ihr Heim verließ, wurde ihr Pony, das ihre Königswürde versinnbildlichte, erschossen und ihr Wagen vernichtet. Das entsprach dem alten Zigeunerbrauch, der auch verlangt, daß sofort nach dem Begräbnis die Kleider, die die alte Zigeunerin getragen, verbrannt werden, da nichts, womit die Königin persönlich in Berührung gekommen, in andere Hände übergehen darf.

Die Herkunft der Cleo de Merode. Die bisher in tiefes Dunkel gehüllte Herkunft der Tänzerin Cleo de Merode ist sprechendsten Versionen über dieses Rätsel verbreitet waren, nun endlich gelichtet worden, nachdem jahrelang die wiederholte wie ein Privattelegramm aus Meran meldet, ist dort der Vater Cleo de Merodes, der bekannte Tiroler Landtagsabgeordnete Dr. Theodor Cristomanes, 54 Jahre alt, gestorben. Die berühmte Pariser Schönheit ist also eine — Tirolerin. Wer hätte das gedacht? Der fremdartige Reiz im Gesichte dieser Beauté, der so gar nichts Germanisches an sich hat, wird übrigens erklärlich, wenn man erfährt, daß die Familie Cristomanes aus Griechenland stammt.

Moderner Zeitungsbetrieb in Zahlen. Wenn sich auch kaum feststellen lassen wird, wie viele Zeitungen täglich die Druckpressen der Welt verlassen, so hat man doch berechnen können, daß sich die Zahl der Tageszeitungen der gesamten Erde auf rund 70.000 beläuft. Beinahe ein Drittel von ihnen, nämlich 21.950, werden in den Vereinigten Staaten gedruckt, und an dieser Zahl wiederum hat der Staat New York einen beträchtlichen Anteil. Die Summe der Zeitungen beträgt im ganzen jährlich über zehn Milliarden. Bezüglich des finanziellen Erfolges werden alle Zeitungen von der New Yorker „World“ übertroffen, die in 25 Jahren 450 Millionen Franken erworben hat und auf deren Maschinen in einer Stunde 250.000 Exemplare gedruckt werden. Einst kaufte Gordon Bennet, der Vater des jetzigen Direktors des „New York Herald“, ein Bauerngrundstück für einen Spottpreis, jetzt erhebt sich darauf der 26 Stockwerke hohe Palast dieser Zeitung. Der gewaltigen Ausdehnung des Zeitungswesens entspricht natürlich ein fabelhafter Verbrauch an Papier. Es werden jährlich in der ganzen Welt rund 103 Millionen Zentner Zeitungspapier angefertigt.

Der Aviatiker Legagneux als Kinokünstler. Ein ebenso interessantes wie amüsantes Experiment ist dieser Tage auf dem Flugfeld bei Nizza unternommen worden. Der Aviatiker Legagneux steht mit seinem Zweidecker Farman im Mittelpunkt eines Films, den eine der bedeutendsten kinematographischen Ge-

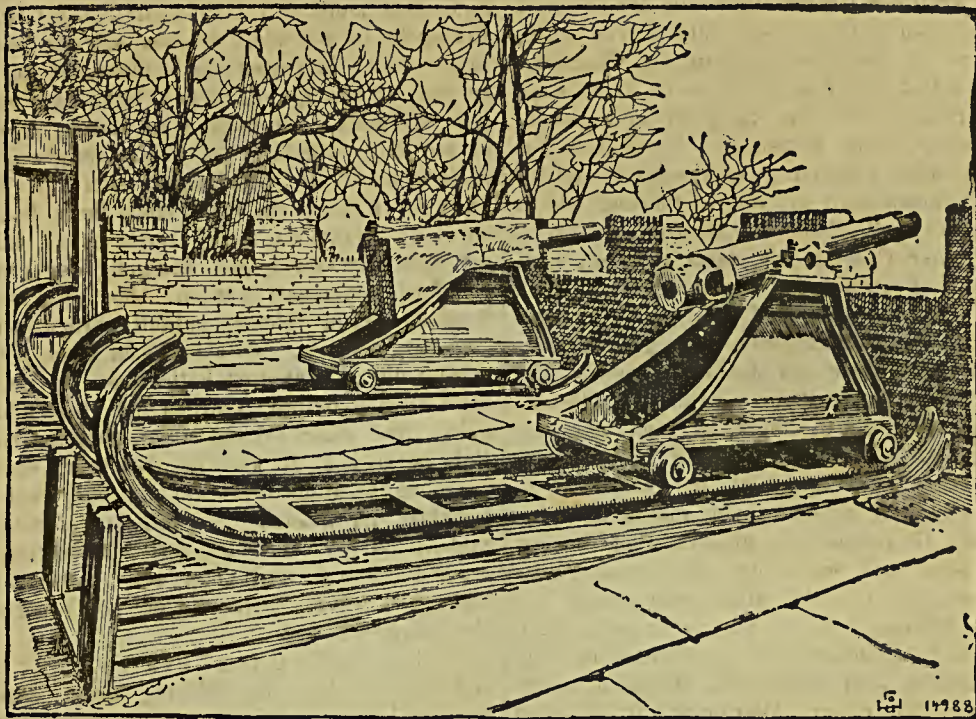


Bürgermeister Trömel-Niedom.  
der seit einigen Tagen verschwunden ist.

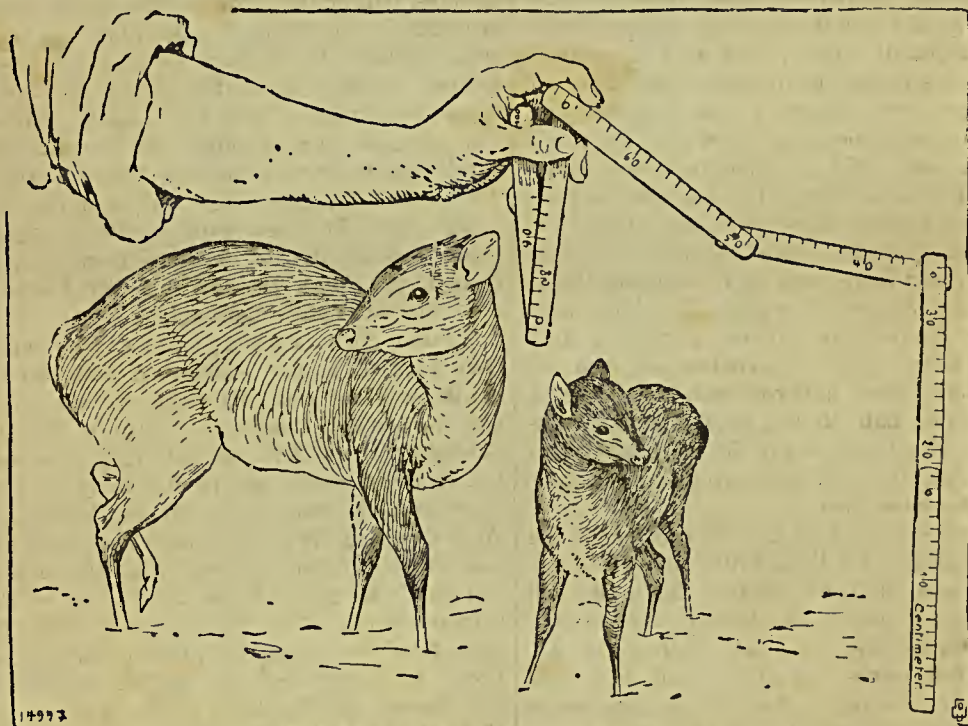
sellschaften Italiens, die Milano-Film-Kompagnie, aufnehmen ließ. Dem Szenarium dieses Films lag folgende Idee zugrunde: Einen Spion ist es gelungen, sich wichtiger Dokumente zu bemächtigen. Um der bevorstehenden Entdeckung und Verhaftung zu entgehen, ist er im Begriff die Flucht zu ergreifen und will versuchen sich nach Italien zu retten. Sein Signalement ist inzwischen aber schon der Polizei übermittelt worden und Polizeibeamte überwachen sämtliche Bahnhöfe. Um ihnen zu entgehen, will der Spion die Grenze im Aeroplan überfliegen. Er weiß Legagneux, der des Spions wahre Persönlichkeit nicht kennt zu bestimmen, ihn als Passagier mitzunehmen und aus dem französischen Gebiet hinauszuführen. In dem Augenblick, als sich der Aeroplan zur Abfahrt erhebt, erscheinen Gendarmen auf der Bildfläche und feuern auf das Flugzeug. Nach dem Szenarium soll der Spion, der von einer Kugel tödlich getroffen wird, zu Boden fallen und zerschmettert werden. Um diese Szene naturgetreu darstellen zu können, hatte man an dem Lichtmast von Ferber eine Puppe aufgehängt, die man in dem Augenblick fallen ließ, als die Gendarmen ihre Waffen losgefeuert hatten. Der Aviatiker, der glücklicherweise nicht getroffen worden war, landet gleich danach in einer Entfernung von wenigen Metern von den Gendarmen, denen er mit entrüsteter Miene Erklärungen abfordert. Man bemüht sich, die Angelegenheit aufzuklären, während die Leiche des Spions in einen benachbarten Schuppen transportiert wird. Legagneux hat seine Rolle ausgezeichnet gespielt.

Friedrich der Große und der Haderlump. Friedrich der Große ritt einmal bei einem Truppenmanöver durch eine Dorfstraße, als ein Lumpensammler auf der anderen Seite des Weges daher kam und nach altem Brauch durch schrille Töne auf seiner Pfeife die Leute anlockte, ihre Lumpen gegen allerlei Tand aus seinem Karren einzutauschen. Mit allen Zeichen des Unbehagens bedeutete Friedrich seinen Adjutanten, dem Pfeifer ein Geldstück zu überreichen und ihn zum Schweigen zu veranlassen. „Denn erstens,“ erklärte Friedrich, „pfeift der Ker alles falsch, und zweitens habe ich Totengräber und Haderlumps nie ausstehen können. Sie sind beide Handlanger der Vergänglichkeit, die fatale, irdische Ueberreste beiseite schaffen.“

Schlagfluß, Schlaganfall. Körperliche Anlage zum Schlagfluß findet sich oft bei solchen Personen, welche einen kurzen, dicken Hals und untersetzten Körper haben. Ihr Gesicht ist gewöhnlich rot und aufgetrieben, sie leiden oft an Ohrensausen, Schwindel, auch an Uebelkeit in nüchternem Zustande. Am häufigsten werden Gewohnheitstrinker vom Schlaganfall heimgesucht. Um diesem Uebel vorzubeugen oder eine Wiederholung desselben zu verhüten, beobachte man Mäßigkeit im Essen und Trinken, vermeide auch zu große körperliche und geistige Anstrengung, so wie Gemütsbewegungen aller Art. Man genieße eine zeitige und mäßige Abendmahlzeit u. vermeide stets, besonders aber des Abend-



Die Stintfang-Bastion in Hamburg,  
 von der in den stürmischen letzten Tagen den Bewohnern der niedrig gelegenen Stadtteile das nahende  
 Hochwasser durch Kanonenschüsse angezeigt wurde.



Aus dem Berliner Zoologischen Garten.  
 Kamerun - Zwerg - Antilopen, Mutter und Kind. Dies ist der kleinste Wiederfänger  
 Berlins, der vor kurzem im Antilopenhause angekommen ist. Nach dem Leben gezeichnet von Karl  
 Ludwig Hartig, Berlin.

alle Spirituosen. Der Umlauf des Blutes darf nicht durch zu dicht anliegende Kleidungsstücke gehemmt werden, auch ist Hochlagerung des Kopfes im Bette angezeigt. Weiter sind bei schon eingetretenem Schlagfluß alle beengenden Kleidungsstücke sofort zu entfernen, sowie dann und wann oder fortgesetzte 18grädige Umschläge auf den Kopf zu legen, welche beim Warmwerden gewechselt werden müssen, sodann warme Umschläge um die Füße, nach deren Abnahme kräftige, kühle Fußabreibungen erfolgen müssen. Endlich soll man dem Kranken öfter einige Löffel frisches Wasser

einflößen, ihm dann und wann, besonders bei Verstopfung, ein kühles Klystier geben und ihm in ganz reiner, frischer Luft atmen lassen.

War Moltke ein Schweiger? Der große Schlachtendener aus den Kriegen von 1864, 1866 und 1870—71 lebt in der Geschichte und im Volksmunde als der große „Schweiger“ fort. Schon vor 40 Jahren erzählten alle Zeitungen wahre Wunderdinge von der Schweigsamkeit des Generalfeldmarschalls, und im Jahre 1886 feierte der damalige Oberbürgermeister Seydel

bei einem Festmahle bei Kroll den Grafen Moltke als den „Schweiger und Macher.“ In Schulbüchern und Geschichtswerken wurde die Kunst des Schweigens als ein höchst bedeutender Charakterzug Moltkes betont, und selbst in Kreisen, die durch keine Kluft von Moltke getrennt waren, konnte man zu jener Zeit manche hübsche Anekdote zum Belege seiner Kunst, zu schweigen, hören. Trotzdem dürfte die Geschichte von der Schweigsamkeit Moltkes nicht viel mehr als eine Legende sein, die ihren Ursprung, wie es scheint, auf die bereits erwähnte Rede des Oberbürgermeisters Seydeel zurückführt. In einer Chronik der damaligen Zeit wird versichert, daß bei jenem Festmahl im Kroll'schen Saal auch Bismarck und Stolberg teilgenommen und mit nicht geringer Bewunderung den Worten des Oberbürgermeisters gelauscht hätten, der Moltke zu einem „Schweiger und Macher“ stempelte. Ein „Macher war Moltke allerdings, dieser Ruhm wird ihm für alle Zeiten erhalten bleiben, denn ohne sein strategisches Genie wäre der Erfolg der Feldzüge wenigstens teilweise in Frage gestellt gewesen. Ein „Schweiger“ aber war Moltke nie in seinem Leben. Er wußte zwar zur rechten Zeit zu schweigen und liebte keine oberflächlichen, inhaltlosen Gespräche, im übrigen aber war er im Gegenteil eher gesprächig und besaß eine mitteiltsame Natur und lebhaftes Unterhaltungsgabe. Von den Hunderttausenden, die seine Schweigsamkeit zu rühmen wußten, hat selbstverständlich kaum ein einziger aus eigener Erfahrung sich zu überzeugen vermocht. Seine nähere Umgebung aber wußte, daß Moltke alles andere als eine verschlossene Natur war. Allerdings war er schon als junger Leutnant stets bescheiden und zurückhaltend, und darauf ist es wohl auch zurückzuführen, daß er erst in verhältnismäßig späten Jahren sich verheiratet hat. Der plötzliche Verlust liebenswürdigen Frau, die die Stieftochter seiner Schwester war und an ihrem Gatten mit großer Verehrung hing, ergriff Moltke tief und stimmte ihn naturgemäß ernster, aber auch in späteren Jahren behielt er seine Regsamkeit, die in einem lebhaften und mit geistreichen Aperçus gewürzten Gespräch zum Ausdruck kam. Daß Moltke nicht so ganz verschlossen gewesen sein kann, wie es allgemein angenommen wird, geht ja schließlich auch daraus hervor, daß ein so viel jüngeres Mädchen dem viel älteren Mann Sympathie entgegenbringen konnte. Mary Burt, die Stieftochter seiner Schwester, war erst fünfzehn Jahre alt, als sie sich an den Briefen begeisterte, die der Hauptmann im Generalstab Moltke aus Konstantinopel an seine Schwester schrieb. Die Ehe dieses an Jahren so ungleichen Paares war äußerst glücklich; Mary brachte den Studien ihres Gatten volles Verständnis entgegen und erwarb sich an seiner Seite einen außerordentlichen Bildungsgrad. Alles das setzt voraus, daß Moltke zugänglich und mitteiltsam war, und daß die Fabel von seiner Schweigsamkeit nur von solchen Leuten herrührt, die mit dem „großen Schweiger“ niemals in Berührung gekommen sind.

Die Bezahlung der Schweizer Hausfrauen. In der Schweiz ist, wie die „Dokumente des Fortschritts“ melden, durch ein Gesetz festgestellt worden, daß der Ehefrau der dritte Teil des Einkommens ihres Gatten gehört als Entgelt für die von ihr geleistete Arbeit im Hause. Die Frau hat des ferneren Anspruch auf den dritten Teil seines Vermögens und darf über diesen allein nach Gutdünken verfügen. Es ist hier zum ersten Male festgelegt worden, wie hoch die bisher unentgeltlich geleistete Arbeit der Frau im Hause zu bewerten ist. Ob ein Drittel vom Gesamteinkommen als Bewertung der Hausfrauenarbeit im Durchschnitt nicht zu hoch gegriffen ist, wird sich wohl, nachdem das Gesetz einige Jahre in Kraft war, erweisen.

Eine Dame per Nachnahme. Eisenbahnen, Post und Schiffahrtsgesellschaften haben sicher schon die merkwürdigsten Dinge als Nachnahmesendungen befördert —, daß aber eine lebendige Sängerin gegen Nachnahme verschickt wird, das dürfte jetzt wohl zum ersten Male passiert sein. Der Direktor eines Bukarester Tingeltangels wollte kürzlich für sein Theater eine exzentrische Sängerin, die sich Gräfin Visconti nennt, engagieren. Die angebliche Gräfin, die sich in Alexandria in Aegypten befindet, war derart verschuldet, daß der Bukarester Direktor mit

Sicherheit annehmen konnte, daß die Gläubiger der Dame das Reisegeld in Beschlag nehmen würden, wenn er sich einfallen ließe, es ihr in barem Gelde auszahlen zu lassen. Deshalb faßte er den etwas ungewöhnlichen Entschluß, sich die Brettlidiva gegen Nachnahme zuschicken zu lassen; zu diesem Zwecke schloß er mit einer rumänischen Schiffahrtsgesellschaft einen Vertrag, nach welchem die Gesellschaft sich verpflichtete, die „Divetta“ ohne Schiffskarte an Bord eines ihrer Dampfer zu nehmen und sie von Alexandria nach Constanza zu bringen; hier sollte sie von dem Direktor gegen Erlegung der gesamten Reisekosten in Empfang genommen werden. Alles ging vortrefflich bis zu dem Augenblicke, in welchem gezahlt werden sollte; der Direktor hatte sich ausgerechnet, daß er alles in allem 250 Fr. zu zahlen haben würde; die „Chanteuse“ hatte aber, da sie wußte, daß alles bezahlt werden mußte, während der Ueberfahrt wie eine Prinzessin gelebt und einer erklecklichen Anzahl Champagnerflaschen den Hals gebrochen. So kam es, daß dem Direktor eine Nachnahmerechnung in Höhe von 800 Fr. vorgelegt wurde; zuerst — so berichtet der „Eclair“ — weigerte er sich ganz entschieden zu zahlen; als der Vertreter der Schiffahrtsgesellschaft aber kategorisch erklärte, daß unter solchen Umständen die „Ware“ zurückgehen würde, bequeme er sich seufzend zur Einlösung der Nachnahmesendung.

Welchen Weg legt ein Kellner zurück? Die wenigsten Leute haben eine Ahnung davon, daß die Kellner zu denjenigen Leuten gehören, welche durch ihren Beruf gezwungen werden, die längsten Distanzen zurückzulegen. Wenn man so einen Schwarzbefrackten geschäftig herumflitzen sieht, dann glaubt man, der Mann habe es wohl sehr eilig, kommt aber niemals auf die Idee, daß er innerhalb des Raumes Märsche zurücklegt, welche dem trainierten Soldaten alle Ehre machen würden. Der Wirt eines Berliner Hotels hatte kürzlich festgestellt, wie viel seine Kellner tagsüber zu laufen hätten. Der Oberkellner wurde mit einem Schrittzähler versehen, begann seinen Dienst um sieben Uhr morgens und beendigte ihn um 12 Uhr abends. Zwischendurch machte er zwei Stunden Tischzeit. Die Prüfung ergab, daß der „Ober“ tagsüber sage und schreibe 22 Kilometer zurückgelegt hatte. Trotzdem hatte er den Speisesaal fast niemals verlassen müssen, da die einzelnen Gerichte per Telephon von ihm bestellt und durch Zuträger aus der Küche geholt wurden. Ge- wiß eine anständige Leistung.

Neuer Schwimmapparat. Eine interessante Vorführung fand kürzlich in der städtischen Badeanstalt in der Dannewitzstraße in Berlin statt. Es wurde ein neuer Schwimmapparat unter dem Namen „Rettung“ demonstriert. Die Vertreter zahlreicher Behörden, so des Kriegsministeriums, wohnten der Veranstaltung bei. Zunächst wurde ein Pionier in voller Uniform mit Tornister, Patronentasche usw. vorgestellt, der feldmarschmäßig bekleidet ins Wasser sprang. Trotz des Gewichtes der Ausrüstungsgegenstände sank er nicht unter, sondern er konnte im Wasser aufrecht stehen und durch die ganze Breite des Bassins im Paradeschritt hin- und hermarschieren. Dann folgte ein Herr im Badekostüm, bei dem gleichfalls die neuartige Rettungsvorrichtung in dem Augenblicke in Aktion trat, als er ins Wasser sprang. Es ist nämlich ebenso wie in der Uniform auch in dem Badekostüm ein Futterstoff angebracht, der in dem Moment, wo er mit dem Wasser in Berührung kommt, automatisch in Wirksamkeit tritt und seine tragenden Eigenschaften entfaltet. Dieser Futterstoff läßt sich in jedem Anzug, in jedem Kostüm, in der Weste usw. derartig anbringen, daß ein Vorhandensein von außen in keiner Weise bemerkbar ist. Erst bei der Berührung mit Wasser bläht er sich auf, jedoch nicht so, daß eine Verunstaltung der Formen eintreten würde. Zum Beweise, daß der Futterstoff auch an Damenkostümen angebracht werden kann, sprang eine vollständige, sogar mit Schuhen bekleidete Dame ins Wasser. Der Futterstoff war hier im Innern der Bluse befestigt, ohne daß man es von außen irgendwo bemerken konnte. Es folgte dann noch eine Dame im Badeanzug. Um zu zeigen, daß der Stoff auch trägt, wenn keine Bewegungen gemacht werden, waren dieser Dame

die Füße zusammengebunden worden. Die bei der Vorführung anwesenden Personen erklärten sich von den Resultaten überaus befriedigt.

Die neue französische Zeit. Auf Grund der Neuregelung der Zeitbestimmung ist kürzlich um 12 Uhr mittags in Frankreich die Westeuropäische Zeit, die gegen die bisherige um 9 Minuten 21 Sekunden differiert, offiziell zur Einführung gelangt. Punkt 12 Uhr wurden demzufolge in Paris die öffentlichen Uhren angehalten, um nach 9 Minuten und 21 Sekunden wieder in Gang gesetzt zu werden. Die Abänderung der im bürgerlichen Leben Frankreichs bisher gebräuchlichen Zeitberechnung und ihr Ersatz durch die Normalzeit des Meridian von Greenwich sind in Paris so gut wie unbeachtet geblieben, ganz im Gegensatz zu der Zeit der zweiten Restaurationsepoche. Damals trug sich der Seinepräfekt de Chabrot auch mit der Absicht, die Pariser Zeitbestimmung zu ändern und die wahre Zeit in die mittlere Zeit zu verwandeln. Obwohl es sich dabei nur um eine Differenz von wenigen Minuten gehandelt hätte, trug der Präfekt doch große Bedenken, seine Absicht zur Ausführung zu bringen, aus Furcht, die Pariser Bevölkerung und insbesondere die Arbeiter zu verstimmen, die angesichts der durch die neue Zeitbestimmung bedingten Aenderung der Arbeitspausen gereizt und vielleicht zu Ruhestörungen hätten veranlaßt werden können. Die jetzt in aller Stille durchgeführte Neuordnung der französischen Zeitbestimmung gibt dem „Matin“ Gelegenheit, daran zu erinnern, daß ein Land existiert, dessen Bewohner der Uhr überhaupt entraten können, da die Stundenbestimmung dort ein wahres Kinderspiel ist. Es handelt sich um die Negerrepublik Liberia. Die Sonne geht hier alltäglich punkt 6 Uhr morgens auf, steht mathematisch genau um die Mitte des Tages im Zenith und verschwindet um 6 Uhr abends am Horizont. Die Eingeborenen haben in der Feststellung der Zeit nach der Länge und der Richtung des Schattens eine solche Übung erlangt, daß sie sich nie um mehr als drei oder vier Minuten irren.

Wie viel Haustiere gibt es auf der Welt? Eine vom Ackerbauministerium der Vereinigten Staaten ausgearbeitete Statistik, die in den Mitteilungen des Instituts dem Crop Reporter mitgeteilt worden ist, beschäftigt sich mit der Frage nach der Zahl der wichtigsten Kategorien von Haustieren auf der Erde. Es versteht sich von selbst, daß diese Zahlen nur eine ungefähre Vorstellung von dem gesamten Bestande geben können, denn es ist unmöglich, genaue Statistiken dieser Art aus bestimmten Ländern, so aus dem größten Teil von Affen, von Afrika und Südamerika, zu erhalten. Die Zahl der Haustiere auf der ganzen Welt wird auf etwa 1500 Millionen geschätzt, davon entfallen auf die Hauptarten: 580 Millionen Rinder, 95 Millionen Pferde, 9 Millionen Esel, 7 Millionen Maultiere, 2 Millionen Kamele, 21 Millionen Büffel, 100 Millionen Ziegen, 150 Millionen Schweine, 900.000 Rentiere. Die Vereinigten Staaten stehen in der Produktion von Schweinen und Pferden an erster Stelle mit 50 Millionen Schweinen und 25 Millionen Pferden. Doch ist ihnen das russische Reich im Pferdereichtum etwa gleich. Was die Produktion von Rindern anbetrifft, so steht Australien mit 88 Millionen an erster Stelle, Argentinien an zweiter, die Vereinigten Staaten an dritter. Die Hälfte des gesamtlichen der Ziegen findet sich in Indien. Indien steht auch im Besitz von Großvieh an erster Stelle mit seinen 70 Millionen Ochsen und Zebus.



## Allerlei Nützlich.

Vergilbtes Elfenbein. Nicht alles Elfenbein ist von Natur weiß; nicht selten ist es gelblich und sonst bräunlich gefärbt, und auch das ursprünglich weiße Elfenbein erhält, wenn es länger der Luft ausgesetzt ist, einen gelblichen Ton; dadurch wird der Wert und die Wirkung der Kunstgegenstände vermindert. Glücklicherweise läßt sich aber sowohl gelbes wie auch vergilbtes

Elfenbein sehr gut bleichen. Man kann zu diesem Zweck verschiedene Chemikalien verwenden, wie zum Beispiel Chlorkalklösung, muß aber darauf achten, daß diese keine Säure enthalten, da sonst das Elfenbein angegriffen wird. Unschädlich ist dagegen das Bleichen mit Hilfe einer reinen Wasserstoffsperoxydlösung. In den meisten Fällen, wo es sich um Nippsachen im Haushalt, Schmuckgegenstände usw. handelt, kann man auf sehr einfache Weise gelb gewordenes Elfenbein selbst bleichen. Zu diesem Zweck wäscht man es mit Hilfe einer weichen Bürste mit einer milden Seife ab und legt es feucht in die Sonne. Die Seife entfernt Staub und Fett aus den oberflächlichen Schichten des Elfenbeines und die Sonnenstrahlen besorgen dann die Bleiche.

Ausbessern von Mottenschäden. Kleine Mottenschäden in Mörtieren, Decken, Möbelstücken, die man nicht stopfen kann, so daß der Schaden sichtbar wird, unterklebt man mit englischem Pflaster. Die Fäden halten dann zusammen, dünne Stellen werden nicht zu Löchern, und der Schaden ist geheilt.

Satinkleider werden mit Seifenrinde (Quillayarin)-Abkochung gewaschen und mit Hausenblase appetiert. Man nimmt von dieser nur wenige Gramm, läßt sie erst in kaltem Wasser aufquellen und hierauf zur Lösung aufkochen, mischt die dicke Flüssigkeit mit kaltem Wasser und drückt darin das Kleid aus. Im halbtrockenen Zustande wird es dann von der linken Seite her geplättet. Durch Stärke erhalten Satinstoffe glänzende Flecken.

Wie sind Wachsflächen aus Kleidern zu entfernen? Man beseitigt die Wachsschicht zunächst auf beliebige Weise, ohne dem Stoffe zu schaden, unterlegt letzteren mit einem nassen Leinwandstück, bedeckt ihn mit reinem Fließpapier und führt über die betreffende Stelle mit einem heißen Bügeleisen. Dies wird nötigenfalls mehrmals wiederholt.

Ranziges Salatöl wieder herzustellen. Man gießt einige Tropfen Salpetergeist in das Öl; danach wird es 20 Minuten in heißes Wasser gestellt, damit es warm, nicht aber heiß werde. Ist das so behandelte Salatöl erkaltet, so schmeckt es wieder wie frisch.

Samt von Schmutzflecken zu reinigen. Man gieße etwas Terpentinegeist auf ein weißes Tuch und reibe den Flecken so lang nach dem Strich des Sammts damit, bis er heraus ist.

Holzwanne wird am besten beseitigt, wenn man die Holzteile, in denen er sich aufhält, mit Karbolschwefelsäure bepinselt. Das Verfahren muß einige Zeit fortgesetzt werden.

Wie erkennt man echte Vergoldung und Versilberung? Vergoldung: Verdünnte Lösung von Kupferchlorid bewirkt auf unechter Vergoldung einen schwarzen Niederschlag; auf echter bringt sie keine Veränderung hervor. Versilberung: Gleiche Teile rotes chromsaures Kalium und Salpetersäure bewirken auf echter Versilberung einen roten Niederschlag; auf unechter keinen oder nur einen anders gefärbten.

Alfenidegegenstände putzt man am schönsten, indem man sie mit Stearinöl abreibt und dann mittels eines Leders mit geschabter Kreide polirt.

Aus Atlas werden Flecke gewöhnlich mit Spiritus und einem Wattebausch entfernt. Namentlich Atlasschuhe werden auf diese Weise leicht gereinigt.

Verunreinigte Bade- und Waschwämme werden dadurch wieder hergestellt, daß man sie etwas mit Chlorkalium bestreut und denselben darauf zerfließen läßt. Wird der Schwamm nach kurzer Zeit wieder ausgewaschen und getrocknet, so erlangt er seine frühere Elastizität und Porosität wieder.

Feine Lederschuhe erhält man weich und glänzend, wenn man sie täglich mit Eiweiß oder Vaseline einreibt. Der Rückstand in den Eierschalen würde zu diesem Zwecke genügend sein.

Um Brüsseler Teppiche vorzüglich zu reinigen, nimmt man einen Eimer kaltes Wasser und einen halben Eimer Wasser, gemischt mit einer kleinen Obertasse Salmiak und ebensoviel Spiritus oder guten Brantwein. Nachdem man den Teppich glatt auf den Fußboden gelegt, taucht man einen neuen, feinen Aufnehmer in die Mischung, ringt denselben leicht aus und beginne einen kleinen Teil des Teppichs damit kräftig zu reiben; wenn



— Zur Durchführung einer rationellen, naturgemässen Ernährung sind die Knorr'schen Nährmittel ((Knorr's Hafermehl, Haferflocken, Gerstemebl, Reismehl, Grünkernmehl und Tapioka etc.) äusserst empfehlenswert. Sie sind sehr nahrhaft und wohlschmeckend und bieten vermöge eines besonderen, sinnreichen Verfahrens die Nährstoffe und Nährsalze in leichtverdaulicher Form. Die Zubereitung ist sehr einfach und die Kochzeit ganz gering.

man glaubt, die Stelle sei rein, reibe man mit klarem Wasser sogleich nach. Ist auf diese Weise der Teppich ganz fertig, hänge man denselben zum Trocknen glatt auf. Das Wasser muß sehr oft gewechselt werden, und ist der Teppich sehr groß, auch einmal die Mischung.



## Humoristisches.

**Ideale Ehe.** „Sie sind also jetzt wirklich verheiratet?“ — „Gewiß und äusserst glücklich! Meine Frau geht von Mai bis Oktober auf Reisen und ich von Oktober bis Mai!“

**Hemmnis.** „Hätte ich gewußt, daß heute alles, was etwas ist, Automobil fährt, hätt' ich niemals meinen Mann geheiratet.“ — „Warum? Wird ihm schlecht beim Fahren?“ — „I wo. Aber er hat so abstehende Ohren, daß man nie gegen den Wind fahren kann.“

**Fatale Verwechslung.** Der alte Portier der Bahnstation M. besuchte an einem freien Vormittage die Kirche. Während der Messe schlummerte er friedlich ein. Da ertönte hell die Klingel des Ministranten durch die geweihten Räume. Erschrocken fuhr der Alte aus seinem Schlummer und rief mit Stentorstimme: „Einsteigen!... Richtung Pardubitz, Kolin, Prag!...“

**Vermächtnis.** „Als der Sekretär Tipferl starb, hinterließ er alles, was er hatte, dem städtischen Waisenhaus.“ — „Das war eine gute Idee von ihm.“ — „Und wieviel war's?“ — „Sieben Kinder!“

**Ein kleiner Irrtum.** Arzt (untersuchend): „Sie sind also bei einem Orchester angestellt?... Das sieht man sofort! Großartig entwickelter Brustkorb... Welches Instrument?... Sie blasen natürlich...“ — „Jo! I blos jeden Abend die Orchesterlampen aus!“

**Meldung aus Warschau.** Die vereinigten Diebe Warschaws bringen hiermit zur öffentlichen Kenntnis, daß sie in den Ausstand treten und die Arbeit niederlegen. Bisher begnügte sich die Polizei mit der Hälfte unserer Beute. Jetzt heansprucht sie 75 v. H., so daß uns von jedem gestohlenen Rubel nur 25 elende Kopeken bleiben. Da die Polizei auf ihrer Forderung beharrt, sind wir zum Ausstand gezwungen. Unter solch elenden Bedingungen können wir nicht anständig leben.

**Abgewunken.** Bittsteller: „Sie glauben gar nicht, wie schwer es heutzutage ist, in die Höhe zu kommen!“ — Millionär: „Trösten Sie sich, die Flugapparate werden immer billiger!“

So kommt's noch. Hausfrau: „Und wie viel Lohn ver-

langen Sie?“ — Wofe: „Ja, gnä' Frau, Lohn verlange ich überhaupt nicht, sondern Gehalt und außerdem Repräsentationsgelder.“

**Guter Grund.** Stellensuchender Beamter (zu einem Chef): „Warum wollen Sie durchaus nur verheiratete Beamte?“ — „Die bleiben lieber eine Viertelstunde länger im Bureau!“

**Ein schönes Wort.** Student: „Eine Erbtante, die nicht stirbt, ist für mich eine leere Champagnerflasche.“

**Entgegenkommend.** Schneider Zwirn: „Wann kann ich denn einmal die 80 Mark, die Sie mir schuldig sind, bei Ihnen abholen?“ — Student (liebenswert): „Welcher Tag würde Ihnen denn am besten passen, Herr Zwirn?“ — Zwirn (erfreut): „Am liebsten wäre mir der Donnerstag!“ — Student: „Gut — dann kommen Sie jeden Donnerstag!“

**Die guten Freundinnen.** „Ihr Hut ist aber recht altmodisch, meine Liebe.“ — „Freilich, er stammt ja auch aus Ihrer Jugendzeit.“

**Bei der Kartenlegerin.** „Meine Dame,“ sagte die Kartenlegerin, indem sie die Karten zum fünfzehnten Male mischte, „außerdem, daß hier etwas beim Hause liegt, etwas Geld, ein Brief und noch etwas Besseres, hat das Schicksal bestimmt, daß Sie fremde Länder besuchen, sich an den Höfen von Königen bewegen werden, und daß Sie, nachdem Sie alle ihre Rivalinnen geschlagen haben werden, den Mann Ihrer Wahl heiraten werden, einen Grafen tatsächlich.“ — „Wird er jung sein?“ forschte die holde Besucherin, indem sie aufgeregt die Hände faltete. — „Jung,“ flüsterte die Wahrsagerin, „und reich.“ — In ihrer Erregung packte die holde Besucherin den Arm der Seherin. „Aber wie,“ rief sie, „werde ich meinen jetzigen Mann los?“



## Grenzen der Technik.

Wer hätt' es für möglich gehalten,  
Man telegraphiert ohne Draht!  
Was wird sich noch alles entfalten  
Im technischen Zukunftsstaat.

Man fährt ohne Schienen und Wagen  
Demnächst auf der Eisenbahn,  
Man zieht mit sicherem Behagen  
Ohne Schiff durch den Ozean.

Krieg führt man ohne Soldaten  
Wird ohne Examen Student,  
Spielt Gassenhauer und Soldaten  
Ohne jegliches Instrument.

Man wird ohne Pinsel malen,  
Ohne Henne erzeugen das Ei,  
Man wird die Steuern bezahlen  
Und sparen das Geld dabei!

Man wird ohne Kur sich entfettigen,  
Wird ernten und nichts mehr bebau'n,  
Man wird seinen Magen sättigen  
Und doch nicht mehr kau'n und verdau'n.

Man wird — doch halt will ich winken,  
O stürmende Technik, halt ein!  
Laß ohne Wein nicht das Trinken,  
Ohne Frauen nicht Liebe gedeih'n!

**Damen** (m. illeg. Kind., körp. Fehl.) 5-500.000 Mk. Verm., wünschen bald. Heirat. Nur Herreh, (w. a. ohne Verm.) bei denen gegen eine schnelle Heirat kein Hindern. vorliegt, wollen sich melden bei **L. Schlessinger, Berlin 18.**